



Das Makart-Denkmal in Wien. Nach dem Entwurf von Viktor Tilgner.

Sinksrheinisch.

Novelle

VON

Sermine Billinger.

Der Kapitän fuhr mit seinem Kopf aus dem Bett und warf einen ärgerlichen Blick auf die Kokos-Uhr, die auf der Kommode stand, inmitten einer Anzahl Empiretassen.

„Um, noch nicht sechs,“ brummte der alte Herr, der soeben durch ein äußerst kräftiges Lachen aus dem Schlafe geweckt worden war. Wer konnte das sein da oben, fern von der kleinen Fabrikstadt, die sich drunten im Thal zwischen Wald- und Rebbergen ausbreitete? Das Häuschen, das der Kapitän bewohnte, lag, ganz von Ranken umspinnen, dem ansehnlichen Besitzthum des reichen Fabrikanten Jean Merkle gegenüber, und es war noch nie jemand von dessen Leuten eingefallen, die Morgenstille durch ein lautes Gelächter zu stören.

Mit eins fuhr der Kapitän in die Höhe: „Bigre mon bijou!“ und war im nächsten Augenblick am Fenster. Welche Ueberraschung! Das kleine einstöckige Häuschen gegenüber, das der Fabrikherr für seine Schwester neben seinem Garten hatte bauen lassen, war bewohnt; zum erstenmal seit zehn Jahren standen die Läden offen, und im Gärtchen befand sich ein Mensch in einem grauen Leinwandkittel, mit einer Hacke in der Hand, und der war's, der gelacht hatte; er lachte noch immer, und zwar über Bijou. Das Tier hatte, natürlich aus Neugier, den Kopf zwischen die Gitterstäbe des Gartens gezwängt und konnte sich nun augenscheinlich aus dieser Lage nicht mehr befreien. Es schrie und zappelte, und nicht weit von ihm, auf einem Steinpfiler des Nebengartens, saß eine große, schöne Angorakaze und sah mit funkelnden Augen der Verzweiflung des Hundes zu. Der mit der Hacke kam heran, sprach dem winselnden Tier freundlich zu, nahm dessen Kopf zwischen die Hände, drückte ihm ein wenig die Ohren zusammen und befreite so den Hund aus seiner Lage. Die Kaze, die sich für diesen Vorgang zu interessieren schien, hatte unvorsichtigerweise ihren Posten verlassen und war ins Gärtchen gesprungen. Kaum sah sich der Hund frei, als er auch wie von Sinnen durch die offene Thür raste und sich auf die Kaze stürzte. Sie hatte gerade noch Zeit, an dem im Leinwandkittel emporzuklettern und sich an seinen Schultern festzuklauen.

Wer war dieser Fremde, wer konnte dieser neue Nachbar sein?

„Tröndle,“ erschallte dessen Stimme in diesem Augenblick nach dem Hause hin, „jagen Sie den Hund fort!“

Der Kapitän plaste mit einem Fluche heraus — ein Offiziersbursche, ein deutscher Offiziersbursche, war aus dem Hause getreten und beförderte den rabiaten Bijou ohne weiteres zur Thür hinaus.

War das denkbar, auf dem Eigentum des Monsieur Henri Merkle ein deutscher Offizier! Gestern abend noch war er, der Kapitän, mit seinem Freunde Martelet drüben gewesen; sie hatten mit Monsieur Merkle soupiert und gespielt, und er hatte ihnen mit keinem Worte verraten, daß er sein Häuschen vermietet hatte.

Die Empörung ließ den alten Herrn nicht mehr schlafen; er läutete nach seinem Frühstück, hatte Lust, Bijou, der mit der Hausfrau kam, einen Fußtritt zu geben, brachte es aber nicht über sich, und da sein Neger irgendwo hinaus mußte, führte er ihm die Hand zum Rasieren, so daß der alte Herr wie tättowiert ausah, als er das Haus verließ. Drüben der Offizier trat zu gleicher Zeit heraus; sein Säbel schlug klirrend gegen die Gartenthür, und Bijou sprang zutraulich an ihm empor; er grüßte den Nachbar, und der Kapitän riß mit einem wütenden Gesichtsausdruck den Hut vom Kopf und stürmte davon. Er war ein kleiner, untersehter Mann mit einem dicken, rötlichen Gesicht und sah trotz seines wohlgepflegten Henriquate ganz wie ein deutscher Wiedermann aus; er hieß noch obendrein Maierhuber, und dieser nicht zum Umbringen deutsche Name war der Hauptkummer seines Lebens, denn es gab keine französische Zunge, die ihn auszusprechen vermocht hätte.

Der Kapitän ging an dem schönen eisernen Gitterthor vorbei, von dem man durch eine breite Kastanienallee zum Wohnhaus des Fabrikanten gelangte, und trat unterhalb des Gartens in den Hof.

Im ersten Stock eines länglichen Gebäudes, dessen untere Räume wirtschaftlichen Zwecken dienten, hatte der Freund, Monsieur Martelet, seine paar Zimmer.

Martelet war ebenfalls Kapitän; Monsieur Merkle hatte ihn im Jahre 1870 als schwerverwundeten Offizier bei sich aufgenommen und gepflegt, und seither war er als Gast im Hause geblieben.

Er liebte es zwar, bei jeder Gelegenheit von seiner Abreise zu sprechen, um die armen Elsäßer, die so froh waren, ihn zu haben, ein wenig zu ängstigen. Im Grunde wußte er aber ganz genau, daß er drüben in Frankreich nicht halb so viel Effekt gemacht haben würde als hier, wo man den liebenswürdigen Schwadronneur auf Händen trug.

Er lag noch im Bett, als der Kapitän bei ihm eintrat; der Franzose fuhr mit seinem völlig kahlen, ganz mit Nanzeln übersäten Köpfchen aus dem Kissen: „Unglücklicher, Sie wecken mich aus meinem besten Schlaf!“

„Um Ihnen zu sagen,“ fiel ihm der Kapitän ins Wort, „daß Monsieur Merkle einen Mieter in sein Gartenhäuschen genommen hat, und daß dieser Mieter niemand anders ist als ein deutscher Offizier!“

Der kleine Franzose fuhr mit beiden Beinen zum Bett heraus: „Sie träumen — Sie haben gestern Abend wieder zu viel getrunken!“

„Ich bitte Sie, Martelet, ich stehe Sie an, das ist nicht leicht zu nehmen, das ist eine ernste Sache — in unsrer nächsten Nachbarschaft ein deutscher Offizier, den man täglich vor Augen haben muß, um immer wieder daran erinnert zu werden —“

Er konnte nicht weiter sprechen; die Erregung schnürte ihm die Kehle zusammen.

Martelet klopfte ihm auf die Schulter: „Mein armer Freund, Sie haben recht — welche eine Beleidigung! Gestern Abend saßen wir noch mit diesem Monsieur Merkle zusammen — sagte er uns auch nur ein Wort von seinem Vorhaben? Das ist ihm nicht der Mühe wert — wir haben uns zu fügen — wir sind in seinen Augen niemand. Aber, Monsieur Merkle, das geht zu weit; einmal hat's ein Ende, und diesmal bleibt's dabei: ich reise ab! Jawohl, ich reise! Sagen Sie nichts, mein lieber Kapitän, bilden Sie sich nicht ein, mich von meinem Vorhaben zurückhalten zu können — o nein, ich bin nicht derjenige, der sich einen deutschen Offizier vor die Nase setzen läßt — schon der Anblick einer preussischen Uniform treibt mir die Galle ins Blut — unter jeder Bedingung, ich reise — kein Wort, Kapitän, ich beschwöre Sie, keine Silbe; ein Widerspruch könnte mich in diesem Augenblick zum Aeußersten treiben.“

Der Kapitän, der treuherzig genug war, immer wieder den Kopf zu verlieren, so oft Martelet von seiner Abreise sprach, rief in heller Verzweiflung aus:

„Und Mademoiselle Jeanne?“

„Das arme Kind,“ seufzte Martelet, „mit ihrem schönen Patriotismus; ich sage nicht, daß mir die Trennung von ihr leicht wird —“

„Und ich sage,“ unterbrach ihn der Kapitän, „daß es unsre Pflicht wäre, ihr beizustehen und Monsieur Merkle wegen seiner Handlungsweise zur Rede zu stellen —“

„Ah, mein Freund, das ist eine Idee!“ rief der Franzose aus, „ich bitte, mir das Wort zu lassen, ich werde diesem Monsieur Merkle sagen — Monsieur Merkle, werde ich zu ihm sagen —“

Martelet hielt seine Rede in den Spiegel hinein; er trug jetzt ein schwarzes Perückchen und probierte

mit großer Sorgfalt nacheinander drei Krawatten an; er entschied sich für eine hellblaue, dabei immerfort seine Rede an Monsieur Merkle haltend, an der er sich selbst verauschte. Der Kapitän hörte ihn geduldig zu; er war von Natur ein leicht aufbrausender Mensch, aber Martelet konnte ihn um den Finger wickeln, denn der Franzose war für ihn der Repräsentant seines Vaterlandes, das er verloren hatte und nicht verschmerzen konnte.

Auch Jeanne, die Tochter des Fabrikanten, hatte zu ihrem Erstaunen eine Uniform im Nebengärtchen entdeckt und begab sich in ihres Vaters Zimmer, um ihn zu fragen, was ein deutscher Offizier da drüben zu thun habe.

Monsieur Merkle lag auf dem Kanapee ausgestreckt; unter den Füßen hatte er eine Zeitung, unter dem Kopf sein Taschentuch. Diese spießbürgerliche Art, seine Sachen zu schonen, war das Entsetzen seiner Tochter, die als Erbin einiger Millionen in Paris erzogen worden war. Indes, trotzdem sie nach der letzten Pariser Mode gekleidet war, es half ihr nichts; sie sah darum doch mit ihrer großen, schlanken Figur, ihrer leuchtenden Gesichtsfarbe und dem reichen, aschblonden Haar zum Lachen deutsch aus, wie sich ihre Verwandten ausdrückten. Und dies war der Hauptkummer in Mademoiselle Jeannes Leben!

In den Räumen des unteren Stockwerkes, das Monsieur Merkle bewohnte, fehlte jeder Komfort, fehlten alle jene Dinge, die ein Gemach erst warm und wohnlich zu machen vermögen. Jeannes jugendfrische und höchst moderne Erscheinung stand im grellsten Gegensatz zu der altmodischen, steifen Pracht dieser vorzeitlichen Einrichtung.

Um so besser paßte Monsieur Merkle hinein mit seinem schmalen, nüchternen Gesicht und dem edigen Gehaben seiner ganzen Persönlichkeit.

Der Fabrikherr war in diesem Augenblick in seine Börsenberichte vertieft und liebte es nicht, bei dieser Beschäftigung gestört zu werden. Jeanne, die nie laut sprach, nie heftig auftrat, hatte ihren Vater schon zweimal angeredet, ohne daß er aufgeschaut hätte. Aber es war ihr zu wichtig, was sie auf dem Herzen hatte.

„Du hast Tante Juliettes Häuschen an einen deutschen Offizier vermietet,“ sprach sie mit erhöhter Stimme, „ist das möglich, Papa, du, so reich?“

„Wer sagt das?“ fuhr er auf. „Man muß nie mit Bestimmtheiten um sich werfen; es giebt überhaupt keine einzige Gewißheit auf der Welt.“

„Aber das ist doch gewiß, daß in unserm Häuschen seit gestern Abend ein deutscher Offizier wohnt?“

„Anscheinend ist er ein Deutscher,“ gab Monsieur Merkle zu, „wenigstens behauptet er's, aber sein Name ist Dumont; und du willst eine Französin sein und heißest Merkle —“

„Papa — Jeannes Lippen zitterten ein wenig —, was werden unsre Verwandten in Paris sagen? Ich schäme mich zu Tod.“

„Das ist unnötig,“ sagte Monsieur Merkle, „neulich in Mülhausen, als die Arbeiterwirren aus-

brachen, waren sie alle recht froh über das deutsche Militär; man muß immer rechnen, mein Kind, und sich mit Leuten, auf deren Hilfe man angewiesen ist, nicht feindlich stellen; deine lieben Pariser können mir nicht helfen, wenn mein Eigentum in Gefahr kommt.“

„Immer dieses Geld,“ murmelte Jeanne.

Ihr Vater lächelte; er wollte eben etwas sagen, als er durch den Eintritt der beiden Hausfreunde daran verhindert wurde.

Der Kapitän mit seinem vor Aufregung roten Kopf wollte sofort ins Zeug gehen, allein Monsieur Martelet schnitt ihm das Wort ab, indem er erst Jeanne mit einem Schwall von Liebenswürdigkeiten überschüttete, sodann Monsieur Merkle versicherte, er werde alle Tage jünger, und ganz lustig hinzufügte:

„Apropos, was haben wir denn da durch das Gitter Ihres Nebengartens für einen bunten Vogel schimmern sehen, Monsieur Merkle?“

„Es ist ein deutscher Offizier,“ sagte Jeanne, indem ihr eine tiefe Röte in die Stirn stieg.

„Mademoiselle“ — der Kapitän wollte von seinem Stuhl aufspringen, allein Martelet kam ihm abermals zuvor:

„Greifern wir uns nicht, Monsieur Merkle ist immer gerecht, er wird uns den Grund seiner Handlungsweise nicht vorenthalten, nicht ansehen, zwei alte Hausfreunde, die nicht recht wissen, was sie von der Sache denken sollen, aufzuklären.“

„Die Sache ist ganz einfach,“ fiel ihm Monsieur Merkle ins Wort, „es machte mir Spaß, dem deutschen Offizier mein Häuschen zu vermieten; es ist mir nie in meinem Leben eine so freundliche Beharrlichkeit vorgekommen wie die dieses Herrn, und für Beharrlichkeit habe ich eine besondere Schwäche. Das leere Häuschen da oben gefiel ihm, und so oft er mich sah, bat er mich mit der ausgesuchtesten Höflichkeit, ich möchte es ihm vermieten. Daß ich endlich nachgab, hat übrigens noch einen andern Grund. Vorletzten Monat starb mir ein tüchtiger Arbeiter; ich habe wieder eine Witwe mit drei Kindern auf dem Hals; mit dem Mietzins des Häuschens ist ihr geholfen. Man muß immer rechnen, meine Herren.“

„Habe ich's nicht gesagt?“ rief Martelet aus, „da haben wir's! Monsieur Merkle ist nicht der Mann, der sich hinreißen oder verwirren läßt, Monsieur Merkle thut immer das Richtige. Unser armer Kapitän, ich sehe es ihm an, ist anderer Meinung, aber auch das müssen wir verstehen; Ihre Welt, Monsieur Merkle, ist Ihre Fabrik, seine Welt war die Arme — unsre große — unsre —“

„Ich bitte Sie,“ unterbrach ihn Monsieur Merkle, indem er einen ungeduldigen Griff nach seiner Zeitung that.

Martelet sprang auf: „Sie sind ein Mann der That und nicht der Worte; kommen Sie, kommen Sie, Kapitän, befreien wir diesen Vielbeschäftigten von ein paar abscheulichen Eindringlingen.“

Die beiden ungleichen Freunde schritten die breite Treppe hinab; kaum im Garten angekommen, warf der Kapitän dem Kameraden den Fehdehandschuh hin:

„Sie sind ein unzuverlässiger Mensch, Sie haben keinen Charakter, die ernsthaftesten, die heiligsten Dinge behandeln Sie en bagatelle —“

„Weil ich einsichtsvoll bin,“ unterbrach ihn der Franzose, „das ist es ja eben, was euch arme Elsäßer so unausstehlich macht, dieser Ernst, diese Schwere, diese Plumpheit! Wochenlang kauen Sie an Ihrer Empörung herum, wenn ich längst nicht mehr weiß, um was es sich handelt. O mein Frankreich, du Land, in dem man ewig jung bleibt, weil alles seinen Impulsen, seinen momentanen Eingebungen folgen darf, warum muß ich unter Menschen leben, die das Dasein zu einer Zwangsarbeit herabwürdigen? Wissen Sie nicht, daß es ein Ding der Unmöglichkeit ist, Monsieur Merkle in irgend einer Sache zu bestimmen, zu beeinflussen! Mein Gott, er kann mich ja jeden Augenblick an die Luft setzen! Ich, mit meiner Geistesgegenwart, sagte mir sofort: Hier müssen wir auf eigne Faust handeln; sachte, ganz sachte müssen wir diesen Preussien aus unsrer stillen Ecke hinausstreiben — Ah, mein Freund,“ setzte er mit einem Seufzer hinzu, „Sie lernen mich nie kennen!“ — worauf ihm der Kapitän ganz zerknirscht die Hand drückte.

Auch Jeanne hatte das Zimmer ihres Vaters verlassen; sie war eine so große Patriotin, daß ihr jedesmal die Röte der Scham in die Stirn schoß, so oft sie daran dachte, was sie wohl in Paris sagen würden, wenn sie erfuhren, daß ein deutscher Offizier auf ihres Vaters Grund und Boden wohne. Gewiß würde man auch sie mit Vorwürfen überhäufen und es unbegreiflich finden, wie sie eine solche Sache habe geschehen lassen können. Kein Mensch wußte ja, wie wenig sie bei ihrem Vater durchsetzte, daß sie keinen Willen haben durfte, keine eignen Gedanken!

Unruhig ging das junge Mädchen in den schönen Räumen des oberen Stockwerkes auf und ab; hier herrschte sie, und ihre Umgebung stand mit der Eleganz ihrer eignen Erscheinung im schönsten Einklang.

Durch die offenen Fenster sah man weit in das gesegnete Thal hinein, eingebettet zwischen den noch kahlen Nebbergen und dunkeln, hoch zum Himmel ragenden Tannenwäldern. Jeanne's Blick glitt achlos über diese freundliche Landschaft hin: ihr Sinn war nicht geweckt für die Natur. Für sie gab es nur ein Schönes: Paris. Allein mochte sie sich noch so sehr dort zu Hause fühlen, es erging ihr mit ihrem Aeußern wie mit ihrem Namen!

Jeanne Merkle, das war nichts Ganzes, das waren zwei Hälften, die nicht zusammenpaßten.

Und das junge Mädchen litt unsäglich unter diesem Zwiepsalt; sie hatte die Umgangsformen einer jungen Weltbete, war sich bewußt, mit der gleichen Vollkommenheit die französische, englische und deutsche Sprache zu beherrschen, und malte und musizierte nicht ohne Talent. Aber trotz aller dieser Kenntnisse war sie innerlich ein vollkommen unentwickeltes Geschöpf geblieben; in ihr schlummerte alles. Einmal nur — sie war noch ein kleines Kind — war eine überraschende Kraft der Empfindung bei ihr für einen

Augenblick zu Tage getreten; sie war gerade dazu gekommen, wie ihre Gouvernante im Garten einen lebendigen Schmetterling an einer Nadel aufspießte; an allen Gliedern zitternd warf sich das Kind von hinten auf die Erzieherin, umklammerte deren Hals mit beiden Händen, in der höchsten Erregung die Worte hervorstößend: „Auch Sie sollen sterben!“

Monsieur Merkle erfuhr diese Geschichte, aber er verlor kein Wort darüber. Mademoiselle Simon blieb die Erzieherin des mutterlosen Kindes, obgleich Jeanne sich bei jeder Gelegenheit bei ihm beklagte: „Sie ist nie freundlich, sie ist immer nur streng zu mir.“ — „Strenge ist gesund,“ antwortete ihr der Vater, und in der That, Jeanne war schon mit zehn Jahren eine kleine Dame, die Widerspruch und Tadel schweigend hinzunehmen und mit jedermann zu verkehren verstand.

Durch Mademoiselles Vermittlung war die kleine Jeanne, ohne daß sie ihr Vaterstädtchen verlassen hätte, die Schülerin eines Pariser Klosters gewesen. Jeden Samstag wurden die Aufgaben des Kindes in jenes Pariser Institut geschickt, wo sie durchgesehen wurden und mit den Aufgaben der kommenden Woche zurückkamen. Die kleine Jeanne hatte ihren Platz in der Klasse, erhielt jedes Jahr eine Belobung und war stolz, einer Pariser Schule als Mitschülerin anzugehören. Mit zwölf Jahren kam sie als Zögling in jenes Kloster, das sie erst als achtzehnjähriges Mädchen wieder verlassen hatte.

Mademoiselle Simon, die während Jeannes Abwesenheit dem Vater Gesellschaft geleistet hatte, verließ das Haus, als das junge Mädchen in die Heimat zurückkehrte.

In ihrer Erinnerung war es einzig Mademoiselle Simon gewesen, die ihr das Leben in ihrem väterlichen Hause verbittert hatte, und einstmals, bei einem Besuch des Vaters im Kloster, gestand ihm Jeanne, daß sie ihre Erzieherin niemals geliebt habe und auch nie zu lieben vermöge, trotz der vielen Andachten, die sie in diesem Sinne schon gehalten.

Und Monsieur Merkle besann sich einen Augenblick und versprach dann seinem Töchterchen:

„Du wirst sie nicht mehr zu Hause vorfinden.“

Aber das Glück, von dem sie geträumt hatte, war darum doch nicht da; die große Summe, die ihr der Vater für ihre persönlichen Bedürfnisse aussetzte, war nur eine Quelle des Kummers und Aergers für sie, weil sie halbe Tage damit zubringen mußte, ihre leidige Rechnung zum Stimmen zu bringen, denn bis zum letzten Pfennig sollte sie dem Vater Rechenschaft geben. Auch litt sie unter seinen spießbürgerlichen Gewohnheiten und schämte sich der Genauigkeit, mit der er die Dienstboten quälte und oft zum Hause hinaustrieb. Als Jeanne ihm einmal vorwarf: „Du machst dir nur Feinde; es wird dich niemand lieben,“ gab er zur Antwort:

„Wer in meinem Hause ist, wird ein tüchtiger, sparsamer Mensch, und dabei finde ich meine Rechnung.“

Es war dem alten Herrn alles Geschäft, und die unbeschreibliche Mäßigkeit und Klarheit, womit jede Lebensfrage abgethan wurde, legte sich Jeanne wie ein Meltau auf die Seele. Sie wunderte sich

jetzt oft, weshalb sie eigentlich im Kloster nicht glücklicher gewesen war; dort hatte sie im Verkehr mit gleichalterigen Freundinnen fröhliche Stunden genossen, während sie sich jetzt mit den paar Fabrikantentöchtern, bei denen sich alles um die engen Verhältnisse des Fabrikstädtchens drehte, durchaus nicht wohl fühlte.

Im Kloster hatten ihr die meisten ihrer Mitschülerinnen zugesagt, und nur an sich selbst hatte sie immerfort anzusehen gehabt. Niemand war so lang, so blond und so still wie sie; wie oft härmte sie sich im geheimen ab, daß sie so ganz anders war als diese entzückende, lebenssprühende Marie Toussaint, ihr Ideal. Aber was half es ihr, daß sie ihr angeborenes Selbst verleugnete? Die Vorzüge der Freundin vermochte sie sich darum doch nicht anzueignen. Sie wußte auch ganz genau, daß ihre Mitschülerinnen sie heimlich „tête carrée“ nannten, und Marie Toussaint selbst hatte sie einmal eine „sentimentale Deutsche“ genannt, weil sie ihr Ideal unter heißen Thränen der Untreue beschuldigt hatte.

Jeanne hatte plötzlich ihr unruhiges Auf- und Abgehen unterbrochen und lehnte sich zum Fenster ihres Boudoirs hinaus. Was war das? Theres, die Tochter des Gärtners, unterhielt sich auf das allerfreundlichste mit einem Manne jenseits des Gitters, der eine deutsche Uniform trug. Sie genierten sich kein bißchen, lachten und scherzten ganz laut, so daß Jeanne jedes Wort hätte verstehen können. Aber sie schloß empört das Fenster; was sollte sie thun? Wenn sie mit ihrem Vater sprach? — Doch sie wußte, er pflegte alles anders aufzufassen als sie und fand gewöhnlich eine Sache komisch, die ihr sehr ernst vorkam. Besser also, sie redete selbst mit Theres und hielt ihr das Unstatthafte ihres Betragens vor. Aber nicht gleich; erst wollte sie ruhig werden, sich selbst in der Gewalt haben. Sie ging in ihr kleines, nach Norden gelegenes Atelier und war bald in ihre Beschäftigung vertieft. Sie malte einen Teller für Marie Toussaint; sie war überhaupt immer mit einer Arbeit für diese Freundin beschäftigt, an der sie mit der ganzen Zärtlichkeit ihres Herzens festhielt. Marie Toussaint war sofort nach ihrem Austritt aus dem Kloster mit ihrem Onkel Toussaint verheiratet worden.

Beim Hochzeitsmahl hatte Marie gelacht und gescherzt, während die Freundin Jeanne mit ihren Thränen kämpfte. „Was hast du nur?“ flüsterte ihr die junge Braut ins Ohr. Aber sie erhielt keine Antwort; Jeanne verstand selber nicht, was sie so tief bewegte; sie mußte nur immer das so ungleiche Paar ansehen, und die Frage drängte sich ihr auf: Wozu denn jung sein und reizend und begehrenswert, wenn das das Ende ist?

Indes der erste Besuch im Heim der jungen Frau hatte Jeanne über deren Schicksal beruhigt: Marie Toussaint hatte sich nicht nur nicht verändert, sie war im Gegenteile womöglich noch ausgelassener als zur Klosterzeit, und Jeanne, die zu Hause ganz verlernte, jung zu sein, kannte kein größeres Glück auf Erden als ihre jährliche Reise nach Paris, wo sie mit Marie Toussaint und den guten Nonnen, die sie erzogen, nach Herzenslust plaudern konnte.

Dies alles stand ihr in nächster Zeit wieder bevor, und der Gedanke daran beruhigte ihr Inneres so völlig, daß sie ihr Vorhaben, mit der Gärtners-tochter zu reden, nicht länger verschob; sie läutete ihrer Jungfer, und ein paar Minuten später stand die nette, kleine, dunkeläugige Bäuerin vor dem Fräulein des Hauses. Dieses hielt dem Mädchen eine wohlverdiente kleine Strafpredigt wegen ihres Verkehrs mit dem deutschen Offiziersburschen, forderte ihr Ehrgefühl heraus und bemühte sich redlich, in dem sehr gleichmütig dreinschauenden Geschöpf ein Gefühl des Patriotismus zu erwecken. Theres sagte nach jedem Satz, den das Fräulein sprach: „Ja, Mamsell,“ und blieb dabei, obgleich sie wiederholt aufgefordert wurde, französisch zu sprechen. In Wahrheit verstand sie kein Wort.

Die Gärtnersleute bewohnten erst seit kurzem das Portierhäuschen am Eingang von Monsieur Merkle's Garten. Der Mann hatte als französischer Husar den siebziger Krieg mitgemacht und war dann als Invalide in sein Heimatstädtchen zurückgekehrt. Der Fabrikherr nahm sich des ehemaligen Arbeiters an und schickte ihn als Verwalter auf sein kleines Jagdschloßchen in den Vogesen.

Die Bauern auf dem Lande sind unabhängiger als die Fabrikstädter; sie haben keine Vorgesetzten, nach deren Meinung sie sich richten müssen; dem ehemaligen Husaren war in dem friedfertigen Dörflein, das das kleine Schloß umgab, allgemach aller Haß und Groll gegen die Ueberwältiger abhanden gekommen. Dazu trug viel der Umgang mit dem Lehrer bei, dessen treuherziges Schwarzwälder Deutsch den Glässern verwandt klang. Die Kinder hingen ihrem Schullehrer an, und ehe man sich's verah, wuchs da unter seinen Händen ein junges deutsches Völklein heran, das aus voller Kehle die alten deutschen Weisen sang, ohne sich weiter etwas dabei zu denken. Einzig allein dem Takt, der Volkskenntnis dieses Mannes war die friedliche Wendung der Dinge zu danken. Er saß im Wirtshaus mitten unter den alten französischen Veteranen und den jungen deutschen Rekruten und hatte es mit der Zeit dahin gebracht, daß sie ihre entgegengesetzten Meinungen ohne alle Händel austauschten und ihre militärischen Ansichten mit einem gewissen Humor gegeneinander ins Treffen führten.

Jean, der Sohn Gilberts, des Verwalters, war bis zu seinem zwölften Jahre in diese Schule gegangen; dann kam er nach Straßburg auf ein Gymnasium; sein Vater gab vor, einen Freiplatz von dort erhalten zu haben.

Mit achtzehn Jahren kehrte der junge Mensch vom Gymnasium zurück und fand seine Familie statt in den Vogesen im Portierhäuschen des Monsieur Merkle. Der ließ den jungen Mann auf sein Bureau kommen; er sah verschlossen aus, hatte eine nachlässige Haltung und kluge, tiefliegende Augen.

Der Fabrikherr stellte allerlei Fragen an ihn; was er zu thun gedente, für welchen Beruf er sich interessiere?

Jean erklärte, er habe nur den einen Wunsch, so bald wie möglich selbständig zu werden und Geld zu verdienen.

„Warum?“ fragte Monsieur Merkle.

„Die Eltern sollen's jetzt schön haben,“ gab der junge Mann zur Antwort.

Der Fabrikherr, der den jungen Menschen die ganze Zeit über nicht aus den Augen gelassen, senkte plötzlich den Blick, indem er dreiz-, viermal: „Hm so! — hm so!“ hervorstieß. Er that das immer, wenn irgend eine Rechnung, die er in seinem Innern gemacht hatte, nicht ganz stimmte.

„Hören Sie meinen Vorschlag,“ redete er den jungen Gilbert an, „treten Sie in meine Fabrik ein; Sie können keinen vorteilhafteren Weg zur Selbständigkeit einschlagen. Bedingung: daß Sie als Arbeiter anfangen, mit den Leuten verkehren und sie kennen lernen. Dies wird Sie in Zukunft sowohl vor Grausamkeit als vor Sentimentalität bewahren.“

Schon nach einem Jahre wurde Jean Spinnereimeister; er war ein so außerordentlich thätiger und streng thätiger Mensch, daß sein rasches Vorwärtkommen niemand wundernehmen konnte. Allein trotzdem er jetzt ein wohlbezahlter junger Mann war, rauchte er nicht eine Zigarre mehr als sonst, und nie sah man ihn im Wirtshaus oder mit andern Burschen zusammen. Er saß immer zu Hause, las nach dem Abendessen in einem Band Weltgeschichte und ließ die Seinen reden. Nur manchmal, wenn seine Mutter, eine rasche, lebhaft Frau, die ihm so unähnliche Schwester tabelte oder ohrfeigte, ergriff er lebhaft deren Partei mit den Worten:

„Laß sie doch, sie soll lachen und schwagen, so viel sie mag, und sich keinen Zwang anthun.“

Das brauchte man der leichtblütigen Theres nicht auch noch anzuempfehlen. Kaum erblickte sie am Abend desselben Tages, an dem sie von Mademoiselle Jeanne ausgezankt worden war, ein paar rote Äpfelklappen hinter dem Gitter des Nachbargartens, als sie auch schon ihre Gießkanne beiseite stellte und mit einem „Pfi! Pfi!“ sich dem Gitter näherte. Der Bursche folgte dem Appell, und als er vor dem Mädchen stand, das ihn lustig anlachte, fragte er mit einem gewissen Mißtrauen:

„Sin Ihr nit au so e verfluchte Französe am End'?“

„Oh nei,“ verwahrte sich Theres, „mine Mamsell hät mir eba e Langs und e Breits uf Französisch g'sagt, und i hab' sie kei Wörtle verstanda; i ka nur dütsch; wo sen denn Ihr d'heim?“

„E Wälder bin i,“ sagte er, „us em Hauensteinische drübe, im Schwarzwald, aber 's g'fallt mir nit bi euch.“

„Oh, warum nit,“ fragte sie, „parliere mer nit die nemlich Sproch als ihr? Und singe kanne mer oi:“

„Deutschland, Deutschland über alles —“

hub sie an, der Bursche fiel mit seiner ungeschlachten Stimme ein, und indem sie sangen, sahen sie sich voller Vergnügen in die Augen, als plötzlich ein heftiges Geklingel aus dem Boudoir von Mademoiselle Jeanne die Ahnungslosen verstummen machte.

Am andern Morgen schickte Jeanne zu Monsieur Martelet und ließ ihn sagen, sie erwarte ihn mit dem Kapitän und zwar so bald als möglich.

Die beiden alten Hausfreunde traten zu gleicher Zeit bei Mademoiselle Jeanne ein; sie kam ihnen mit vor Erregung lebhaft geröteten Wangen entgegen, fiel jedoch nicht mit der Thür ins Haus, sondern bat die Herren, Platz zu nehmen, lächelte über ein Kompliment, das Martelet nicht umhin konnte, ihr zu Füßen zu legen, und dann erst kam sie auf die schwere Beleidigung zu sprechen, die ihr durch die Nachbarschaft zugesügt worden war. Deutsche Lieder, herausfordernde deutsche Vaterlandslieder hatte man aus Bosheit unmittelbar am Gartengitter gesungen. „Und Papa,“ setzte Jeanne mit einem leisen Zittern der Stimme hinzu, „Papa sieht leider nicht ein — ist nicht zu überzeugen — er will diesen Fremden nicht gehen heißen, und so bleibt mir nichts übrig, als Sie, meine Herren, um Ihren Beistand zu bitten.“

Martelet war schon auf den Füßen; er wollte augenblicklich hinüber, und wenn dieser Barbar nicht sofort bereit sei, das Feld zu räumen, so fordere er ihn auf Tod und Leben.

„Nein, nein,“ unterbrach ihn Jeanne, „bitte, Herr Kapitän, helfen Sie mir — es darf nichts Auffälliges geschehen, vielleicht wenn Sie an die Ehre dieses Deutschen appellierten, vielleicht wenn Sie ihm sagten — schieben Sie alles auf mich — sagen Sie einfach, ich sei untröstlich, in so naher Nachbarschaft mit einem Fremden wohnen zu müssen, oder besser, bitten Sie ihn, mir den Gefallen zu erweisen.“

„Mademoiselle Jeanne,“ unterbrach sie der Kapitän, aber Martelet zog ihn schon am Arm zur Thür hinaus.

„Keine Reden, keine Reden, handeln wir, mein Freund.“

Sie gingen hinüber, Martelet voraus, mit einem so unternehmenden Gesichtsausdruck, daß der Kapitän eben bei sich selbst überlegte: unter keiner Bedingung gebe ich zu, daß sich Martelet schlägt — als dieser auch schon mit dem lebenswürdigsten Lächeln vor dem deutschen Offizier stand, der ihnen die Thür öffnete.

Hauptmann von Dumont empfing seine Gäste ohne eine Spur von Erstaunen oder Befangenheit und geleitete sie in sein Zimmer.

„Sie sehen, meine Herren, ich habe es mir schon behaglich gemacht.“

Und wie vergnügt er das behauptete; Martelet hätte fast hell aufgelacht, denn seine kleinen, lebhaften Augen hatten im Nu den ganzen Raum überschaut, der allerdings einen höchst merkwürdigen Begriff von Behaglichkeit erweckte. Von den drei Tischen, die herum standen, schien jeder seine besondere Bestimmung zu haben; der eine war gedeckt wie zum Speisen, der andre ganz überladen mit Büchern, Zeitungen und Briefmappen, auf dem dritten stand ein kleiner Petroleumherd und allerlei Kochgeschirr. An den Wänden hingen in schöner Eintracht mit Pfeifen und alten und neuen Offiziersmützen Küchenschürzen, Kochlöffel und Zimmergerätschaften. In der Ecke über dem Klavier thronte die Venus von Milo.

Monsieur Martelet wendete sich von der Betrachtung der Einrichtung an den Menschen, der vor

ihm saß, und dem es nicht im Traum einzufallen schien, daß der Besuch eine andre als angenehme Ursache haben könne. Er freute sich, seine Nachbarn kennen zu lernen, erzählte, daß er die Bekanntschaft von des Kapitans Hündchen gemacht habe und sich auch des täglichen Besuches einer sehr schönen Kage aus des Fabrikanten Hause erfreue.

„Ich habe eine große Liebe für Tiere,“ setzte er hinzu; „wenn es die Herren interessiert, kann ich Ihnen zwei hübsche Schildkröten zeigen, die äußerst zuthunlich sind. Ich werde mir Bienen halten und Tauben und überhaupt das Leben eines Landwirts führen, solange ich Bezirksoffizier bin. Eine kleine Quetschung des Schienbeins bei einem Sturz mit dem Pferde ist die Ursache meines Hierseins.“

Martelet, der seinem Freunde ansah, daß er darauf brannte, mit der wahren Ursache seines Besuches herauszurücken, kam ihm schnell zuvor, indem er die Frage an den deutschen Offizier richtete:

„Pardon, Monsieur, aber was thut denn dieser kleine Herd in Ihrem Zimmer?“

Dumont lächelte: „Das ist ja gerade das Schöne, kein Wirtshausessen mehr, kein Kasino — Hausmannskost; ich habe die Davidis.“

„Eine Köchin?“ erkundigte sich Martelet.

„Eine ausgezeichnete, die man in seinem Koffer mit sich führen kann.“

Er hielt dem Franzosen ein Buch hin.

„Das ist meine Köchin; jeden Mittag und jeden Abend wird ein Gericht gekocht nach irgend einem Rezept aus diesem Buch; mehr braucht der Mensch nicht, und meistens ist unser Nachwerk ausgezeichnet.“

„Scharmant! Scharmant!“ rief Martelet aus, „Sie scheinen kein so strammer Herr zu sein wie Ihr Vorgänger.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Dumont.

Nun nahm der Kapitän, der schon lange darauf brannte, das Wort: „Der Herr gab einem kleinen Knaben eine Ohrfeige, weil er französisch sprach.“

„Um, das thut mir leid,“ sagte der Hauptmann.

Dem Kapitän bebten die Nasenflügel: „Und die Ursache, weshalb wir hier sind — es sind deutsche Lieder am Gartengitter gesungen worden — mit Absicht natürlich!“

„Glauben Sie das nicht,“ unterbrach ihn der Hauptmann, „mein Bursche, der hat gesungen, wie jener Knabe französisch sprach — aus Gewohnheit; ich kann beides nicht schlimm finden.“

„Ich auch nicht,“ rief Monsieur Martelet aus, „wozu sich das Leben unmäßig verbittern?“

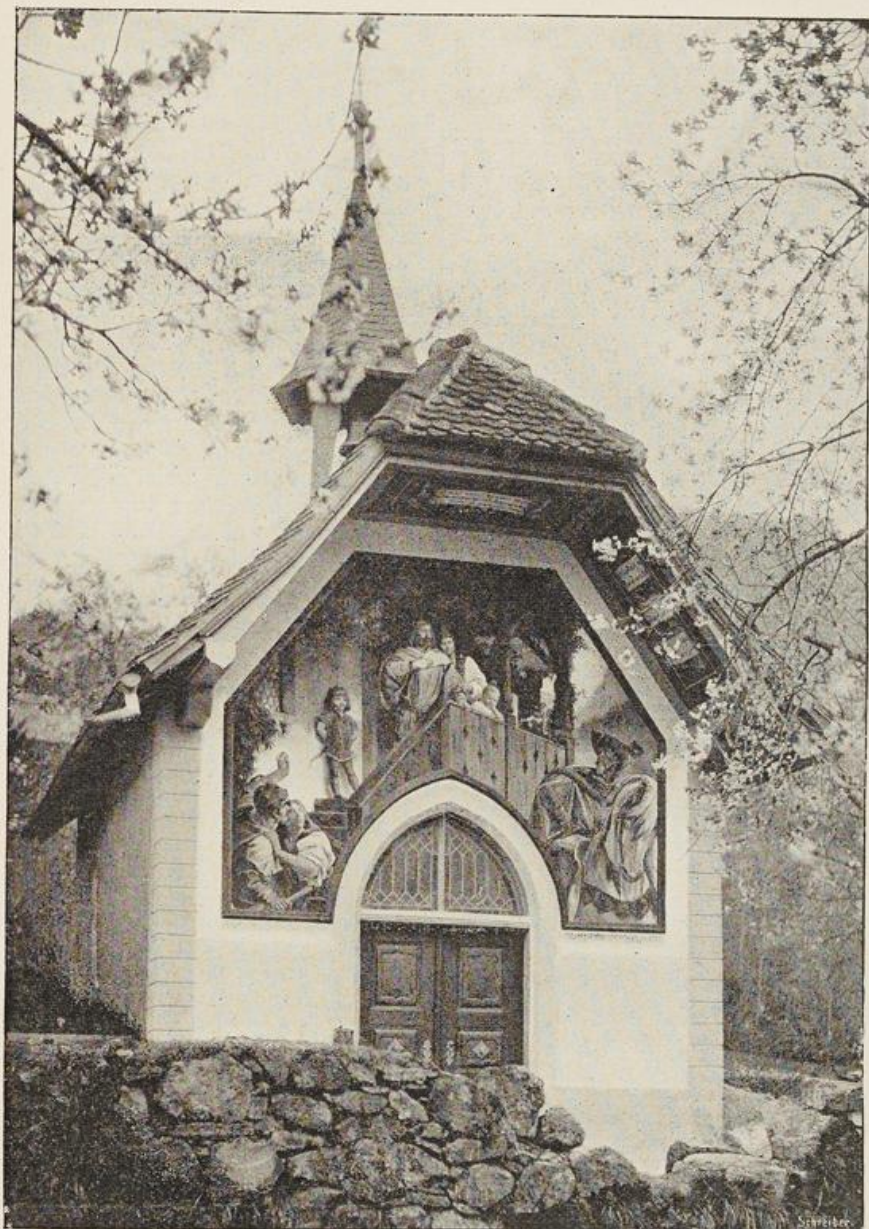
„Ich gedenke es hier im Gegentheil sehr zu genießen,“ sagte der Hauptmann. „Ein Häuschen allein zu bewohnen mit einem Garten, in dieser wunderbaren Stille, die Berge vor der Thür, was kann der Mensch sich Besseres wünschen? Aber ich verspreche, meine Herren, der Bursche soll, wenn er singen will, auf seine Bude gehen oder in den Wald; nur freilich, die deutschen Lieder kann ich ihm nicht verbieten, da er in keiner andern Sprache zu singen vermag. Uebrigens werde ich selbst zu Herrn Merkle hinübergehen und seine Damen um Entschuldigung bitten.“

„Ich möchte denn doch —“ wollte der Kapitän auffahren, allein der Freund kam ihm zuvor: „Monsieur Merkle und seine Tochter werden den Herrn Hauptmann gewiß mit der größten Liebenswürdigkeit empfangen.“

nehme ich mich wie ein solcher und nicht wie ein deutscher Dickshädel.“

„Eh bien!“ schrie der Kapitän und rannte nach rechts.

„Eh bien,“ sagte der Franzose, griff an seinen Hut und ging links ab.



Amateur-Aufnahme von H. Nittmann.

Die Staufacher-Kapelle bei Steinen im Kanton Schwyz.

Und Martelet verabschiedete sich mit dem verbindlichsten Händedruck von dem deutschen Offizier.

Kaum waren die beiden Freunde vor der Thür, so ging's los. „Und Sie wollen ein Franzose sein?“ leuchtete der Glässer.

„Gewiß, gerade weil ich ein Franzose bin, lieber Land und Meer. II. Dft.-Hefte. XIV. 13.

Drinne rief der Hauptmann nach seinem Burschen. Er kam mit ein paar Düten und einem Topf Milch, band sich eine Küchenschürze vor, zündete die Flamme im Herd an und setzte die Milch darauf. Alsdann stellte er sich mitten ins Zimmer, in der einen Hand den Stocklöffel, die

andre an der Hosennaht, den Blick auf seinen Herrn gerichtet. Der hatte die Davidis zur Hand genommen und las: „Acht frische Eier, ein gehäufter Eßlöffel Stärke oder feinstes Mehl —“

„Zawohl, Herr Hauptmann!“

„Ein viertel Liter warme, mit etwas Wasser vermischte Milch, Muskatblüte und Salz. — Hände rein?“

„Zawohl, Herr Hauptmann!“

Der Bursche schlug die Eier in die Schüssel, mengte alles durcheinander, und der Hauptmann las weiter: „Dies wird tüchtig geschlagen — aber nicht, daß die Schüssel wieder entzwei geht!“

Dann wurde der Teig mit aller Vorsicht auf die Pfanne mit Butter gegeben, und Herr und Diener blieben vor dem Herd stehen, bis die Omelette oben trocken war.

„Weg damit,“ kommandierte der Hauptmann, „und auf eine längliche Schüssel anrichten!“

„Wir haben nur eine rundliche, Herr Hauptmann,“ sagte der Bursche.

„Das ist wieder Ihre verdamnte Nachlässigkeit; wie oft habe ich schon gesagt, alles anschaffen, was zu einem Gericht nötig ist, denn beim Kochen gilt wie beim Dienst strengste Pünktlichkeit. Anrichten!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

Der Eierkuchen stand auf dem Tisch, ein Teller mit Schinken und ein Glas mit Preiselbeeren kam hinzu. Dumont ließ sich's schmecken und freute sich wie ein Kind über seine Kocherei.

„Mensch,“ sagte er zu dem ihm aufwartenden Burschen, „was brauchen Sie denn deutsche Lieder da am Gitter zu singen?“

„Ich hab' nit angefangen, 's Mäd'el war's,“ sagte der Soldat, „sie heißt Theres, Herr Hauptmann.“

„So, so!“ Der Hauptmann erhob den Finger: „Ich bitte mir aus, die Mädchen in der Nachbarschaft ganz und gar in Ruh' gelassen, ganz und gar!“

„Sie macht aber immer Pst! Pst!,“ Herr Hauptmann.“

„Da ist man taub, mein Lieber; überhaupt, wenn man unter Leuten leben muß, die einen nicht leiden können, bleibt nichts andres übrig, als sich durchaus exemplarisch aufzuführen, denn das ärgert sie am meisten. Verstanden?“

Der Bursche bekam den halben Eierkuchen, der ihn allerdings lieblich anduftete, aber er war doch im Zweifel, ob ihm nicht das hübsche Mäd'el am Ende noch lieber gewesen wäre.

Nach dem Essen, das um zwölf Uhr stattgefunden, machte sich Dumont fertig zu seinem Besuch in der Familie seines Mietsherrn. Jeanne war vorbereitet; Martelet hatte es verstanden, sie in aller Schnelligkeit zu überzeugen, daß sie den Deutschen unter allen Umständen empfangen müsse — ihm zuliebe, denn er habe sich verbürgt: Monsieur Merkle und seine Tochter würden ihn auf das liebenswürdigste aufnehmen.

„Wir sind ihm das schuldig,“ behauptete er, „denn er benahm sich auf das taktvollste, trotz der beschämenden Unliebenswürdigkeit des Kapitäns, der sich wie ein deutscher Vär gebärdete. Uebrigens,

der Hauptmann ist auf alles vorbereitet, es braucht nur noch eines Wortes von Ihnen, und er wird das Hänschen verlassen.“

So kam's, daß Jeanne bei dem Besuch des deutschen Offiziers zugegen war; sie wollte dieses Wort sprechen und wartete nur auf den Augenblick, um ihr Anliegen unauffällig an den Mann zu bringen. Sie hörte mit wohlherzogener Aufmerksamkeit der Unterhaltung zwischen ihrem Vater und dem Fremden zu, dabei die kühlste Zurückhaltung beobachtend, denn er sollte merken, daß man ihn in diesem Hause als Eindringling betrachte, was ihm aber zu Jeanne's Entrüstung gar nicht einzufallen schien. Völlig unbefangen, als ob sich jemand dafür interessiere, sprach er von seinem Leben im Elsaß und was er schon alles gesehen; durch dunkle Wälder war er gewandert, hatte halbverfallene Burgen oben im Bergwald bestiegen und an den Ufern einsamer Bergseen gerastet. Jetzt hatte er vor, einer uralten Sage des Elsaß nachzuspüren: man sollte zur Zeit der kürzesten Nächte die Sonne im Westen versinken sehen können, wenn im Osten bereits die neu aufsteigende Sonne über dem Schwarzwald erscheine.

Monsieur Merkle, der in seinem Leben noch keinen so kuriosen Stanz kennen gelernt wie diesen Deutschen, sah da, die Hände in den Taschen, mit hochgezogenen Brauen und zuckenden Mundwinkeln. Jeanne blickte vor sich hin; es war ihr peinlich, diesen Fremden die Schönheit ihrer Heimat preisen zu hören.

Als er sich mit der Frage an sie wandte: „Wissen Sie nicht, was ein elsässischer Dichter singt,

Der Schwarzwald, die Vogele,
Sie sehn si freündli an;
E nachbarliches Weße —
Sie sind si zugethan —“

schoß eine dunkle Blut in ihr Gesicht.

„Das ist vorbei,“ rief sie aus, „das ist vorbei; die Trümmer von der Belagerung Straßburgs liegen zwischen Deutschland und dem Elsaß und werden uns ewig scheiden.“

„Glauben Sie?“ meinte der Hauptmann. „Ist nicht oben auf dem Turm des Münsters die französische Kanonenkugel von 1678 in steinerner Inschrift verewigt? Sie hat doch auch nicht verhindert, daß sich seither die Generationen für gute Franzosen hielten. Lesen Sie doch, was Goethe in ‚Wahrheit und Dichtung‘ über das Elsaß schrieb; damals vollzog sich derselbe Prozeß wie jetzt, nur im umgekehrten Sinne. Ich glaube nicht, daß je etwas Schöneres über das Elsaß geschrieben worden ist. — Sie kennen doch Goethe, gnädiges Fräulein?“

„Ich habe nie ein deutsches Buch gelesen,“ gab ihm Jeanne zur Antwort.

„Da haben Sie viel nachzuholen. Ich werde Ihnen den Band mit dem Elsaß herüberschicken; erlauben Sie es mir, bitte. Lernen Sie uns Deutsche ein wenig kennen; wir sind nicht so schlimm. Sie werden sogar die Bemerkung machen, daß gar kein besonderer Unterschied herrscht zwischen den Menschen links und rechts vom Rhein. Mir geht eben ein

neues Dasein auf mit diesem Goethe, und ich segne mein Mißgeschick, das mir erlaubt, auch einmal etwas andres zu treiben als Militärdienst.“

„So was ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen,“ sagte Monsieur Merkle, nachdem sich der Besuch verabschiedet hatte, „ein junger Mensch, der alten Sagen nachspürt und den Goethe liebt!“

„Lächerlich,“ rief Jeanne aus, „ich möchte es wirklich mit ansehen, wie er da oben auf dem Belchen steht und weit und breit kein Wunder geschieht.“

Sie lachte laut auf, im Innern aber war sie unzufrieden mit sich selber; wie hatte sie nur die Hauptsache vergessen können: den Wink, die versteckte Bitte bei dem jungen Offizier anzubringen, welche ein Gefallen ihr damit geschähe, wenn er das Gartenhaus wieder räumte.

Sie begann sich eben, ob die Sache nicht besser brieflich abzumachen sei, als ihr auch schon das Buch, von dem die Rede gewesen, heraufgebracht wurde. Sie dachte nicht daran, es zu lesen, nicht allein, weil Goethe unter die streng verbotenen Bücher des Klosters gehörte, sondern weil ihr überhaupt jedes Interesse am Lesen abging. Sie blätterte ein wenig in dem Buch, und als eine Visitenkarte herausfiel, hob sie dieselbe auf und las den Namen, der darauf stand.

Georg von Dumont, das paßte ebensowenig als Jeanne Merkle — Jeanne Dumont und Georg Merkle würden sich besser machen.

Damit legte sie die Karte in das Buch zurück; zugleich aber bemerkte sie da und dort an der Seite eines Blattes kleine rote Striche, und sie fing an, zu lesen, bloß aus Neugier, was diese Zeichen bedeuten sollten.

Jeanne bezog noch immer ihre Lektüre aus dem Kloster, mit gewissenhafter Treue an dieser Gewohnheit festhaltend, denn ihr war im Kloster eingeprägt worden, daß ein schlechtes Buch die Seele verderbe. Sie las diese Bücher, in denen der Glaube und die Verherrlichung der Tugend die Hauptrolle spielten, ohne tieferes Interesse; sie erweckten wohl den Wunsch in ihr, ein so heiliges, frommes und selbstloses Leben zu führen wie ihre Nonnen im Kloster, aber noch nie war ihr Gemüt durch ein Kunstwerk, durch etwas wirklich Schönes und Großes in Mitleidenschaft gezogen worden.

Nun hielt sie den verbotenen, so übel beleumdeten Goethe in der Hand. „Ich will nur einmal hineinsehen,“ sagte sie sich; „wenn's recht schlimm kommt, kann ich das Buch ja weglegen.“

Sie hatte geglaubt, auf gehässige Vorurteile zu stoßen, denselben Zwiespalt vorzufinden, der jetzt die Gemüter beherrichte und sie feindlich trennte. Nichts von alledem. Der junge Wolfgang war kein einseitiger Deutscher; er sammelte elsässische Volkslieder und machte französische Verse; eine friedliche Welt voll ernstem Strebens that sich vor ihr auf, und Jeanne, die sich von Goethe eine ganz schreckliche Vorstellung gemacht hatte, fand ihn langweilig. Es

kostete sie durchaus keinen Kampf, das Buch zu schließen, mit der Absicht, es am andern Tag zurückzuschicken.

Statt ihr Vorhaben auszuführen, setzte sich Jeanne mitsamt ihrem Buche im Laufe des Nachmittags in das kleine Gartenhäuschen von Holzrinde, dicht am Gitter des Nachbargartens; sie sagte sich, es sei hier am stillsten. Das war aber nicht die Wahrheit, sondern es nahm sie wunder, was ihr Vater und der deutsche Hauptmann an diesem Gitter so Wichtiges miteinander zu verhandeln hatten, denn Monsieur Merkle, der sich sonst nur im Garten hatte blicken lassen, um der Arbeit des Gärtners nachzuspüren, ging mit einemmal alle Tage nach Tisch am Gitter des Nachbargartens auf und ab, die Zigarre im Mund, die Zeitung auf dem Rücken tragend, und unterhielt sich mit dem Hauptmann, der sofort in seiner Gartenarbeit aufhörte, um mit dem Nachbar zu lustwandeln.

Daß sich Jeanne in der Nähe aufhielt, wußten beide nicht; es führte ein schmaler Laubgang zu dem Gartenhäuschen; hinter demselben befand sich der breite Weg längs des Gitters.

„Man muß immer rechnen,“ demonstrierte Monsieur Merkle in den Nachbargarten hinüber, „und darum die Menschen erziehen, zur Tüchtigkeit zwingen, ihnen den Daumen aufsetzen, bis ihnen die Pflicht in Fleisch und Blut übergegangen ist; das allein bringt Nutzen. Sehen Sie einmal in mein Arbeiterviertel und sehen Sie sich die Wohnungen, die Gärten und vor allen Dingen die Kinder an — gesunde, kräftige, lebensfähige Kinder, keine aufgeschwollene, stropföse, erbärmliche Geschöpfe, wie sie unter den Arbeitern so vieler anderer Fabriken anzutreffen sind. Und warum? Ich Sorge dafür, daß die Väter nicht trinken; mir entgeht keiner, der mit einem Rausch heimkommt; fort mit ihm, ohne Erbarmen, bei mir ist kein Platz für Trunkenbolde. Das Mitleid mit den Schlechten ist der Untergang der Guten. Ich habe Feinde, viele Feinde, denn vom Wein lassen sie nicht gern, aber zum Streifen haben sich meine Leute noch nie herbeigelassen, nicht um meinetwillen, sondern weil jeder ein Stückchen Scholle sein eigen nennt, weil er sein selbstgepflanztes Gärtchen, sein Haus, in dem er Herr und Meister ist, nicht aufs Spiel setzen möchte. Natürlich, noch besser haben, den Besitz und die Freiheit dazu, das wär' ihnen schon recht — und sie sind schlau, aber ich bin noch schlauer. Find' ich da am Weg eine alte Großmutter mit ihrem Enkelkind, das im Sand spielt, und sie betet und betet, mit ihrem Rosenkranz zwischen den Fingern, Tag für Tag. Ich frage sie einmal: „Was betet Ihr so viel, alte Frau?“ „I bet' sagt sie, „daß mi Enkeli kei' Süßeri ward.“ — So, den' ich, holla! und komme zufällig vorbei, wie die Familie der Alten beim Abendessen sitzt — eine starke Familie, auf mehr als dreißig Mark im Tag belief sich ihr Einkommen. Sie haben ihren Kalbsbraten auf dem Tisch und zwei Schüsseln mit jungen Gemüsen. „Hu,“ sag' ich, „die hab' ich heut auch zum erstenmal geessen.“ Darauf steigt mir so was in die Nase, und es steht doch keine Flasche auf dem

Tisch, nur eine großmächtige Kaffeekanne; ich schau' ein wenig hinein — nun ja, guter schwerer Wein ist drin, wie er bei mir nicht täglich auf den Tisch kommt. Und haben sie glücklich ihren ganzen schönen Verdienst durch die Gurgel gesagt, so nennen sie's Arbeiterelend. Drum rechne ich so: Zucht, strenge Zucht, die allein schafft tüchtige Menschen.“

„Es muß aber auch heitere geben, liebenswürdige, fröhliche,“ meinte der Hauptmann, „nicht allen ist die Mute zuträglich — glauben Sie mir, Herr Merkle.“

„Ich glaube überhaupt nichts als das, was ich sehe, und das nicht einmal,“ fiel ihm der Nachbar ins Wort. „Lachen Sie nicht, ich bin ganz gut bei diesem Grundsatz gefahren; Sie hätten gewiß jene Kaffeekanne, die so ehrbar auf dem Tisch stand, für eine brave Kaffeekanne gehalten, es war aber Wein drin. Wenn man recht zuschaut im Leben, so erfährt man, daß es überhaupt eine ungeheure Betrugsanstalt ist, und man thut wohl, sich von vorn herein auf das Schlimmste gefaßt zu machen; das ist die beste Rechnung, die immer stimmt.“

„Es könnte aber auch einer ganz die entgegengesetzten Erfahrungen gemacht haben,“ meinte der Hauptmann, „wie dann?“

„Haben Sie Ihre Erfahrungen untersucht?“ fragte Monsieur Merkle, „wissen Sie bestimmt, daß Sie nicht Schwarz für Weiß und Weiß für Schwarz genommen haben?“

„Ich weiß nur, daß ich von klein auf recht auf die Güte der Menschen angewiesen war, und daß es mir immer gut gegangen ist. Ich bin früh verwaist gewesen; man steckte mich ins Kadettenhaus. Wenn nun die Ferien herankamen, so war ich der einzige, der niemand hatte, auf den sich weder ein Vater noch eine Mutter freute. Aber das ist mir kaum zum Bewußtsein gekommen, denn unter meinen kleinen Kameraden entstand jedesmal ein wahrer Wettstreit, welcher von ihnen mich in den Ferien mit nach Hause nehmen dürfe. Ich lernte so das Familienleben unter allen möglichen Verhältnissen kennen, ich fand es wunderschön, denn nie hat es mich je ein Mensch empfinden lassen, daß die Freuden, die ich genoß, mir ja eigentlich nicht zukamen. Sie dürfen es mir also nicht verdenken, wenn ich an das Gute im Menschen glaube und, statt mit dem Schlimmsten zu rechnen, einfach auf meinen guten Stern vertraue.“

„Unsinn!“ fuhr Monsieur Merkle auf.

„Glauben Sie an die Unfehlbarkeit Ihrer Berechnungen?“

„Unbedingt.“

„Sehen Sie, das halte ich für Unsinn.“

Monsieur Merkle lachte kurz auf; es war ihm plötzlich etwas in den Hals gekommen, er räusperte sich, grüßte und schoß davon.

Wie schade, dachte Jeanne in ihrem Hütchen, wie manches könnte man doch von der Welt lernen, wenn unsre Herren auch von andern Dingen als Baumwolle und Jagd zu plaudern verständen.

Sie hörte ihre Kasse drüben im Nachbargarten miauen und trat rasch ans Gitter, um ihr zu rufen.

Mit Bichette kam auch der Hauptmann; ganz unbefangen trat er heran, als sei das völlig in der Ordnung, begrüßte das Fräulein, während ihm die Kasse zutraulich um die Beine strich, und zeigte nicht die geringste Verlegenheit, obwohl seine Hände ganz erdig waren.

„Da haben Sie ja unsern Goethe,“ sagte er freudig, „sind Sie schon sehr weit damit? Haben Sie gelesen, welchen Eindruck ihm das Münster gemacht, und ist es nicht wunderbar, wie er einzig durch seine genaue Beobachtung erkannte, daß der eine Turm nicht ausgeführt war und ihm etliche Turmspitzen fehlten?“

„Ich danke Ihnen für das Buch,“ sagte Jeanne, „ich darf es Ihnen wohl hier zurückgeben.“

„Sie können doch unmöglich schon fertig damit sein?“

„Nein, ich —“

„Dann nehme ich es auch nicht zurück; wirklich, mein gnädiges Fräulein, lernen Sie unsern Goethe kennen; es ist freilich nicht so leicht, seine einfache Größe und Tiefe machen Ansprüche an den Leser; ein oberflächlicher Mensch wird ihn einfach langweilig finden; mir ging's auch so im Anfang, aber man muß nur anscharren, mit einemal fühlt man, wie das Verständnis wächst, und dann läßt es einen nie wieder los.“

„Wie haben Sie nur preußischer Offizier werden können?“ fragte Jeanne.

Der Hauptmann sah sie mit seinen sonnigen, braunen Augen lächelnd an: „Das leidige Vorurteil! Wissen Sie, mein gnädiges Fräulein, in jeder Uniform steckt ein Mensch, der seine ureigene Natur hat, seine Anlagen im guten und bösen Sinne. Die gemeinsamen Lebensbedingungen und die dazu gehörenden Formen machen uns äußerlich ähnlich. Aber in allen Kreisen herrschen gewisse Formen, geben Sie nur einmal acht; in Wahrheit sind sich die Menschen überall gleich.“

Jeanne sah vor sich hin: „Man weiß sich so manches zu erzählen, wie unbillig, wie hart oft diese Fremden gegen uns vorgehen, weil wir uns zurückhalten, weil wir noch heute denken wie vor fünf- undzwanzig Jahren. Ich werde nie anders denken.“

„Was sind fünf- undzwanzig Jahre!“ entgegnete der Hauptmann. „Jenseits des Rheins, im Hauensteinschen, wohnt ein Bökklein, das hängt noch heute mit allen Fasern seines Herzens am Hause Oesterreich, dem es einmal, es sind bald hundert Jahre her, zugehört hat — Ihre Stammesverwandten, gnädiges Fräulein; ich, ein geborener Freiburger, zähle auch mit dazu. Das arme Elsaß hat von jeher unter der Zähigkeit seiner alemannischen Treue zu leiden gehabt, das ist doch schöner, als wenn es ein wetterwendisches Volk wäre.“

Jeanne bekam einen plötzlichen Schreck; das ging doch nimmermehr, daß sie, wie ihr Vater, hier am Gartengitter lange Gespräche mit dem Nachbar führte! In ihrer Verlegenheit rief sie noch einmal nach ihrer Kasse, neigte flüchtig das Haupt und schritt mit ihrem Buch davon. Sie schalt mit sich selber, daß sie abermals die Gelegenheit hatte vorübergehen

lassen, dem Eindringling zu verstehen zu geben, daß man ihn los zu sein wünsche. Allein trotz ihrer Unzufriedenheit mit sich selber, Mademoiselle Jeanne saß nun jeden Nachmittag im Gartenhäuschen am Gitter und lauschte den Gesprächen zwischen dem Fremden und ihrem Vater. Sie sagte sich, dies sei die beste Manier, ihre Welt- und Menschenkenntnis zu bereichern, und bildete sich ein, ihr Vater wisse von ihrem Aufenthalt im Hüttchen; er war allerdings einmal durch den schmalen Laubgang gekommen und hätte Jeanne auf ihrem Platz sehen können. Allein der Fabrikherr sah weder rechts noch links, er hatte weiter nichts im Sinn, als sich mit dem Hauptmann zu unterhalten; er wollte diesen Menschen kennen lernen, denn er mußte vielleicht in nicht allzu ferner Zeit dessen Hilfe in Anspruch nehmen. Monsieur Merkle befand sich zum erstenmal in seinem Leben in der Lage, einer Sache nicht Meister zu werden. Dieselbe betraf Jean Gilbert; kein Mensch begriff, was Monsieur Merkle veranlassen konnte, eine solche Langmut für den jungen Mann an den Tag zu legen. Jean war allerdings ein ausgezeichnete Arbeiter, im übrigen aber lehnte er sich forwährend gegen die Vormundschaft seines Prinzipals auf. Dieser hatte die Sparbücher seiner jungen Leute in Verwahrjam und zog ihnen die Hälfte ihres Gehalts ab, den er auf Zins anlegte.

Jean erklärte, er wolle sein Geld selbst verwalten, er könne das so gut wie Monsieur Merkle. Er bestand darauf, seine Dienstzeit jetzt schon anzutreten, obwohl sein Prinzipal wünschte, daß er damit bis zu seiner Einberufung warten möge. Jean erklärte, er wolle die Sache so bald wie möglich hinter sich haben, und verhartete in seinem Eigensinn.

Monsieur Merkle kam schließlich auf den Gedanken, mit dem Hauptmann über die Sache zu reden; allein obgleich er täglich aus Gartengitter kam, war er noch immer nicht mit seinem Anliegen herausgerückt.

Wäre Jeanne nicht von ihren eignen Erlebnissen so benommen gewesen, die Unruhe und Zerstretheit des Vaters hätten ihr auffallen müssen. Sie hatte sich allen Ernstes in Goethes „Dichtung und Wahrheit“ vertieft — aus Ehrgeiz, um dem Nachbar sagen zu können: Ich habe das Buch gelesen. Sie las den halben Tag, nur um fertig zu werden; ihr Interesse wurde jedoch plötzlich wach, als Friederike von Sesenheim in Goethes Leben auftauchte; da kam ihr das Verständnis, und Jeanne saß mit glühenden Wangen über ihrem Buch und konnte sich kaum mehr von ihm trennen.

Auch wenn sie im Garten zwischen den herrlichen, in vollster Blüte stehenden Magnolienbäumen dahinschritt, war sie nicht mehr allein, die Gestalten, deren Schicksal sie ergriffen hatte, begleiteten sie und erfüllten ihr Gemüt mit Unruhe und Sehnsucht. Sie war in den Zauberkreis dieses Buches geraten, sie wußte nicht wie; eine Wanderlust überkam sie, der Wunsch, ihr geliebtes Elsaß, das Goethe mit so innigem Verständnis geschildert, von der Plattform des Münsters überschauen zu dürfen. Sie glaubte, die Unruhe, das Drängen und Sehnen in ihr wäre

dann gestillt, und bat ihren Vater um die Erlaubnis, ihre Tante Juliette in Straßburg besuchen zu dürfen. Monsieur Merkle hatte nichts dagegen einzuwenden; vielleicht hätte er zu einer andern Zeit sich Gedanken darüber gemacht, was Jeanne wohl mit einemmal zu ihrer Tante trieb.

Die Schwester Monsieur Merkles, die sich nach dem Tode ihres Gatten nach Familienanschluß gesehnt hatte, hielt es nur ganz kurze Zeit in dem kleinen Fabrikstädtchen aus; die Langweile und das strenge Regiment ihres Bruders trieben sie schleunigst in ihr geliebtes Straßburg zurück.

Jeanne besuchte ihre Tante zuweilen, diese kam auch zu ihr, allein das stille, zurückhaltende Mädchen und die derbe, überlaute Straßburger Bürgerfrau waren zu verschiedener Natur, als daß sie wohlthruend aufeinander hätten wirken können.

Trotzdem hingen sie aneinander, und die alte Dame schrie, daß man's durchs ganze Haus hörte, bei dem unverhofften Besuch der Nichte.

Jeanne verschlief mit Absicht am andern Morgen die Frühmesse, die ihre Tante regelmäßig zu besuchen pflegte, um später ohne Begleitung in die zweite Messe gehen zu können.

Das junge Mädchen, das, französischer Sitte gemäß, sonst nie allein ausging, sah kein Arg darin, das wenige Schritte vom Hause ihrer Tante gelegene Münster allein zu besuchen. Sie machte sich auf den Weg, im Arm den Goetheband, der mit einem Umschlag versehen war, auf dem „Récit d'une religieuse“ stand. Statt in die Messe zu gehen, bestieg sie die Plattform des Münsters. Dieses erste selbständige Unternehmen übte einen geheimnisvollen Reiz auf Jeanne aus; ihr war froh und doch auch wieder ängstlich zu Mute, als koste sie ein verbotes Vergnügen.

Sie stand endlich oben, atemlos. Der Wind spielte in ihrem Haar, ihre großen leuchtenden Augen schauten wie weltentrückt in die sonnenbeschienene Landschaft hinaus. Ja, das war noch alles so, wie sie es in dem Buche, das vor ihr auf der Brüstung lag, gelesen; diese unendliche Masse der kleinen Bäche, die sich zwischen den hohen und niedrigen Bergen hindurch schlängelten und bligten und blinkten, wohin das Auge sah, und das helle mannigfaltige Grün längs der Ufer des mächtig dahinziehenden Rheinstroms. Dort drüben lag der Schwarzwald —

Der Schwarzwald, die Vogese,

Sie sehn si fründli an,

sagte sie halblaut vor sich hin,

ich

U nachbarliches Weße —

„Nicht wahr, nicht wahr, mein Fräulein?“ rief eine Stimme neben ihr. „O, wie freue ich mich, diese treuherzigen Worte hier oben aus einem deutschen Munde zu hören!“

Und Jeanne, die erschreckt aufblickte, gewahrte einen alten, weißhaarigen Herrn, der ihr freundlich zunickte und dann die Hand über die Brüstung des Turmes ausstreckte mit den Worten: „Wenn doch diese halsstarrigen Elsaßer endlich ein Einsehen haben wollten!“

Da schoß dem jungen Mädchen eine heiße Blut-

welle bis in die Haarspigen: „Pardon, monsieur, je suis Française.“

Sie bemerkte noch den betroffenen Blick des Herrn, eine plötzliche Unsicherheit überkam sie, und wie ein Kind, das man auf einem Unrecht ertappt, stoh sie die unzähligen Treppen des Münsterturms hinab.

Zu Hause angekommen, rüstete sie sich unverzüglich für ihre Pariser Reise. So oft noch irgend etwas sie bedrückt oder beunruhigt hatte, im Kloster war ihr durch den Zuspruch ihrer lieben Nonnen immer wieder der Friede gekommen. Das Erlebnis auf dem Turm hatte sie plötzlich zu sich selber gebracht, und mit Schrecken sah sie, wohin sie gekommen war durch das Lesen eines verbotenen Buches, durch den Verkehr mit einem Menschen, dessen freie Ansichten so verderblich auf ihren Seelenfrieden gewirkt hatten. Sie wollte beichten, ihren frommen Erzieherinnen alles sagen und gerne jede Buße auf sich nehmen!

Sie sagte zu den beiden Hausfreunden, die gekommen waren, sich von ihr zu verabschieden:

„Ich hoffe zuversichtlich, den Fremden bei meiner Rückkehr nicht mehr vorzufinden.“

Martelet versprach: „Sie können ohne Sorgen sein, Mademoiselle.“

Und als der Kapitän ihm mit vorwurfsvoller Miene zurief: „Sie kehren alle Tage drüben an, und es bleibt immer beim alten —“ erklärte Martelet:

„Wir kommen ans Ziel; ich bitte Sie, Mademoiselle, verbieten Sie ihm, sich in die Sache zu mischen; wir müssen höflich aneinander kommen, und dazu braucht es Zeit. Niemand kann sehnlischer wünschen, diesen Hauptmann nicht nur aus dem Häuschen, sondern auch aus dem Lande zu haben. Denn, glauben Sie mir, die Deutschen können uns nicht mehr schädigen, als indem sie uns Leute schicken, die unsre natürliche Voreingenommenheit durch ihren Charakter und Herzensstalt zu überwinden verstehen.“

Wenn diese Herren Eroberer“, fuhr Martelet fort, „dahersteigen wie die Hähne und uns aus jedem Wort, aus jedem Blick ihre Uebermacht fühlen lassen — dann sind sie nicht gefährlich, sondern helfen nur, den Haß in uns zu befestigen. Der Kapitän meint natürlich, ich sitze bloß da drüben, um mich zu amüsieren — gewiß amüsiere ich mich — ganz außerordentlich! Ihr Bijou, mein Lieber, ist gewöhnlich auch dabei und erträgt sogar Bichettes Gegenwart, mit Vorliebe auf des Hauptmanns Schulter sitzt. Und was das merkwürdigste ist, dieser Mensch geht mit seinen Bienen um, als habe er in seinem ganzen Leben mit solchen Tierchen zu thun gehabt. Ich soll den ersten Topf Honig bekommen. Und Sträuße schenkt er mir, dick wie ein Kinderkopf, und gebunden — in ganz Frankreich wäre nichts Aehnliches aufzutreiben. Aber wenn er mir diese Ungeheuer mit seinem ehrlichen Blick überreicht, ich könnte ihm um den Hals fallen.“

„Wie,“ rief der Kapitän aus, „und Sie wollen behaupten —“

„Gewiß,“ unterbrach ihn Martelet, „ich behaupte,

„daß ich trotz dieses äußerlichen Einvernehmens keinen Augenblick mein Ziel aus dem Auge lasse.“

„In acht Tagen bin ich von Paris zurück,“ rief ihm Jeanne nach.

Und Martelet lachte mit der Zuversichtlichkeit eines Menschen, der seiner Sache gewiß ist.

Der Kapitän sah an seinem Fenster und beobachtete das Aus- und Eingehen seines Freundes im Nachbarhäuschen; er blieb jetzt ganze Stunden darin, und ein Tag um den andern verging, der Hauptmann war noch immer da.

Endlich, am Abend vor Jeanne's Ankunft, machte der Kapitän sich auf den Weg zu seinem Freunde Martelet.

„Mein Gott“, empfing ihn dieser, „was bringen Sie mir wieder für ein Gesicht. Wirklich, mein Lieber, Sie thun mir aufrichtig leid, daß Sie dem Leben so wenig heitere Seiten abzugewinnen verstehen!“

Der Kapitän, der sehr geladen war, ging gleich auf sein Ziel los:

„Der Hauptmann ist noch immer da.“

„Nun ja, wozu eine Sache übereilen?“

„Uebereilen! Wenn Sie stundenlang bei diesem Hauptmann bleiben, so hätten Sie doch Zeit.“

„Wir reden nicht, mein Lieber, wir lesen; der junge Mann hat mich gebeten, ihm jemand zu nennen, mit dem er Französisch treiben könne.“

„Und da haben Sie sich angeboten?“

„Natürlich!“

„Da hört alles auf! Sagen Sie nichts — unterbrechen Sie mich nicht — ich muß einmal reden — ich muß Ihnen einmal sagen, was ich auf dem Herzen habe, sonst ersticke ich.“

„Eh bien,“ seufzte Martelet und streckte sich auf seinem Kanapee aus.

Der Kapitän legte sich ins Zeug; er fing beim deutsch-französischen Krieg an und schenkte dem Freunde keine Demütigung, keine von all den Niederlagen, die sie erlitten; er beschwor die Geister des Hasses und der Rache im Innern des Freundes herauf und schloß mit einem sentimentalischen Appell an ihre Freundschaft, an ihre Zusammengehörigkeit im Denken und im Handeln. Die Augen standen ihm voll Thränen, als er seine lange Rede mit den Worten schloß: „Können, dürfen wir jemals diesen, unsern heiligsten Ueberzeugungen auch nur anscheinend treulos werden?“

„Niemals!“ rief der Franzose aus, „aber Sie glauben nicht, Kapitän, welch ein angenehmes Gefühl von Appetit Ihre lange Rede in mir hervorgerufen hat, Sie müssen mir öfter solche Reden halten. Wo wollen wir heute abend soupiieren?“

Der Kapitän sagte nichts mehr, aber er dachte bei sich selbst: „Jetzt werde ich handeln!“

Zu seinem Erstaunen verlor Jeanne kein Wort über die Angelegenheit, die den Kapitän so sehr beschäftigte, sie war überhaupt verändert; die sonst so wohlgezogene, gleichmäßige Jeanne hörte kaum auf die Unterhaltung der Herren mit ihrem Vater hin, und als eine Frage an sie gerichtet wurde, gab sie eine Antwort, die bewies, daß ihre Gedanken ganz wo anders weilten, als bei dem Gespräch.

Sie hatte den Frieden, nach dem sie sich gesehnt, in ihrem Kloster nicht gefunden. Die Nonnen waren ihr wie immer auf das liebevollste entgegen gekommen, und sie saß in ihrem Kreise und hörte die besorgten mütterlichen Fragen um ihr Seelenheil, ob sie die alte noch sei und nichts Fremdes, nichts Ungehöriges sich zwischen sie und ihren Glauben gebrängt habe. Und Jeanne beichtete; sie war innerlich beunruhigt, sie hatte etwas gethan, was nicht recht war, sie hatte ein Buch von Goethe gelesen. Als wäre der Name Beelzebubs ausgesprochen worden, so erschreckt schlugen die Nonnen die Hände zusammen, so entsetzt waren ihre Blicke, mit denen sie das junge Mädchen sahen, das vor ihnen saß und wie eine Sünderin die Augen niederzuschlug.

„Ich habe es ihr gleich angesehen, es ist nicht mehr die alte Jeanne!“ hieß es.

„Goethe lesen, das ist so viel als seinen Glauben preisgeben! Ueberhaupt ein deutsches Buch zu lesen!“

„Unsre Jeanne! wer hätte das gedacht!“

„Wie anders ist Marie Toussaint, Welch ein Unterschied!“

„Marie Toussaint hat nie andre Bücher als die aus unsrer Klosterbibliothek gelesen!“

„Das gute Kind!“

„Nehmen Sie sich ein Exempel an Ihrer Freundin, Jeanne!“

„Nähren Sie nie wieder diesen Goethe, diesen Freigeist an!“

„Aber,“ meinte Jeanne, „ich habe nichts Schlechtes gelesen, es ist im Gegentheil wunderschön, was er vom Elsas sagt, und wie er vom Münster spricht, das dürften die frömmsten Menschen lesen. Ich glaube überhaupt nicht, daß es gut ist, wenn man so gar nichts von der Welt weiß, in der man doch lebt —“

„Ein junges Mädchen und etwas von der Welt wissen!“ schrien alle zusammen, und Jeanne fühlte es wohl aus dem Benehmen ihrer Erzieherinnen, aus ihren Worten: sie war in ihren Augen eine Verdammte, sie hatten sich innerlich von ihr losgesagt. Zugleich aber auch kam ihr dieses Eifern gegen eine Sache, von der sie nichts verstanden, unbeschreiblich kindisch vor, und als das schöne, reichverzierte Gitterthor des Klosters sich hinter ihr schloß, wußte sie: ich bin der alten Zeit entwachsen.

Aber sie nahm's nicht leicht, sie grämte sich und sehnte sich nach Marie Toussaint, um bei ihr Trost zu suchen. Zu ihrem Kummer hatte ihre Tante, bei der sie wohnte, immer etwas andres vor, so oft sie den Wunsch aussprach, ihre Jugendfreundin aufsuchen zu wollen.

Die Verwandtschaft des Monsieur Jean Merkle war eine weitverbreitete in Paris; alles wetteiferte, Jeanne Vergnügen zu bereiten, der armen, ihres Vaterlandes beraubten Elsässerin das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Allein, wie einst im Kloster, so war auch hier bei jeder Gelegenheit von ihrer tête carrée die Rede, scherzweise freilich, und zeigte sie sich empfindlich, so machte man die Sache damit nicht besser, daß man sie eine sentimentale Deutsche nannte.

Endlich merkte sie, daß man sie mit Gewalt von Marie Toussaint zurückhalten wolle, und als sie fragte, was man gegen ihre Freundin habe, wurde ihr die Antwort zu teil, die Manieren der jungen Frau seien zu frei, als daß ein junges Mädchen ohne Schaden für seinen Ruf bei ihr verkehren dürfe.

Marie Toussaint, die man ihr im Kloster als Vorbild hingestellt! Das war Verleumdung, konnte nur Verleumdung sein! Das junge Mädchen schwieg, aber sie wußte sich zu helfen. Ein junger Vetter, der sie auf einem Ausgang begleitete, that ihr den Gefallen, sie zur Wohnung der Freundin zu bringen, von wo er sie auch wieder abzuholen versprach.

Marie Toussaint empfing Jeanne; sie war reizend wie immer, und nachdem sie fast eine Viertelstunde lang von allen möglichen amüsanten Dingen geplaudert hatte, brach sie in komischer Verzweiflung in die Worte aus:

„Mein Gott, Jeanne, sitzest du nicht da wie eine Heilige, die um ihren Schein besorgt ist?“

„Es quält mich etwas,“ sagte Jeanne, „ich bin nicht gut mit den Nonnen auseinander gekommen — ich habe ihnen gesagt, daß ich ein Buch von Goethe gelesen —“

„Aber warum thatest du das, meine Liebe?“

Marie Toussaint warf sich laut lachend in ihren Sessel zurück und trommelte mit ihren allerliebsten kleinen Füßen auf dem Teppich herum. „Wer sagt denn alles, du arme, ehrliche Jeanne! Ich lese, was ich will —“

„Und holst deine Bücher aus der Klosterbibliothek?“ fiel ihr Jeanne ins Wort, „und sie haben dich mir als Vorbild hingestellt!“

Die junge Frau richtete sich auf. „Mein Gott, Jeanne,“ sagte sie, das junge Mädchen mit ihren sprühenden Augen anlachend, „was wissen unsre guten Nonnen vom Leben? Es schadet ihnen gar nichts, wenn man sie ein wenig täuscht, dagegen ist es ganz gut, sie zu Freunden zu haben; die Welt ist schlecht, so eine arme, junge Frau ist mancher Versuchung ausgesetzt — Paris ist kein Kloster, und die Leute reden viel.“

Jeanne sah sie groß an: „Aber es ist nicht wahr, Marie, es ist nicht wahr, was die Leute reden?“

Wieder brach die junge Frau in ein Gelächter aus, aber es klang diesmal nicht so echt. Sie stand vor dem großen blonden Mädchen, dessen Hände die ihrigen umfaßt hielten, dessen Augen sich ängstlich forschend in ihre Augen senkten.

„Eh bien,“ sagte die Französin und warf den Kopf zurück, „was wollen sie wissen, diese Leute — daß ich eine Verschwenderin bin? Das ist wahr — daß ich meinem Mann nicht ganz treu bin! Nun, man hat mich mit achtzehn Jahren an einen alten Mann verheiratet, und ich bin jung — ich will leben und nicht vor Langweile sterben — ich muß gestehen, ich kann das nur natürlich finden.“

„Nein, nein,“ unterbrach sie Jeanne, „du redest nicht im Ernst, du willst mich nur ängstigen — du hast das immer schon im Kloster so gerne gethan — es macht dir Spaß, mich ein wenig zu quälen!“

„Du hast mich nie gekannt,“ fiel ihr die Französin mit großer Lebhaftigkeit ins Wort, „es ist nicht meine Schuld, daß du eine halbe Heilige aus mir gemacht hast — es hat mich oft gelangweilt! Was weiß ein junges Mädchen, und noch dazu aus der Provinz, vom Leben? Das Bravsein, wie man sich's im Kloster vorstellt, ist ein sentimentaler, altmodischer Begriff, es hat keinen Sinn, daran zu Grund zu gehen — ich wenigstens, ich will nicht umsonst gelebt haben. So, nun weißt du's, das ist die Marie Toussaint, nun gib dir ein wenig Mühe und finde dich darein.“

Statt aller Antwort barg Jeanne das Gesicht in ihren Händen und brach in die bittersten Thränen aus. Marie Toussaint sah mit großen, verwunderten Augen auf das zuckende Geschöpf hin: war das Jeanne, die stille, maßvolle Jeanne? Sie ging zu ihr hin und legte die Hand auf das schöne, aschblonde Haar.

„Allons, ma chère, fasse dich — wir sind so verschieden und können doch nichts dafür — komm, stehe auf — ich habe dich nie so gesehen — du mußt dir die Augen waschen.“

Jeanne griff nach ihrem Hut; es war ihr alles einerlei, sie wollte nur fort; die Freundin ordnete ihr den Schleier.

„Ich lege ihn dir recht faltig übers Gesicht, damit man die verweinten Augen nicht sieht; wie unvernünftig, so zu weinen — aber reden wir nicht weiter — es hilft doch nichts. Habe ich dir für den hübschen Teller gedankt, den du mir bei deinem ersten Besuch gebracht hast? Er ist reizend! Arme Jeanne, du dürftest es freilich nicht machen wie ich — ich will dir einen guten Rat mit auf den Weg geben — heirate aus Liebe, wie es die Deutschen thun, das ist das einzig Nichtige für dich.“

Sie geleitete die Freundin vor die Thür und warf ihr eine Kuffhand nach: „Du hast mich ganz nervös gemacht, du großes kindisches Geschöpf.“

Jeanne eilte die Treppe hinunter; sie schämte sich; sie kam sich mit ihren heißen, schmerzenden Augen mit einemmal ganz lächerlich vor. —

Und nun die Stille im Hause, die ländliche Abgeschiedenheit nach allem, was sie in Paris erlebt!

Für Marie Toussaint kleine Ueberraschungen ausdenken, in langen Briefen sich gegen sie auszusprechen, das war bisher Jeanne's liebster Zeitvertreib gewesen, und damit hatte es nun ein Ende.

Auch war es ihr unmöglich, fürs erste wieder an ihre Nonnen zu schreiben, deren Scharfsinn und Menschenkenntnis ihr nun in einem so ganz andern Lichte erschien.

Neben dem Schmerz um ihre Freundin nagte diese bittere Erfahrung fortwährend an ihrem Herzen, und mit jedem Tag erschien es ihr ungerechter, wie hart und streng man gegen sie gewesen war, bloß weil sie ein Buch von Goethe gelesen.

Bald trieb es sie in den Garten, der jetzt im schönsten Frühlings Schmuck prangte, dann wieder eilte sie ins Haus, wußte nicht, was sie treiben sollte, und kam schon in der nächsten halben Stunde wieder in den Garten. Sie war froh, wenn sie die Gärtnersfrau

bei der Arbeit traf, denn sie hatte immer etwas zu erzählen; zum Beispiel, wie schön der Herr Hauptmann nebenan in der kurzen Zeit sein Gärtchen hergerichtet habe, und, was das Neueste war: daß ihm Bichette ihre jungen Kästchen vor die Thür gelegt hatte.

„Kei Wunder,“ meinte sie, „er ich halt oi gar so grausam g'mein mit Manſche un Tier.“

Oder Jeanne sah im Hüttchen und hörte den Gesprächen zwischen dem Hauptmann und ihrem Vater zu; es war immer das gleiche; der letztere griff die Dinge scharf, hart und tadelnd an, der andre war der Vermittler. In dem milden Licht seiner Anschauungsweise bekam alles plötzlich ein andres Aussehen, und Jeanne fragte sich: Was er wohl sagen würde, wenn ich ihm meine Erfahrungen mit Goethe mittheilte?

Oh' sie sich's versah, stand sie eines Tages am Gitter; sie trug ein weißes Kleid, und der Hauptmann sah sie mit dem freudigsten Wohlgefallen an, während sie ihm ihr Erlebnis im Kloster erzählte und mit den Worten schloß: „Sehen Sie, das hat mir Ihr Goethe eingetragen.“

„Wie sollte es auch anders sein?“ gab ihr der Hauptmann zur Antwort. „Nichts ist natürlicher, als daß die frommen Frauen jede Erkenntnis, jede Aufklärung von sich abwehren müssen; nur der Gedanke: Unser Kloster allein ist die rechte Stätte der Gottseligkeit und Tugend' kann ihnen das Dasein erträglich, kann sie glücklich machen. Die geringste Teilnahme an der Erkenntnis, an der Arbeit und dem Fortschritt der Menschheit müßte sie ja in ihrem innersten Wesen schädigen.“

„Aber sie verlangen von mir . . .“ suchte ihn Jeanne zu unterbrechen.

„Daß Sie ebenfalls mit einer Binde vor den Augen durchs Leben gehen! Im Gegenteil, machen Sie sie nur recht weit auf, sogar auf die Gefahr hin, bei jenen frommen Nonnen als ein bemitleidenswertes Weltkind zu gelten.“

Jeanne schüttelte den Kopf: „Es würde mir doch sehr schwer fallen, ganz mit ihnen zu brechen.“

„Das sollen Sie auch nicht, nur allmählich das Verhältnis ein wenig verschieben, aus Ihren Briefen, aus Ihrem ganzen Wesen merken lassen: Ich bin nicht mehr das Kind, das eurer Leitung bedarf. Herr Martelet und ich zum Beispiel, wir sind ganz gute Freunde geworden, bloß weil wir unsre Nationen ganz außer acht lassen und uns daran halten, was wir sonst als Menschen sind. Kürzlich, da war's besonders schwer; was wir sprachen, das Buch, das wir lasen, alles führte direkt auf den Patriotismus hin; es war wie verhext! Aber mit welcher Grazie, mit welcher Liebenswürdigkeit der alte Herr jeden Stein des Anstoßes aus dem Weg zu räumen verstand! Natürlich gab ich mir alle Mühe, ihm nicht nachzustehen. Beim Abschied sagte er: Was meinen Sie, heute haben wir auch eine Schlacht gewonnen!“

„Das sieht ihm ähnlich,“ sagte Jeanne, „aber mit dem Kapitän werden Sie schwerlich so weit kommen.“

Der Hauptmann lächelte: „Der ist ein Esfässer,

zu
aupt-
her-
ihn
elegt

gar

den
orem
stere
der
Richt
ein
er
tgen

am
aupt-
an,
ihlte
hat

der
als
Auf-
unfe:
Gott-
er-
Teil-
dem
orem

ihn

den
chen
fahr
ens-

doch

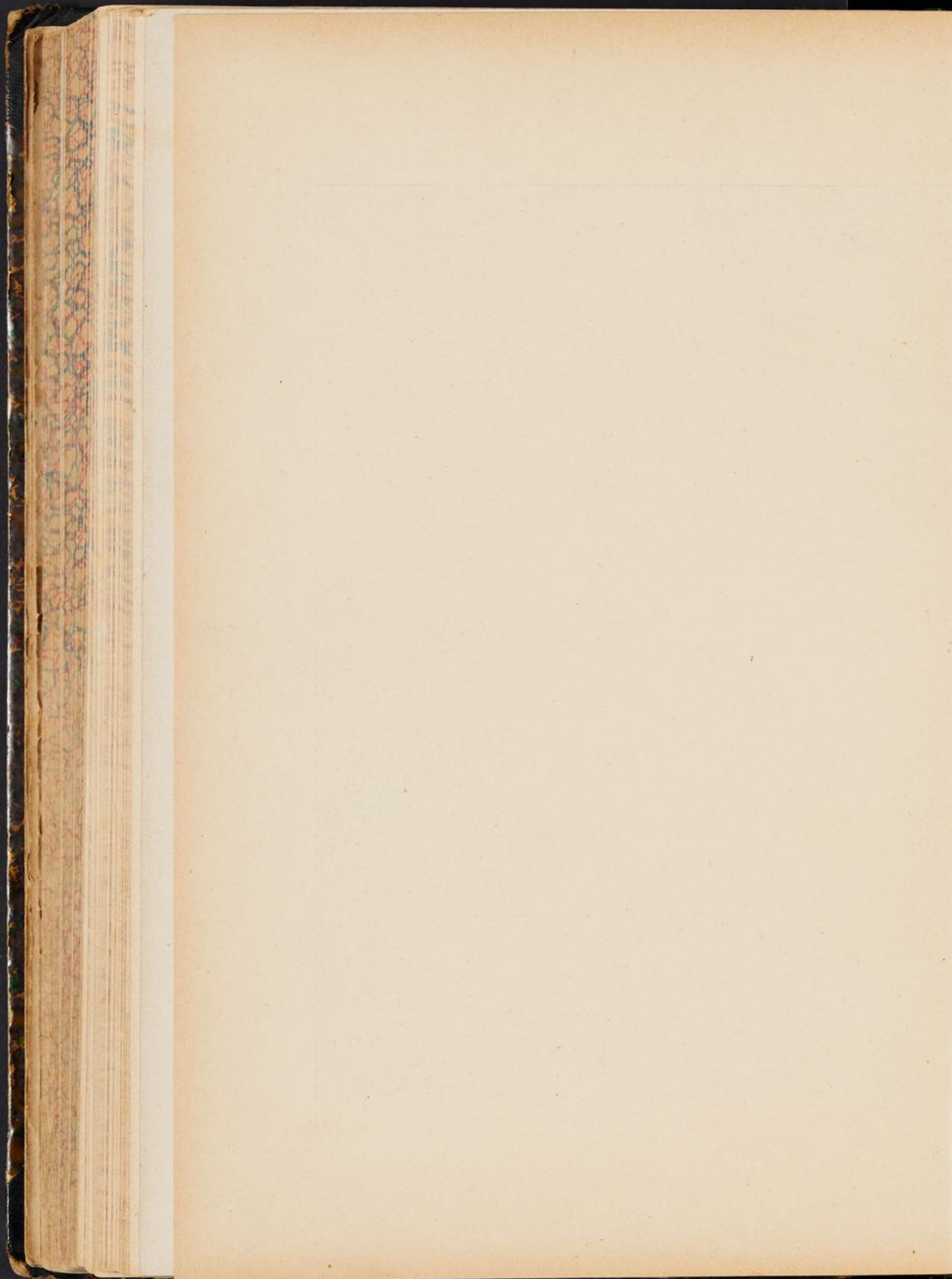
das
fen,
bin
arf.
ganz
unre
ran
lich,
das
den
mit
der
Weg
alle
agte
eine

mit
en."
ffer,



Mutter und Kind. Bild von Gemälde von Paul Dagnier.

Copyright 1904 by Franz Hartmann, München.



ich nehme es ihm nicht übel; ich habe ja überhaupt Ursache genug, dankbar zu sein. Die beiden andern Bezirksoffiziere sind Leute, die erst seit kurzem verheiratet sind; da mag man nicht lästig fallen. Die Herren Fabrikanten aber meiden uns wie das böse Fieber; ohne die Herren Merkle und Martelet wäre ich zu einer Einsamkeit verurteilt, die mir trotz meiner landwirtschaftlichen Beschäftigungen doch vielleicht etwas lästig fallen könnte. Wenn aber gar das gnädige Fräulein mir dann und wann ein Stündchen —“

„O nein! nein, nein,“ unterbrach ihn Jeanne mit tiefem Erröten, „das ist gar nicht in der Ordnung — das liegt auch nicht in meiner Absicht.“

Nachträglich that es ihr leid — warum war sie nur so schroff und schnell von ihm weggeeil? Hatten die Dinge, die er gesagt hatte, sie nicht bereichert, beruhigend auf ihr Inneres gewirkt? Sie sehnte sich plötzlich nach Monsieur Martelet; es war so reizend, wie die beiden, durch das Schicksal zu Feinden bestimmten Menschen voneinander sprachen. Der alte Herr hatte sie bei ihrer Heimkehr begrüßt, sich aber seither nicht wieder blicken lassen — ganz gewiß wegen seines schlechten Gewissens, weil er nicht Wort gehalten hatte. Was aber konnte den Kapitän abhalten, wie es sonst seine Art war, über den Freund loszuziehen und ihr so ein wenig die Zeit zu vertreiben?

Er war mit einer Idee beschäftigt, er war auf einer Spur; er fuhr nach Kolmar hinüber und kam spät abends mit einem länglichen Gegenstand zurück, dem er die größte Sorgfalt angedeihen ließ. Er mußte damit durch das Städtchen, und da es ein lauer Frühlingsabend war, befand sich alles auf der Gasse. Die Fabrikmädchen laut schwägend und sich bei den Händen fassend, die Burschen rauchend und singend hinter ihnen her; von Zeit zu Zeit flog irgend ein Held aus einer der Wirtshäuser heraus und tortelte mit wüstem Geschrei durch die Gasse.

„Ah, der Kapitän,“ hieß es, als der dicke Herr des Weges kam, „bon chour, Monsieur le capitaine!“

Er grüßte auf das freundlichste nach rechts und links: „Bon soir, mes enfants, bon soir, mes enfants“ — und sie alle lachten, denn sie wußten, auch er hatte eins über den Durst getrunken; denn er war nur lebenswürdig, wenn er was im Kopf hatte. —

Am andern Morgen begab sich Martelet, wie er das seit einiger Zeit that, schon zu ziemlich früher Stunde in das Häuschen des Hauptmanns. Bijou saß vor der Gartenthür und überlegte, ob er ein gehorsamer Hund sein wolle und draußen bleiben, oder nicht doch lieber hinein ging, trotz der Aussicht auf Prügel. Es war noch ein junges Tierchen, das gern spielte, und darauf ließ sich sein Herr nicht ein; dagegen drüben, der Hauptmann, der verstand's; sie tollten sich manchmal im Garten herum wie zwei Kameraden, und Bijou saß nun da im Kampfe zwischen Pflicht und Neigung, zitterte mit den Vorderpfoten und winselte dazu.

Wenig Schritte von ihm entfernt kämpfte der brave Tröndle mit seinem Gewissen und hatte es fast noch schwerer. Das Mädel stand wieder jenseits

des Gitters, und so oft er von seiner Gartenarbeit auf sah, sah sie von der ihren auf und lachte ihn an.

„Mer ischt an nit von Holz,“ brummte er vor sich hin, „i werd' emol im Herr Hauptmann mi Meinung sage, so geht's bigott nimmte weiter —“

Da fuhr er erstaunt in die Höhe: „Was war das — woher kamen diese Töne?“

Auch Theres ließ das Liebängeln sein und eilte auf die Straße; Martelet kam aus dem Hause, hinter ihm der Hauptmann. Mademoiselle Jeanne, die im Garten geessen hatte, gesellte sich zu ihnen; die Gärtnerleute liefen herbei, das ganze Gefinde des Monsieur Merkle, und alles starrte zu den Fenstern des Kapitäns hinauf und lachte und schrie: „Horche, horche, der Kapitän bloßt uf der Flöte!“

Bijou fing an wie besessen darauf los zu heulen, und der Spektakel ließ nichts zu wünschen übrig.

Martelet begab sich schleunigst in das Haus seines Freundes: „Mensch,“ schrie er ihn an, „haben Sie den Verstand verloren?“

Allein der Kapitän war so vertieft in sein Musizieren, daß er nichts sah und nichts hörte; er hatte einen dunkelroten Kopf, mit von der Anstrengung geschwellenen Adern, die Augen traten ihm aus den Höhlen. Martelet packte den Freund bei den Schultern und schüttelte ihn. Da ließ der Kapitän die Flöte sinken, wischte sich den Schweiß von der Stirn und sagte, indem er dem Freund siegesgewiß zunickte: „Ich wette, das treibt ihn fort.“

„Ich fürchte, er wird's aushalten, aber Sie nicht, mein armer Freund,“ gab ihm Martelet zur Antwort und führte ihn vor den Spiegel.

„Hm,“ machte der Kapitän, „glauben Sie?“

„Flöte blasen bei dieser Konstitution,“ fuhr ihn der Franzose an, „mit diesem kurzen, dicken Hals —“

„Ich wollte handeln —“

„Und sich dabei töten!“

„Und Sie thun gar nichts.“

„O ja, ich warte auf einen günstigen Moment.“

„Der nie eintreten wird.“

„Wenigstens blamiere ich mich nicht.“

„Wer thut das?“

„Wenn ich hoshaft wäre, würde ich Sie ans Fenster führen. Sie haben sich da ein ansehnliches Auditorium zusammengeblasen; Bijou sang die zweite Stimme; kein Auge blieb thränenleer.“

Der Kapitän nahm seine Flöte, die ein sehr ausgedientes, altes Möbel war, schaute sie grimmig an und warf sie in die hinterste Ecke des Zimmers.

„Allons,“ sagte Martelet und klopfte dem Kapitän auf die Schulter, „ich habe uns speiben bei Mademoiselle Jeanne für den Abend angesagt; es handelt sich darum, daß wir Ihre musikalische Leistung als einen Spaß hinstellen — lassen Sie mich nur machen, ich werde Sorge tragen, daß wir die Lacher auf unsrer Seite haben; nur, bitte, verderben Sie mir nicht alles durch Ihr Gesicht!“

Zu der That, Martelet schwindelte etwas zusammen von einer Wette, die er verloren und der Kapitän gewonnen habe; es war ja immer so, daß er den kürzeren zog, er hatte es längst gelernt, sich in sein Schicksal zu ergeben.

Zwischen dem alten Franzosen, der es nicht lassen konnte, den Liebhaber zu spielen, und Mademoiselle Jeanne fand die lebhafteste Unterhaltung statt; jedes bemühte sich, das Thema vom deutschen Offizier um Gottes willen nicht aufkommen zu lassen, denn Martelet schämte sich, daß er trotz seines Versprechens noch immer keinen Versuch gemacht, den Fremden aus der Nachbarschaft wegzubringen, und Jeanne schämte sich noch viel mehr, weil sie es überhaupt nicht mehr wünschte.

Sie war nicht ohne Schlaueit, was die Flasche Reichenweier Riesling verriet, diese Perle des Glases, womit sie des Kapitäns verbissenen Groll zu besänftigen suchte. Er schwand auch wirklich völlig dahin, denn der berühmte Gläser Weinspruch besagt nicht umsonst:

Zu Thann im Rangen,
Zu Geisweiler in der Bannen,
Zu Türrheim im Brand
Wächst der beste Wein im Land,
Doch gegen die Reichenweier Sporen
Haben sie all das Spiel verloren.

Nur Monsieur Merkle, der sich sonst ganz gern mit den beiden Herren herumstritt, schwieg und zog zum Entsetzen seiner Tochter ein und das andre Mal die Uhr aus der Westentasche. Martelet merkte es wohl, aber es machte ihm Freude, den Fabrikanten noch ein Weilchen zappeln zu lassen.

Als Martelet aufbrach, entschuldigte er sich auf das lebhafteste und beschwor den Hausherrn, sie um Gottes willen nicht länger aufzuhalten.

„Sehen Sie sich den Kapitän an: er lächelt schon, der Unglückliche, — höchste Zeit, daß ich ihn nach Hause bringe, denn wenn er im gewöhnlichen Leben ein Bär ist, so ist das lange noch nicht das schlimmste. In der Weinlaune wird er sentimental.“

Jeanne saß wieder einmal in ihrem Hüttchen; es war dies der einzige Ort, wo sie's stundenlang aushielt, ohne von ihrer inneren Unruhe gequält zu werden. Einigemal schon war sie in ihrem hellen Kleid am Gitter vorbeigegangen, der Hauptmann war nicht gekommen. Nun ja, er hatte ganz recht, es wäre sogar taktlos gewesen, wenn er es gethan hätte, nachdem sie es ihm so deutlich gezeigt, daß sie diese Unterhaltungen am Gitter nicht in der Ordnung finde.

Natürlich waren sie nicht in der Ordnung, aber was sollte sie denn thun, um dieser Oede in ihrem Innern zu entfliehen, diesem entsetzlichen Gefühl der Verlassenheit! Wenn sie hier saß und hörte den Hauptmann lachen, das zerstreute sie doch wenigstens; er war so munter; es ging immer so laut her da drüben; entweder er schalt mit Bijou, fuhr seinen Burschen an oder plauderte mit Bichette; diese war am besten bei ihm angeschrieben; ganze Zwiegespräche hielt er mit der Kasse, die ihm schnurrend um die Beine frick. Heute kam die Wäschfrau; sie war von dem Weg herauf ein wenig außer Atem, und der Hauptmann befahl sofort:

„Tröndle, einen Stuhl und ein Glas Wein.“

„Nur ei stemmer hatt' i,“ meinte die Alte, nachdem sie sich auf das unständlichste für die Ehre, die ihr zu teil wurde, bedankt hatte. „Mit Ehre

Stüchschürz', Herr Hauptmann, des ich doch züe arg; jekt hän mer bald in jede neu Schürz e Loch nei brennt; des kann nit so fort geh —“

„Tröndle,“ rief der Hauptmann, „kommen Sie mal her! Was soll denn das heißen? Warum brennen Sie denn in jede Schürze ein Loch?“

„Das kommt halt von der Kocherei, Herr Hauptmann,“ entschuldigte sich der Bursche.

„Oh,“ sagte die Wäscherin, „andre Leut koche oi, des Loch muß nit si, Ihr min halt e weng Obacht gebe, Mannla.“

„Merken Sie sich das!“ fuhr der Hauptmann seinen Burschen an.

„So Mannslitt allei, des esch halt schwer,“ meinte die Alte, „Sie sollte hirote, Herr Hauptmann, do ging's anders in Ihrem Haushalt zü.“

„In meinem Haushalt geht's ganz recht zu,“ sagte der Hauptmann, „da herrscht vor allen Dingen die Sauberkeit; setzen Sie nur nach, Sie finden kein Stäubchen; elegant ist's freilich nicht, aber das ist auch Nebensache.“

Die Alte ging, indem sie den ganzen Gartenweg entlang vor sich hinficherte. Auch Jeanne lachte; es fuhr ihr durch den Kopf: „Welch ein Feld für eine Frau, die ihn liebte! — als des Hauptmanns Stimme ganz in ihrer Nähe sie erschreckt zusammenfahren ließ.“

„Nun, was giebt's? Haben Sie noch was auf dem Herzen, Tröndle?“

„Zawohl, Herr Hauptmann, ich hab' im Herr Hauptmann nur sage wolle, daß es nimmer so weiter goht, das Mädle giebt kei Ruh' — und immer kann man au nit widerstehe.“

„Om,“ sagte der Hauptmann, „ich kann Ihnen nur wiederholen, lieber Tröndle, es geht nicht, daß mein Bursche mit einem Mädle in der Nachbarschaft anbandelt. Können Sie nicht anders, so muß ich Sie eben ablösen lassen, dann trifft mich keine Verantwortung mehr. Immerhin gebe ich Ihnen zu bedenken, das Mädle ist blutjung und ordentlicher Leute Kind; sind Ihre Absichten eigentlich ernster Natur — oder —“

„Ich weiß nit recht, Herr Hauptmann, sie giebt halt kei Ruh' —“

„Nun, wissen Sie, so ein junges Ding, das tappt in seiner Dummheit auf den ersten Burschen zu und weiß selber noch nicht recht, warum; sie wird schon zur Besinnung kommen, und dann dankt sie's Ihnen vielleicht noch einmal, wenn Sie ein anständiger Kerl waren. Was meinen Sie, Tröndle, überlegen Sie sich den Fall —“

Eine Pause entstand; dann sagte der Bursche: „Wenn der Herr Hauptmann erlaube, aber so schnell goht's bei mir nit.“

„Dann lassen Sie sich Zeit.“

Jeanne saß mühsenstill da; sie wagte sich nicht zu rühren, aus Furcht, entdeckt zu werden, was nach dem, was sie gehört, sie mit einem wahren Entsetzen erfüllte. Sie nahm sich vor, zu warten, bis der Hauptmann den Garten verlassen habe; sie konnte das durch einen Spalt des Gartenhäuschens beobachten; sie hatte die ganze Zeit diesen Spalt

zum Ausblick benutzt — da hörte sie plötzlich die kurzen, harten Schritte ihres Vaters auf dem Kiesweg längs des Gitters, und nun saß sie fest, nun mußte sie ausharren.

„Herr Hauptmann!“ rief Monsieur Merkle in den Nachbargarten hinüber; Dumont kam.

„Ich hätte ein Anliegen,“ begann Monsieur Merkle, ohne sich auf die Frage nach seinem Befinden einzulassen. „Es handelt sich um einen jungen Menschen in meiner Fabrik; er sieht schwächlich aus, hat schmale Schultern — kurz, er hat den Eigensinn, jetzt schon, mit neunzehn Jahren, sein Freiwilligenjahr abdiene zu wollen, und ich wünschte, daß er noch ein Jahr warte. Es liegt mir viel daran — ich möchte deshalb — wie wär's, wenn ich den Burschen unter irgend einem Vorwand zu Ihnen schicke — Sie könnten mir da einen großen Gefallen thun — Sie müßten ihn von seiner Idee abzubringen suchen; sein Neuzeres könnte Ihnen vielleicht Veranlassung geben.“

„Aber,“ unterbrach ihn der Hauptmann, „welche Berechtigung haben Sie, den jungen Mann in seinem Vorhaben aufzuhalten? Ich muß gestehen, daß ich mich hier nicht so ohne weiteres einmischen möchte.“

„Um so, hm so,“ meinte Monsieur Merkle und lachte nervös auf. „Nun ja, es wird ja auch kein Geheimnis bleiben; der junge Mensch ist mein Sohn; er ist auf meinen Namen eingeschrieben. Durch seinen Eigensinn geht mir nun alles quer; ich hatte vor, Jeanne noch in diesem Jahre zu verheiraten, dann wäre die Sache ja ganz bequem zu machen gewesen. Solange sie als junges Mädchen zu Hause ist, kann ich den Sohn unmöglich anerkennen, und außerdem hätte ich gerne noch Zeit gehabt, mich mit dem jungen Menschen anzufreunden, denn wenn er nun die Sache so über Hals und Kopf erfährt —“

„Das darf nicht sein,“ unterbrach ihn der Hauptmann, „es ist Ihre Pflicht, es ihm selbst zu sagen; das sind Dinge, die ganz allein zwischen Vater und Sohn verhandelt werden müssen.“

Eine Pause entstand; Monsieur Merkle trommelte gegen das Gartengitter.

„Die Sache ist nicht leicht, aber ich will entschieden das Richtige thun. Ich habe den jungen Mann beobachtet; er ist tüchtig, und das Geld geht ihm schwer von der Hand. Eben das habe ich bezweckt; er sollte lernen, was der Pfennig wert ist, der sollte ihm nicht von selbst zustiegen. Ich war nicht glücklich mit meiner Frau; sie kam aus einem reichen Haus und hatte keine Idee vom Werte des Geldes; was ich im Schweiß meines Angesichts einbrachte, sie warf es achtlos hinaus; sie war nicht zu ändern, das Verschwenden stat ihr im Blut. Sie schenkte mir eine Tochter; ich hatte mir einen Sohn gewünscht. Sie starb, und es war vielleicht kein Unglück. Ich nahm eine Französin ins Haus; wenn sie Anlagen zur Sparsamkeit gehabt hätte, wer weiß, ich hätte sie vielleicht geheiratet — aber einen Sohn wollte ich haben. Ich rechnete so: wer weiß, ob der Mann meiner Tochter auch der richtige für mein Geschäft ist? Immer besser, einen Hintermann zu haben von meiner Art. — Dies ist der

Fall; Jean ist mein zweites Ich — nur scheint er bis jetzt noch Nichts für mich übrig zu haben — nein, gar nichts — seine Pflegerktern sind ihm alles — hm, ja — der alte Gilbert hat immer Thränen in den Augen, wenn er von ihm spricht; ein eigener Sohn könnte nicht anhänglicher sein. — Das habe ich nun nicht bezweckt, es könnte mir am Ende sehr hinderlich werden, denn wenn er nun die Sache erfährt, wie wird er's aufnehmen?“

„Das hängt von Ihnen ab, Herr Merkle, Sie müssen die Worte finden, die ihm zu Herzen gehen, Sie müssen alles thun!“

„Um, ich denke, ich kann ihm schon etwas bieten; was kann er sich denn Besseres wünschen, als daß ich ihn anerkenne! Er braucht sich ja nur ein Jahr zu gedulden, bis ich Jeanne verheiratet habe; ich werde das jetzt so rasch als möglich zu betreiben suchen.“

„Glauben Sie, daß Ihr Fräulein Tochter sich so ohne weiteres —“

„Jeanne — ich bitte Sie! Ich habe nie einen eignen Willen, eine eigne Ansicht bei ihr aufkommen lassen. — Also Sie sind wirklich der Meinung, ich muß es ihm selbst mitteilen — eine harte Nuß, aber in Gottes Namen, ich werde auch damit fertig werden.“

Der Hauptmann sah dem rasch davoneilenden Manne nach, aber er dachte weder an dessen noch an des Sohnes Schicksal; er dachte an Jeanne.

Da schlug ein jammernder Laut an sein Ohr, ein unterdrücktes Schluchzen und Stöhnen, als sei da in seiner Nähe ein Mensch dem Verzweifeln nahe. Im nächsten Augenblick schwang sich Dumont über das Gitter und stand drüben am Eingang des Gartenhäuschens.

Jeanne sah nichts und hörte nichts; mit einemmal schaute sie auf, wie gezwungen, als fühle sie den Blick, der voll Mitleid auf ihr ruhte. Und merkwürdig, sie erschrak nicht, es fiel ihr nicht einmal ein, sich zu verwundern, daß er da stand.

„Was soll ich thun?“ schluchzte sie. „Was soll ich thun?“ und streckte wie hilflos die Hand nach ihm aus. Dumont umschloß diese mit warmem, innigem Druck, dann gab er sie frei und setzte sich neben das junge Mädchen hin.

„Sie können nichts thun, Sie müssen sich hineinfinden; Sie haben einen tieferen Blick ins Leben gethan, das leider nicht immer schön ist.“

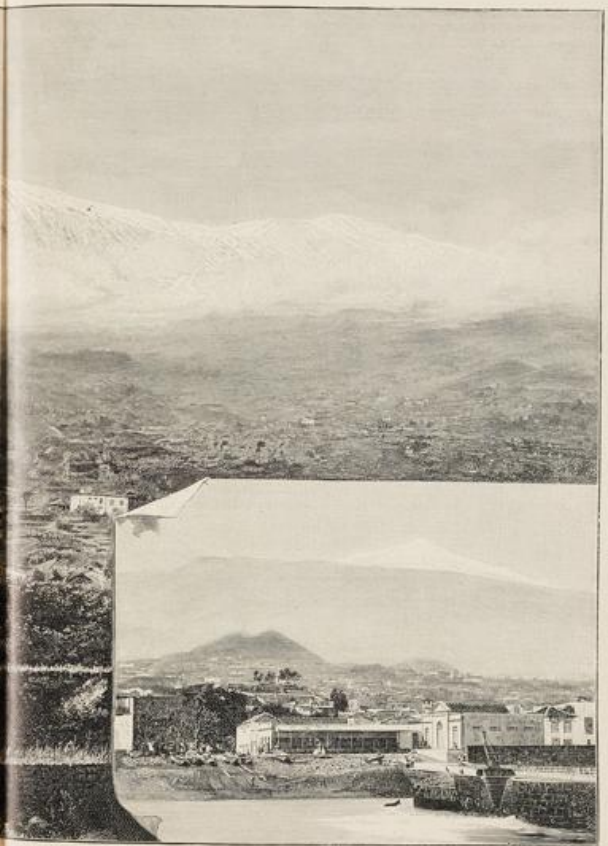
„Aber — ich kann nun doch meinen Vater nicht mehr achten,“ kam es stöhnend über Jeanne's Lippen, „ich bin ja jetzt ganz ohne — ich habe ja alles verloren — alles —“

„Ihr Vater hat gefehlt,“ sagte der Hauptmann, „Sie wissen nicht, welche Strafe ihm dafür vorbehalten ist; Sie kennen ihn ja, Sie wissen, seine Arbeit, sein Unternehmen geht ihm über alles, seine Berechnungen —“

„Ja, die,“ unterbrach ihn Jeanne, „die haben uns alle unglücklich gemacht — hätte er diese Frau nicht heiraten müssen? O, nun begreife ich, daß sie mich nicht lieben konnte! Meine ganze Kindheit war durch sie eine unglückliche — und — und der andre — sie nahm mich manchmal mit zum



Der Fiß von Genzitha.



(Reisebild: „Kontinental“, Seite 147.)

Walden von Curama.

Jagdschlößchen — er ging barfuß — er wollte nie im Zimmer bleiben, wenn wir da waren; ich ging ihn einmal nach — im Holzschuppen fand ich ihn — da haben wir uns geprügelt —“

„Das war der geschwisterliche Instinkt,“ sagte der Hauptmann; „Geschwister prügeln sich immer.“

Ueber Jeanne's verweintes Gesicht flog der Schatten eines Lächelns, aber nur für einen Augenblick, dann schüttelte sie das Haupt:

„Es ist noch heute so, ich — ich kann zu diesem Menschen kein Herz fassen; ich wäre unglücklich, mit ihm zusammen leben zu müssen — ach, was hat mein Vater gethan — so etwas sollten Eltern nicht thun dürfen — es ist nun so vieles anders — ich bin wie auf die Straße geworfen — wie verlassen — ich kann ihn ja doch nun nicht mehr achten —“

Sie fing von neuem zu schluchzen an, indem sie das Gesicht in ihren Händen vergrub.

„Sie müssen die Sache ruhiger beurteilen lernen,“ tröstete der Hauptmann. „Ihr Vater ist trotz allem ein tüchtiger Mann und hat Eigenschaften genug, die Ihre Achtung verdienen; vollkommene Menschen giebt es überhaupt nicht; wir fehlen alle, so oder so. Freilich, ein junges, wohlbehütetes Mädchen mit seinem rein bewahrten Gewissen muß wohl erschrecken, wenn ihm zum erstenmal ein Licht aufgeht, was Liebe, Ehrgeiz, Gewinnucht alles auf der Welt anstellen können. Aber die Stunde kommt an uns alle, in der uns einmal die Kraft verläßt und wir der Stimme unsers Gewissens zum erstenmal kein Gehör schenken. Von diesem Augenblick an verstehen wir dann vieles besser.“

Jeanne war plötzlich dunkelrot geworden.

„Ich — auch ich,“ stotterte sie; „ich wußte recht wohl, es war nicht recht, daß ich mich in dieses Hüttchen gesetzt habe, so oft Papa und Sie zusammen plauderten, — und that es doch —“

Ueber des Hauptmanns Züge flog ein Lächeln, und er sah Jeanne mit einem so glücklichen Ausdruck an, daß sie ganz verwirrt die Augen senkte.

Ihre Seelen waren sich in diesem Augenblick sehr nahe, und so kurz die Pause war, Jeanne fand sich selbst wieder; die Last, die ihre Seele so tief darniedergedrückt hatte, gab sie frei, ein unbeschreiblich hoffnungsfreudiges Gefühl durchzitterte sie, und sie atmete tief auf.

„Ich will versuchen,“ flüsterte sie, „ich habe den besten Willen.“

„Dann geht's auch,“ nickte er, „es geht alles!“

Wieder kam ihr ein halbes Lächeln: „Sie sind so zuversichtlich — Sie sind ein wahrer Trostspender, alles kommt zu Ihnen — Papa, Monsieur Martelet, ich, und Gott weiß, wer sonst noch —“

„Ja, es ist merkwürdig, wie leicht die Menschen einem zulaufen, wenn man's gut mit ihnen meint.“

„Ich begreife deshalb noch immer nicht — Sie sind so anders — gar nicht so stramm wie die andern Offiziere —“

„Im Dienste wohl, mein gnädiges Fräulein, aber ich finde es geschmacklos, diese Eigenschaft auch außerhalb desselben zur Schau zu tragen.“

„Ich dachte, weil Sie so große Freude an Ihren landwirtschaftlichen Beschäftigungen finden und dieses stille Leben hier Ihnen so behagt, die militärische Laufbahn sei Ihnen eigentlich nicht — nicht so —“

Wie ihr das Herz schlug, als er ihr mit der größten Lebhaftigkeit ins Wort fiel:

„Ich bin mit Leib und Seele Soldat, mein gnädiges Fräulein; wenn ich mich trotzdem hier sehr wohl befinde, so kommt das daher, weil es mir wirklich ein Anliegen ist, die Lücken meiner Bildung ein wenig auszufüllen; man muß sich zu sehr hergeben im Dienst, als daß man noch Frische genug für andre Dinge übrig haben könnte. Es ist nicht mehr zeitgemäß, auf den alten Blücher anzuspielen, der nicht einmal richtig schreiben konnte und trotzdem ein großer Feldherr war. Jetzt hat eben jeder seinen guten Schulsack, und der Offizier muß wohl oder übel mit vorwärts, wenn er im Kreise der Gebildeten etwas gelten will. Nun, und je mehr er weiß, je tüchtiger er ist, um so besser wird es seinen Soldaten bekommen. Ein Compagnieführer ist ja eigentlich auch nichts andres als ein Lehrer; es ist die Stellung, die ich für die schönste in der ganzen militärischen Laufbahn halte; jeder Mann im Glied hängt von seinem Hauptmann ab, und ist der ein ganzer Kerl, so gehen die Leute für ihn durchs Feuer. Es ist die Stellung, die mich erwartet, mein gnädiges Fräulein, und auf die ich mich freue.“

Jeanne sprang auf; die Französin regte sich wieder in ihr; sie war blaß geworden und hatte Mühe, ihre Fassung zu behaupten; zu dem eben erlebten Schmerz hatte sich ein neuer gesellt, und der erschien ihr noch viel herber.

Ihr Blick hatte etwas Fremdes, beinahe Kaltes, als sie sich von Dumont verabschiedete. Er verbeugte sich, und sie bemerkte plötzlich an der Art, wie er dies that, daß er auch stramm sein konnte. Sie nahm sich vor, nie wieder in den Garten zum Gitter zu gehen, aber sie bemerkte vom Fenster aus, auch der Hauptmann kam nicht. Wie in ihrem Leben hatte sie sich so einsam und verlassen gefühlt. Monsieur Merkle war so zerstreut, so ganz und gar nur mit seinen eignen Gedanken beschäftigt, daß er kaum hörte, wenn seine Tochter ihn in eine Unterhaltung zu ziehen suchte.

Sie wußte wohl, was ihn beschäftigte, was ihn veranlaßte, seine Schritte immer wieder nach dem Portierhäuschen zu lenken. Dort wohnte der Sohn, und Monsieur Merkle schien in diesem Augenblick für nichts andres Sinn zu haben als für jenen blaffen, hart blickenden Burschen, der Jeanne so unsympathisch war.

*

Die Unterredung hatte stattgefunden; sie war so außerordentlich nüchtern ausgefallen, daß Monsieur Merkle, der doch an Kaltblütigkeit etwas zu leisten vermochte, sich nachträglich nicht genug über des Burschen äußere Haltung wundern konnte. Der junge Mann stand nahe bei der Thür, den Hut in der Hand, den Blick an Monsieur Merkle vorbei auf das Fenster gerichtet. So hörte er's mit an,

daß er der Sohn dieses Mannes sei, daß man ihn anerkennen und für ihn sorgen wolle. Nur solle er für dieses Jahr vom Dienen abstehen, da für die nächste Zeit noch allerlei Wichtiges, diese Angelegenheit Betreffendes, erledigt werden müsse.

Die Sache war heraus, und Monsieur Merkle sah den jungen Mann an, der jetzt wußte, daß er vor seinem Vater stand. Er wartete auf eine Antwort; er hielt die Rechte gegen ihn ausgestreckt; in seinem Blick schimmerte etwas Feuchtes.

Aber Jean rührte sich nicht; die Kehle war ihm wie zusammengeschnürt, er atmete hart und hörbar, und die Augen, die ihm fast aus den Höhlen traten und starr auf seinen Vater gerichtet waren, drückten nichts andres als Entsetzen aus.

Monsieur Merkle zuckte zusammen unter diesem Blick. „Hast du gehört?“ sagte er. „Ich will dich anerkennen.“

„Werd' mir's überlegen,“ gab der Sohn zur Antwort, griff nach der Thürklinke und verschwand.

Langsam, wie von einer schweren Last bedrückt, ging er den sauft ansteigenden Weg hinan zu den Seinen.

Der Lärm, das Getöse der Fabriken war vorbei, die dicken, schwarzen Rauchsäulen stiegen nicht länger zum Himmel auf, nur der Qualm lag noch über dem Thal. Aber an jeder der kleinen Arbeiterwohnungen quoll es lustig aus den Schornsteinen, und die hungrig aus den Fabriken Heimkehrenden fanden ein warmes Essen auf dem Tisch.

In dieser Welt der kleinen Leute hatte Jean gelebt, war er aufgewachsen und hatte sich wohl gefühlt. Und nun mit einemmal sollte er all das Gewohnte lassen; die Menschen, an denen er hing, sollten für ihn Fremde werden — es überkam ihn: „Ich wollt', ich fiel' jetzt tot nieder!“

Ein junges Mädel kam mit dem Bierkrug des Wegs, und Jean schoß es durch den Kopf: „Also 's Theres ist nicht meine Schwester!“

Und nun mit einemmal schritt er aus; die letzte Strecke begann er förmlich zu rennen. . .

Er kam wie gerufen; Theres in ihrem dunkeln Drange hatte schon wieder den armen Tröndle abgepaßt und zwitscherte durchs Gitter wie ein lustiger Vogel.

Gerade am Tage zuvor hatte der Bursche seinem Herrn erklärt: „Herr Hauptmann, ich hab' mir's überlegt, der Herr Hauptmann und ich, wir bleibe beinand'“ — und jetzt fing das leidige Mädel schon wieder an.

„Gah, fuy mi net,“ rief sie herüber, „'s ward di g'weß oi freie, e weng z' rede.“

„Nei, 's freit mi nit,“ fuhr sie der Bursche an, „di Sproch isch mer z' wüest, ihr sage immer, a' wo sich 's, o' g'hert.“

„Dü Chaib, dü Lüder, dü vertracte Dickkopf, dü miserable, elandige —“ und ganz freundlich setzte sie hinzu: „Bisch jey wieder glüt? I ben oi nimme böß.“

„Hm,“ machte Tröndle, „i au nit grad —“

Da kam die Hilfe; Jean kam herbeigeschlichen und packte das Mädelchen am Arm.

„Was hesh mit dem Kerl?“ raunte er ihr zu, indem er sie mit sich fortriß, „was hesh mit dem Kerl, jag's, i will's wisse.“

Sie verschwor sich hoch und teuer, noch nicht ein freundliches Wort habe ihr der Bursche gesagt.

„Die Hand aufs Herz,“ befahl der Bruder, „und schau mich an: kannsch's bi Gott verschwöre?“

Ja, das konnte sie, dank der Gewissenhaftigkeit des braven Tröndle.

Sie traten in das kleine Haus; der Vater saß am Tisch, die Mutter brachte eine große Schüssel, in der Würste, Kraut und Kartoffeln zusammen gefocht waren. Man langte zu.

Theres sah manchmal den Bruder mit einem gewissen Unbehagen von der Seite an; es war das erste Mal, daß er hart zu ihr gewesen war; sie wußte nicht recht, was sie daraus machen sollte, und schwieg. Aber wenn sie nicht plauderte, that es sonst niemand. Der Vater war ein stiller Mann; in seinen Mußestunden saß er am liebsten über einer Zeitung, und da er kein Wort von dem, was er gelesen, sprach, so hielten ihn die Leute für einen großen Denker, wobei er es bewenden ließ. Die Mutter, eine kleine, untersekte Frau, bestand nur aus Impulsen; entweder ihre Stimme ertönte in überlauter Lustigkeit, oder sie heulte und lamentierte, auch ohne einen Grund zu haben, bloß weil es ihr nicht ums Lachen war.

„Du ihisch gar nimme racht,“ schalt sie den Sohn, und Jean, um sie nicht zu kränken, ließ sich den Teller zum zweitenmal füllen.

So manches wurde ihm jetzt klar, was ihm in seiner Jugendzeit zu denken gegeben hatte; die Mutter hatte ihn nie geschlagen, wie sie das so oft bei der kleinen Theres gethan; sie war aber auch nie mit solch stürmischer Zärtlichkeit über ihn hergefallen, hatte ihn nie so fest in die Arme geschlossen wie jene. Er hatte gedacht, daß das bei Mädchen so sein müsse, und da ihm die lustige kleine Person über alles ging, fand er es ganz am Platz.

Viel befremdlicher war ihm die Entdeckung gewesen, daß er als kleiner Bursche schon besser lesen konnte als seine Eltern; er hatte sie einstmals nach einem besonders schweren Wort in seinem Lesebuch gefragt, und es fiel ihm jetzt noch auf die Seele, mit welch peinlichem Gesichtsausdruck der Vater sich damals von ihm abgewendet hatte.

Gleich nach diesem Vorgang fing der alte Gilbert das Zeitungslesen an, als sei ihm das ein besonderes Vergnügen, während der Sohn wußte, daß der Vater sich heimlich jedes Wort zusammenbuchstabieren mußte. Der kluge, kühl beobachtende Bursche hatte es überhaupt schon mit zehn Jahren heraus, wie es um das Wissen der Seinen stand; aber ihre Herzen hielten ihn warm, so daß er in der gestrigen, kalten Atmosphäre des Gymnasiums fast zu Grunde ging vor Heimweh nach Vater und Mutter.

Der Vater hatte sich nach dem Essen eine Zigarre angesteckt und las die Zeitung; es ging jetzt ganz flott damit; er hatte längst nicht mehr das Buchstabieren nötig. Als die Frauen aus der Küche kamen und mit ihrem Strickzeug am Tisch Platz

nahmen, sagte Jean mit einemmal, indem er die Mutter scharf aufs Korn nahm:

„Was ist auch aus der Französe geworden, die so oft zu uns aufs Schlöble kam? Ich weiß noch, wenn Ihr den Wagen habt fahren hören, Mutter, hab' ich immer schnell müssen Schuh' und Strümpf' anziehen; sie hatte so schwarze, unruhige Augen und ein unzufriedenes Gesicht; Ihr war't immer ganz aus dem Häusle, Mutter, wenn sie wieder weg war.“

Madame Gilbert war es plötzlich heiß geworden, so daß sie das nächste Fenster aufriß und ihr Halstuch lockerte.

„Wie kommst du uf die?“ meinte sie in gezwungenem Ton, „gang du lieber noch e wenig spaziere, 's isch so schön hüt oben!“

„Hu so,“ meinte Jean und warf noch einen Blick auf den Vater; der war ganz blaß geworden.

Der junge Mann räusperte sich: „Der Monsieur Merkle hat heut mit mir geredet.“

Theres sah verwundert auf; es war so, als atme kein Mensch mehr im Zimmer.

„Der Monsieur Merkle hat mir gesagt,“ — es hatte den Anschein, als ob sich Jeans Zunge sträube, den Satz zu vollenden, — „er behauptet, er sei mein Vater, — und anerkennen wolt' er mich auch, hat er gesagt . . .“

Mutter und Schwester fielen zugleich über ihn her, umklammerten seinen Hals und weinten und schrieten, daß es zum Erbarmen war. Der alte Gilbert schneuzte sich; er wollte ein Mann sein und sich nichts anmerken lassen, rannte in der Stube auf und ab und fuhr alle Augenblick mit der geballten Faust gegen das Fenster hin.

Theres schrie nur immer: „Er isch doch ünser, er isch doch ünser, gall, Mamme, er isch ünser?“

Und ihre Mutter hielt den schwächlichen, blassen Burschen in ihren beiden kraftvollen Armen:

„'s soll mer nur eis gah komme un mir das Kind namme!“

Jean sah wie in einem warmen, wohligen Backofen; vielleicht gerade, weil ihm selbst die Gabe abging, seine Gefühle zu äußern, that ihm die herzliche Wärme, die ihm hier in so reichem Maße zuströmte, so wohl.

„Min net grüne,“ sagte er, indem er der Schwester über die Haare strich und die Mutter sanft von sich wegschob, „ich gehör' zu euch; der Monsieur Merkle hat sich verrechnet; ich bleib' der Jean Gilbert.“

Der Vater kam herbei: „'s ist net din Borsteil, Jean.“

Der schüttelte den Kopf: „Ich kann mich zum Monsieur Merkle net zwingen; es ist wie verher, daß gerad' die beiden Menschen, die mir am meisten zuwider sind, meine Eltern sein müssen.“

„Gall, uns heisch lieb?“ umschmeichelte ihn die junge Theres.

Er zog sie an sich und gab ihr einen Kuß.

„Sei mir nur brav,“ sagte er und drohte mit dem Finger, „ich will dich nimmer am Gitter verweise, Theresle, — denn gal,“ wandte er sich an die Mutter, „Ihr gebe mir's zur Fran, wann ich mein Jahr ab'dient hab'.“

„O Herr Jerum,“ schrie das junge Ding auf, ohne lang auf die Antwort der Eltern zu warten, „jest ben i scho Braut, Herr Jerum, Herr Jerum!“ und sie tanzte wie verrückt im Zimmer herum.

Es war keine Möglichkeit, in ihrer Gegenwart etwas Ernstes zu reden. Die Eltern wurden ganz ungeduldig und drohten sie einzusperrn; Jean gab ihr ein neues Markstückchen:

„Gah un mach dir e Freid'!“

Sie schoß davon; es war noch hell, und sie machte sich unverzüglich auf den Weg ins Städtchen. Nachdem sie erst eine Weile gelaufen war, ging sie langsamer, und es kamen ihr so allerlei Gedanken. Mitten in dem Rausche ihres Glückes wurde sie ernsthaft, und statt, wie sie es vorgehabt hatte, von Haus zu Haus ihre Brautschaft zu verkünden, ging sie ganz still in die nächste Trafik und kaufte für ihr blankes Geldstückchen einen Packen Zigarren.

Es dunkelte, der Hauptmann ging zwischen seinen Beeten spazieren mit Bichette und den jungen Kätschen, die noch sehr wackelig auf den Beinen waren, als die hübsche Theres plötzlich zur Gartenthür hereintrat und direkt auf den Hauptmann zuing.

„Güata Obed,“ sagte sie, „i mecht' der Bursch sprache, isch er d'heim?“

„Hu,“ meinte der Hauptmann, „auch noch mit Zigarren? — Tröndle, kommen Sie 'mal 'raus!“

Der Unglückliche wurde dunkelrot vor Schreck, als er das Mädchen dastehen sah.

Sie begann unverzagt: „I ben Braut mit 'm Bruder — des heißt, er isch nimme mi Bruder, er g'hert im 'ne andre, aber er bleibt bi uns, er mag der nü Vader net. Un jest b'hiät i Gott, un do häner e poor Zigarre, pikfine jen's, 's fall e kleis Souvenir si, un i dank oi schein — für allis.“

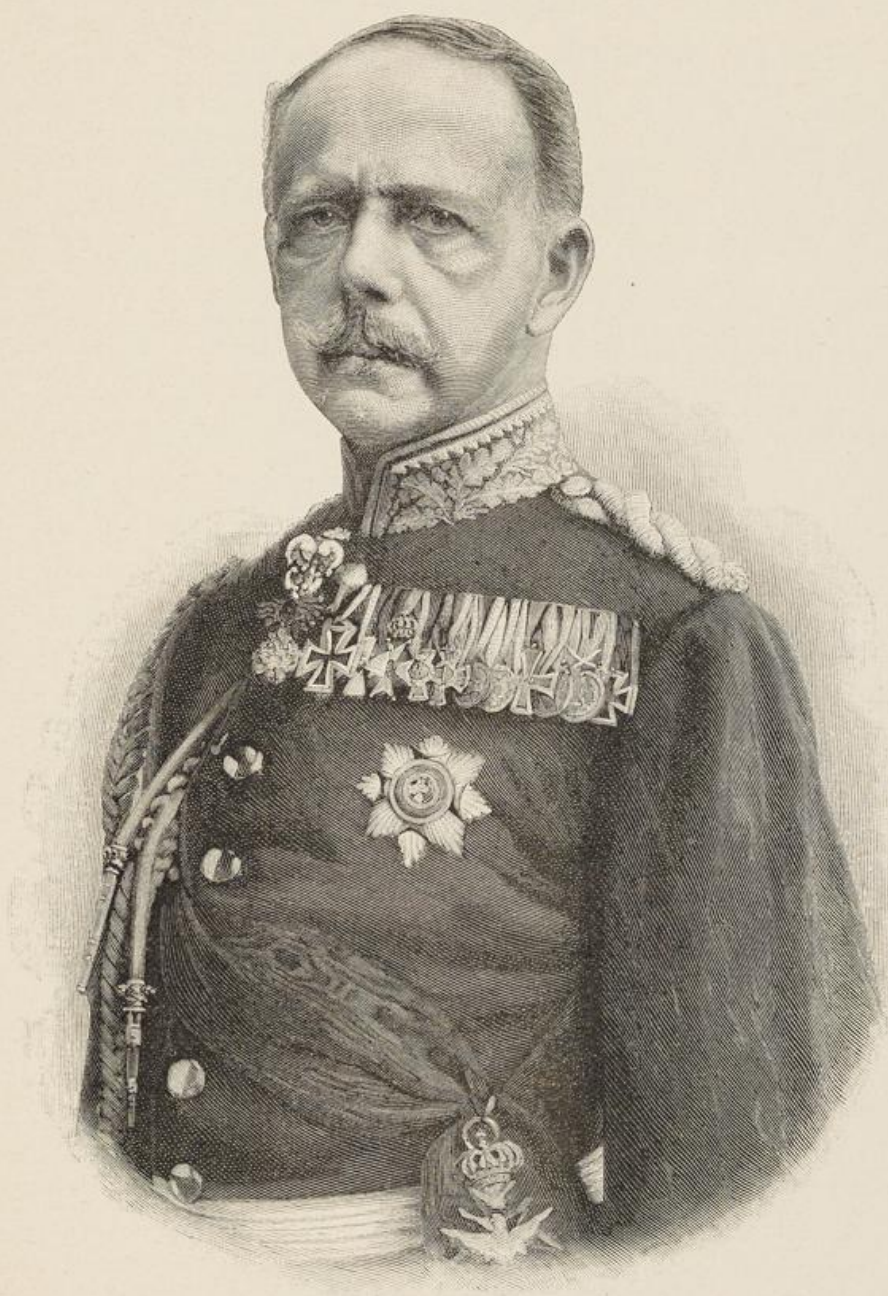
Sie gab ihm die Hand, auch der Hauptmann bekam eine; dann sprang sie vergnügt davon, nachdem sie noch schnell die Bichette aufgenommen und ihr ein paar Küsse zwischen die Ohren gegeben hatte.

„Also doch verrechnet,“ sagte der Hauptmann vor sich hin.

Der neben ihm stehende Bursche bezog das auf sich:

„Jawohl, Herr Hauptmann,“ gab er mit einem etwas bitter-süßen Lächeln zur Antwort, „aber jest hat wenigstens die arm' Seel' Ruh'.“

Dumont ging, bis es dunkelte, im Garten spazieren. Wie mochten die Dinge im Nachbarhause stehen — wie stand's um Jeanne? Was ging vor hinter jenen hellerleuchteten Fenstern, was wurde da ausgekämpft, beschlossen, unternommen? Er mußte still halten, durfte keinen Schritt thun, kein Wort wagen; es blieb ihm nichts andres übrig, als auf seinen guten Stern zu vertrauen, zu hoffen, daß Jeanne nach allem, was sie erlebt, nicht mehr die süßgarnete Tochter war, wie ihr Vater meinte. Aber mit seiner Ruhe war's vorbei, mit dem Genuß, den er sonst bei seinen Büchern, bei seinen ländlichen Beschäftigungen gefunden. Und er war so viel allein; Monsieur Merkle ließ sich nicht blicken; kein weißes Kleid schimmerte mehr durch das Grün der Gebüsche drüben; nicht einmal Martelet kam zu einem Plauder- oder



Nach einer Aufnahme von Gephphotograph Hofd. in Weimar.

Karl Alexander, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach. (Artikel Seite 351.)
(Zu seinem 50. Geburtstage, 24. Juni 1898.)

Lehestündchen. Er und der Kapitän hatten sich nach Belfort begeben, um dort dem großen Fest beizuwohnen, das die Franzosen jetzt, nach fünfundzwanzig Jahren, zur Feier ihrer geretteten Festung veranstalteten.

Sobald Dumont seine Berufspflichten erledigt hatte, fuhr er in seine Lodenjoppe, nahm seinen Stock und wanderte in die Berge. Dieses Unternehmen wurde jedesmal von dem laut klaffenden Bijou der ganzen Nachbarschaft mitgeteilt, und so wußte es auch Jeanne: jetzt ging der Hauptmann mit des Kapitän's Hündchen in die Berge.

Und sie saß viel am Fenster und sah nach jenen Bergen hin.

Im Anfang nach jenem Erlebnis, wie unglücklich war sie gewesen, wie gestört in ihrem innersten Wesen; es war ihr schrecklich, mit ihrem Vater zusammen zu sein, dem sie kein rechtes Vertrauen mehr entgegenzubringen vermochte. Es war ihr immer, als müßte sie zum Gartengitter eilen, zu jenem Menschen mit dem milden, seelenguten Blick, und sich dort Matsch erholen und Trost für alle Herzenswunden. Ach, warum hatte er nur jenes böse, jenes unglückselige Wort gesprochen: ich bin mit Leib und Seele Soldat.

Erst kürzlich, was hatte sie wieder alles hören müssen in der Gesellschaft einer befreundeten Fabrikantenfamilie; wie frisch war noch aller Haß gegen das preussische Militär; keine dieser Familien hätte sich herbeigelassen, auch nur annähernd mit diesen Eindringlingen zu verkehren. Man gab zu, Hauptmann von Dumont sei ein bescheidener Mensch, er habe nichts Herausforderndes, und seine Sprache klänge nicht hart und schneidig wie die der meisten Offiziere, von denen man eine Masse Taktlosigkeiten und Schroffheiten zu berichten wußte. Man erzählte sich von der Unterwürfigkeit der jüngeren Offiziersfrauen gegen die Frauen ihrer Vorgesetzten, welche Rolle eine Kommandeuse spiele, wie sie sich gehabe. Man fand kein Ende an Lächerlichkeiten, und Jeanne saß im Kreise dieser lebhaft redenden Damen und konnte sich eines Lächelns kaum erwehren, denn spielten sich vor ihren Augen nicht ganz dieselben Vorgänge ab, die hier so scharf getadelt wurden?

Waren die Frauen der großen Fabrikherren nicht auch die Mächtigen, denen sich die Frauen der Fabrikbeamten nur mit der größten Unterwürfigkeit zu nahen wagten? Jeanne mußte unwillkürlich an die Worte des Hauptmanns denken: die Menschen sind sich überall gleich. Und war es nicht so? Nur gab in den militärischen Kreisen die Stellung, hier der Reichtum den Ausschlag. Daß sie dies erkannte, daß sie im Stande war, die Dinge mit einemmal von einem freieren Gesichtspunkt aus zu beurteilen, welchem Einfluß mußte sie das zuschreiben?

Und doch, mit all diesen Menschen, zu denen sie nun einmal gehörte, zu brechen, ganz aus dem Verkömmlichen herauszutreten, das schien ihr unmöglich, dazu fehlte ihr die Kraft, der Mut, denn sie war an der Seite eines Vaters aufgewachsen, der nie einen eignen Willen bei ihr geduldet hatte.

Es war am Morgen nach einer solchen Gesellschaft; Monsieur Merkle schlürfte seinen Kaffee und

machte ein Gesicht, als habe es die ganze Welt mit ihm verdorben; das Getränk dünkte ihm bitter, er warf noch ein Stückchen Zucker hinein, nun war es zu süß, und er goß schwarzen Kaffee nach; nichts war recht. Jeanne dachte bei sich selbst: „So habe ich Papa noch nie gesehen.“

Es war ihm noch nicht oft passiert im Leben: Monsieur Merkle hatte sich verrechnet. Der junge Mann war zu ihm gekommen und hatte ihm kurz und bündig erklärt, er bleibe seinen Eltern und dem Namen, den er seither getragen, treu; er vermöge kein Herz zu einem Vater zu fassen, der sich nie um ihn gekümmert habe.

Seither strich Monsieur Merkle, sobald es dunkelte, um das Portierhäuschen herum wie ein Dieb, bloß um einen Blick in die kleinen, erleuchteten Fenster zu thun; darin saßen sie um die Lampe, eine friedliche Familie, und der schwächliche Mensch da in ihrer Mitte mit dem klugen Gesicht war sein Sohn, nach dessen Liebe er sich sehnte, und der nichts von ihm wissen wollte.

Die Stimme der Tochter riß ihn aus seinen Betrachtungen.

„Papa, warum schmeckt dir das Frühstück so wenig heute?“

Er murmelte etwas, aber er sah sie freundlich an: bei Jeanne, jawohl, da war er seiner Sache sicher, dieses Kind hatte er erzogen, da hatte er keinen Widerspruch zu befürchten.

„A propos,“ meinte er zwischen dem Schlürfen seines Kaffees, „hast du dir den Herrn, den ich dir gestern abend vorstellte, näher angesehen? Monsieur Trebuchon aus Yhon; den wirst du heiraten.“

Jeanne wechselte die Farbe: „Wie, Papa?“

„Er wird heute kommen.“

„Ich werde nicht zu Hause sein.“

„Was fällt dir ein?“

„Ich bin kein Kind mehr.“

„Du bist Jean Merkle's Tochter.“

„Im Mai werde ich dreiundzwanzig Jahre.“

„Was soll das heißen?“

„Daß ich mündig bin.“

„Oho,“ schrie Monsieur Merkle auf, „mündig, eine Tochter und mündig! Schweig, ich will nichts weiter hören.“

„Doch, doch, Papa.“

Sie stellte sich ihm in den Weg, denn er hatte das Zimmer verlassen wollen; die Todesangst war ihr auf dem Gesicht geschrieben, sie zitterte an allen Gliedern.

Auch Monsieur Merkle zitterte; hatte sich denn mit einemmal alles verschworen, sich gegen ihn anzulehnen? „Jeanne,“ setzte er ruhiger hinzu, „sei nicht lächerlich.“

Sie sank sich und zeigte auf einen Stuhl.

„Ich bitte dich, Papa, ich habe dir etwas zu sagen.“

Er sah sie verwundert an und nahm unwillkürlich Platz; es war da ein Ausdruck in Jeanne's Augen, ein Ernst, eine Entschlossenheit — so war sein Sohn vor ihm gestanden und hatte sich mit wenigen Worten von seinem Vater losgesagt.

Aber Jeanne's Stimme klang nicht hart und gefühllos; sie hatte Thränen in den Augen, und ihre schmalen Finger rissen das kleine seidene Taschentuch fast in Stücke.

„Ich muß reden — ich muß — du zwingst mich, Papa, ich kann ja nichts dafür, aber ich bin so anders geworden in der letzten Zeit — allerlei Erlebtes hat mir die Augen geöffnet — ich bin kein Kind mehr — ich weiß, ja, ich bin überzeugt, eine Ehe, die nicht auf gegenseitige Achtung und Liebe —“

„Ja, was ist denn mit dir geschehen? Das ist ja unerhört!“ schrie Monsieur Merkle auf. „Hast du ver-rückte Bücher gelesen? Dann bilde dir nur nicht ein, daß ich mich auf solche dummen Geschichten einlasse.“

„Dumme Geschichten — o Papa, das kann nicht dein Ernst sein?“

„Natürlich ist's mein Ernst, du heiratest Monsieur Trebuchon, und alles andre ist überflüssig.“

Er hatte die letzten Worte hart und zornig hervorgestoßen und war eben im Begriff, aufzuspringen, als ihm seine Tochter ein keuchendes, beinahe befehlendes „Weibe“ zurief.

Das sonst so gefügige Mädchen stand ihm wie eine Anklägerin gegenüber, mit großen, weit aufgerissenen Augen und bebenden Lippen, die verzwecklich nach Worten suchten.

„Jeanne, aber Jeanne,“ rief Monsieur Merkle aus, „was ist mit dir?“

„Ich weiß alles,“ schrie sie auf, „ich habe alles gehört — meine arme Mutter — ich will nicht auch unglücklich werden, wie sie es war — nein, ich will nicht — ich lasse mich nicht von dir zwingen — ich habe kein Vertrauen mehr zu deinen Berechnungen, — wir waren alle unglücklich — ich, dein Sohn — dessen Mutter — o, wie entsetzlich, daß es solche Dinge giebt auf der Welt, wie grausam — wie un-recht — wie habe ich gelitten!“

Ein Schluchzen ersticke ihre Stimme, dann war es still; sie suchte sich zu fassen, sie wollte nicht weinen, sie wollte stark sein und ihre Sache verfechten. Plötzlich überkam sie's: warum war es nur so still, so unheimlich still? Sie blickte auf und erschrak; wie alt war ihr Vater mit einemmal geworden, wie zusammengesunken saß er in seinem Lehnstuhl, bleich wie der Tod.

„Ist das meine Tochter,“ murmelte er vor sich hin, „ist das meine Tochter?“

Und Jeanne brach in ein leidenschaftliches Schluchzen aus, sie eilte auf ihn zu und umschlang ihn mit beiden Armen:

„Verzeih, verzeih — wie fürchtbar, daß ich dir so etwas sagen mußte — aber ich habe so viel durchgemacht — ich kannte mich nicht mehr — die Verzweiflung sprach aus mir — und ich möchte so gerne glücklich werden — ich weiß jetzt — ich bin überzeugt, es giebt Menschen, die sind so — daß man — daß —“

„Ah,“ rief Monsieur Merkle aus und machte sich von den Armen seiner Tochter frei, „also der!“

Sie wurde dunkelrot, warf ihm einen stehenden Blick zu und verließ eilig das Zimmer.

Auf den Knien des Vaters war das zerknitterte,

thränendurchtränkte Taschentuch der Tochter zurückgeblieben. Monsieur Merkle starrte darauf hin. Nicht nur der harte, trotzig Bursche hatte sich von ihm losgesagt, auch sie, die Tochter, die allezeit sanfte, so wohlherzogene Jeanne.

Und Monsieur Merkle schlug sich mit einem schweren Seufzer gegen die Stirn:

„Wer war's, der den Hauptmann absolut da drüben hat haben wollen? Gut ja, gut ja, da habe ich mir selber eine Grube gegraben.“

So waren sie alle beschäftigt mit sich und ihren Angelegenheiten, mit ihren Kämpfen und ihrem Hoffen, daher hatte auch niemand Zeit, sich Gedanken darüber zu machen, weshalb Monsieur Martelet und der Kapitän, die so siegesfroh nach ihrem Velfort gefahren waren, seit ihrer Rückkehr so still, so ganz und gar verändert umhergingen.

Martelet hustete; wenn ihn jemand ansprach, um etwas von dem Fest in Velfort zu erfahren, hielt er sich den Mund mit dem Taschentuch zu und deutete auf den Kapitän an seiner Seite. Der trieb dann mit seiner Grobheit die Leute sehr bald in die Flucht.

„Ah, mein Freund, ich gäbe viel, wenn ich mir in Frankreich nicht diese Erkältung geholt hätte!“ rief Monsieur Martelet aus. „Wie viel gescheiter wäre es gewesen, wir hätten diese Velfortfeier aus der Ferne mitgemacht. War es nicht fürchtbar komisch, dieses Geschrei um diese kleine Festung? Ich dachte, sie hätten alle das Fieber, aber jeder versicherte mir, er befände sich vollkommen wohl. Gut ja, mein Lieber, man sollte nicht so lange von seiner Heimat entfernt bleiben, man versteht seine eignen Landsleute nicht mehr. Ich habe nicht umsonst fünfundzwanzig Jahre mit diesen Deutschen dieselbe Luft geatmet; zuletzt glaubt man es selbst, daß der Weltfriede von einer richtig sitzenden Skappe abhängt. Aber, aber, stellen wir uns nicht blind, mein lieber Kapitän, diese Pedanterie, so lächerlich sie uns erscheint, sie allein erzieht den Soldaten; jene peinliche Ordnung, jene strenge Gewissenhaftigkeit, ich habe sie bei uns drüben leider nicht gefunden.“

Er senkte: „Ich versichere Sie, nach alledem, es kommt mich ordentlich schwer an, den Hauptmann aufzusuchen.“

„Aber mein Gott, so lassen Sie's doch bleiben!“ rief der Kapitän aus.

Monsieur Martelet sah ihn verweisend an.

„Einer solchen Unhöflichkeit werde ich mich niemals schuldig machen.“

Dumont traf am nächsten Tage mit dem alten Herrn in dem Nichtrauchercoupé eines Zuges zusammen, der von Kolmar kam. Der Hauptmann befand sich auf einer Dienstreise mit seinem Vorgesetzten, der sich in ein Rauchcoupé begeben hatte; dort saß der ebenfalls rauchende Kapitän; Martelet und Dumont blieben allein.

Der Franzose trug einen Flor um den Hut; er hustete stark und schien sich in seinem dünnen Sommerüberzieher so unbehaglich wie möglich zu fühlen. Es war schönes Wetter gewesen des Morgens, als er abreiste, jetzt peitschte der Regen gegen die Fenster des Coupés, und es war kalt.

Der Hauptmann fragte nicht lang, er dachte den Franzosen mit seinem grauen Mantel zu und verordnete ihm einen Geog für den Abend; er ging an jedes Fenster und yastte und yastte so lang daran herum, bis es zu war. Der Stand der Dinge schien ihm aber noch nicht zu befriedigen; er dachte sich plötzlich und legte Mariettes Beine auf den Tisch und stielte sie mit großer Umsicht in den Mantel.

„Alles, alles,“ rief der alte Franzose, „was machen Sie aus mir?“

Es that ihm aber doch weh, denn er fand sein altes Vorhemd wieder.

„Sie haben eine mütterliche Hand,“ sagte er, und er ließ sie sich verziehen, lassen sie in besten Umständen einander gegenüber und plantierten von allem möglichen. Nur einmal gab's eine Pause. Mariette hatte erzählt, daß er von dem Begräbnis eines alten Kameraden komme.

„Sie hätten nicht gehen sollen mit dieser Gefährdung,“ meinte der Hauptmann, „das war nicht richtig bei dem unbedingten Bette.“

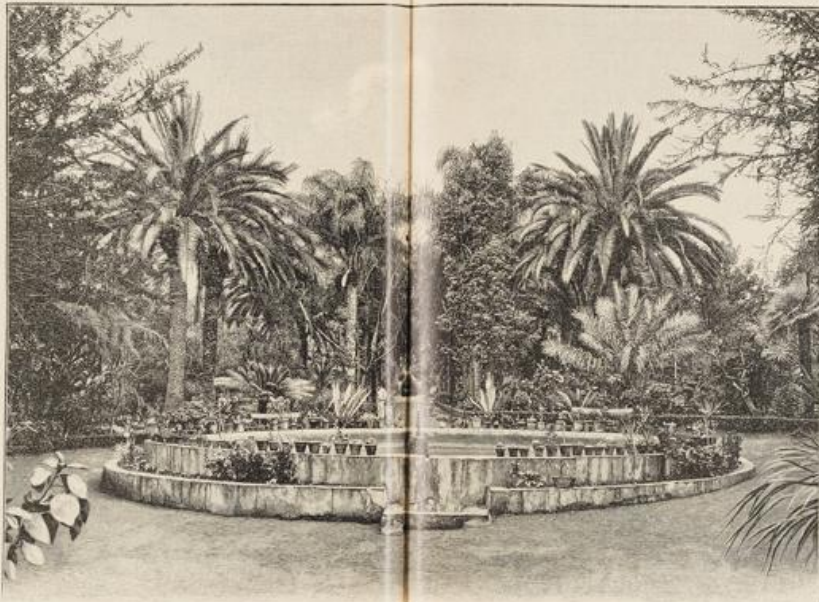
„Ja, was wollen Sie?“ unterbrach ihn der Franzose. „Wenn die paar Kameraden nicht einmal zusammenhielten! Man begräbt und ja wie arme Teufel, und man hat doch auch keine Säublerin geholt.“

„Du, ganz gewiß,“ sagte der Hauptmann und sah sich hin und her, aber schon im nächsten Augenblick streckte ihm der Franzose die Hand hin: „Menschen wie Sie machen vieles gut; à propos, morgen nehme ich mit unter Stunden wieder aus, Sie haben mir gefehlt, wissen Sie; die herrliche Sprache, es ist eine Sprache, ein Stolz, ich mit ihr zu beschäftigen, ich heraustrage mich an meinen eignen Worten, denn was sonst hier in diesem Nest zusammengeprochener Witz, es ist eine Barbarei. Madame Marie allein ist eine Ausnahme, ihre Sprache ist gut, herzlich; aber was man so den Gipfel einer Sprache nennt, den hat sie doch nicht; der läßt sich nicht erlernen. Ich bitte Sie, nehmen Sie Ihren Mantel, wir sind angetommen — wenn mich der Kapitän so gelassen hätte, er würde sich wieder zehn Tage darüber alsterieren; ich für meine Person empfinde nur die Wohlthat einer angenehmen Wärme. Au revoir!“

Er grüßte — wie nur er zu grüßen verstand; Tamant sah dem alten Herrn nach, wie er an des Kapitän's Seite dahinschlüpfte, und es

fuhr ihm durch den Kopf: „Wie getreulich der Herr ausbleibt!“

„Hatten Sie auch so eine erquickliche Fahrt?“ fragte ihn kein Borgeführer auf dem Detonweg. „Dieser Bericht, der Kapitän, machte ein Gesicht, als könne er den Augenblick nicht erwarten, mich aufzutreffen.“



Der botanische Garten bei Pooka bei Amoy. (So den Welt, 'Zentral', Seite 317.)

Ich bemühte mich, ihm zu zeigen, wie hübsch sich so ein wühendes Gesicht annehmen, und das war unter ganze Unterhaltung.“

„Da habe ich's besser getroffen,“ sagte der Hauptmann.

Wesh am andern Morgen machte er sich auf den Weg, um nach dem Franzosen zu sehen.

„Kommen Sie morgen,“ rief ihm dieser durch die offene Thür zu, „der Kapitän ist da und will niemand herein lassen; aber morgen ist alles gut; ich habe ihm gesagt: „Ich gebe Ihnen einen Tag für meine Strafreife.“ Ein Hufenanfall machte seinen lauten Sprechen ein Ende.

„Den Hauptmann,“ flüsterte der Kapitän, „nicht auch Madame Marie?“

„O nein,“ rief Mariette aus, „Madame Marie ist in mein Wohlthäter, aber er hat mir nie wohl gethan. Sie sollen den Hauptmann grüßen und Madame Marie — ja, ja, da sieht Ihnen noch was besser — armer Alter — die Welt geht ihren Lauf — aber Sie sich einweilen in der Weisheit, denn sagen müssen Sie sich doch.“

Er lächelte, dann streckte er seinen ungleichen Kameraden die Hand hin, und der arme Kapitän, den das Herz blutete, verhielt seinen Kummer hinter einem verzwirbelten Tuche, das ihm den ganzen Tag nicht mehr vom Gesicht schwand.

Aber am andern Morgen drängte er nicht mehr zu werden, ein Damentag hatte den Freitag fast mit dem Leben hinweggenommen.

Das ganze Stübchen war auf den Beinen, als der französische Offizier, den jedes Kind gekannt, zu Grunde gegangen worden sollte. Als der Tage aus den Ziergebäude gebracht wurde, fand man Verwunden aller Verwundenen auf der Straße gegenüber eine Anzahl deutscher Offiziere, die beim Gefechten des Tages die Hand an den Helm gelegt und sich jedoch dem Tode nahe angeschlossen. Es war das erste Mal, daß in dem kleinen Stübchen der Verbindung eines französischen Personals deutsche Offiziere beisprachen. Sie alle, Madame Marie, Jeanne, der Kapitän, mußten, wenn sie dies zu denken hatten.

Madame Marie allein hatte keine Schuld. Erbe dem Freunde nachgekommen, schante er auf, um die Schuld weiter zu reichen; gleich hinter ihm hängen die französischen Kameraden, gegenüber der Hauptmann; einen Moment bekam er sich, dann reichte er, im Sinne des Verlorenen handlich, dem Hauptmann die Schuld hin.

Dem Hauptmann waren am Grunde des hinterblebenen Hauptmanns allerlei Gedanken gekommen. Nun ja, er hatte ruhig sterben können, der alte Franzose, hinter

ihm doch keine Welt zusammen, die er im Stübchen seines Angehöriten aufgebaut hatte. „Aber ich,“ hätte er in seinem Innern, „ich nicht da wie ein hundertjähriger Mann, der nicht weiß, was aus seinem Erbe wird!“

Da fiel kein Bild auf seine Tochter, und der alte Rechenmeister erwachte in ihm: „Weshen den Fall,

Er hätte viel im Laufe des Tages; wenn er aufwachte, sah der Kapitän zu frühen seines Bettes und sah ihn voll Behagen an.

„Wollen Sie gleich ein andres Gesicht machen!“ schalt ihn der Franzose. „Ah, wenn Du, können Sie denn nicht leicht nehmen, nicht einmal einen kleinen Quaken? Grüssen Sie mir den Hauptmann.“

ich lasse ihr den Willen, ich bringe das Opfer — wäre mir dafür nicht das Schicksal eine Gegengabe schuldig — den Sohn? Nun, weiß der Himmel, es ist doch eine alte Regel: wer nicht locker läßt, gelangt zum Ziel — und ich will mein Ziel erreichen, ich will mir meinen Sohn erobern.'

Als in diesem Augenblick der Hauptmann auf ihn zuschritt mit seinem warmen, herzlichen Blick, hatte der ganz in seine Betrachtungen versunkene Fabrikherr nur einen kurzen, förmlichen Händedruck für ihn; auch Jeanne verriet mit keinem Blick, mit keinem Wort, daß ihre Bekanntschaft älteren Datums sei als vom Tage selbst. Schämte sie sich vor ihren Freunden, den Hauptmann als Bekannten anzuerkennen? Fast schien es so; der Offizier stand einen Augenblick wie verlassen, eine heiße Blutwelle stieg ihm ins Gesicht, er warf einen kurzen Blick auf Jeanne und begab sich zu seinen Kameraden.

Jeanne aber kehrte bleich, im Innersten erregt, von dem Begräbnis des alten Hausfreundes zurück. Der lebenswürdige alte Herr war für sie eine nie versiegende Quelle des Trostes gewesen. Nun, an seinem Grabe hatte sie es doppelt stark empfunden, wie menschlich, wie wahr und schön das Band war, das ihn, den Franzosen, allen äußeren Verhältnissen zum Trost, an den deutschen Hauptmann gefesselt hatte. Da war es ihr klar geworden, da gestand sie sich's rückhaltlos ein: Was habe ich denn auf der Welt, wenn ich mich von dem Menschen trenne, der mir der Liebste ist, der Höchste, der Einzige?

Und sie begriff nicht, warum sie es ihm mit keinem Blick, mit keinem Wort gesagt, wie es um sie stand, als er ihr die Hand hinstreckte, als seine Augen die ihren suchten. Das war noch jene Scheu gewesen, die alte, kleinliche Scheu, die man ihr an-erzogen hatte, und die sie nicht los ließ. Wußte er denn nicht, wie groß die Macht der Erziehung war? Er kam nicht mehr ans Gitter, nicht einmal in seinem Garten war er mehr zu sehen; es war so still da drüben, wie ausgestorben. Jeanne floh die Ruhe, sie wußte sich nicht mehr zu helfen; hundertmal im Tage war ihr zu Mut, als müßte sie zum Gitter eilen und unter Thränen und Schluchzen hinüber schreien: Nimm mich hinweg aus diesem toten Dasein, an dein lebendiges, warmes, liebevolles Herz.'

Hatte er sie denn ganz vergessen, war es denn möglich nach all dem Verständnis, das er ihr gezeigt, daß er sie mit einennmal so ganz und gar sollte mißverstehen können?! Sie lag die Nächte wach, immer mit der einen Frage beschäftigt: Was kann ich thun? Was kann ich thun? Nein, sie wollte nicht still halten, sie wollte handeln. Von ihrem Vater, das wußte sie, hatte sie nichts mehr zu befürchten; der warb jetzt um die Liebe seines Sohnes und suchte ihn dem alten, einfältigen Mann abspenstig zu machen, an dem der junge Mensch mit unverbrüchlicher Treue festhielt.

Und Jeanne sagte sich: Kommt er nicht mehr ans Gitter, nun, so suche ich ihn in seinen Bergen auf. — Sie stand längst mit Madame Gilbert, der Gärtnersfrau, im besten Einvernehmen; die wußte

alles, was den Hauptmann nebenan betraf, was er vorhatte, und wohin er seine Schritte lenkte, wenn er im Lodenrock auszog. Jetzt wollte er auf den Belchen, und Jeanne war sofort entschlossen, sie wollte auch hinauf. Tante Juliette wurde aus Straßburg berufen, sie und der Kapitän sollten Jeanne begleiten; am Abend vor dem Auszug wurde alles besprochen. Als die alte Dame ausrief: „Hf der Belche, eh bien oui, mais ma sainte messe — du weißt, i kann net si ohne mine heilige Mess'“ —, wußte Jeanne gleich dafür Rat: „Wir brechen so früh auf, daß wir zur Sechsuhrmesse in Murbach eintreffen.“

Der Kapitän schwieg; ihm war nicht wohl bei der Sache.

Der Morgen war wunderschön, als sie das Städtchen verließen; nach der kurzen Wagenfahrt kam der Aufstieg in dem schmalen Murbacher Thälchen, mit den stolzen Ueberresten seiner ehemals fürstlichen Abtei. Tante Juliette wohnte ihrer heiligen Messe bei, dann wurde der Weg fortgesetzt; die alte Dame und auch der Kapitän bestiegen einen Esel und trabten mit dem Führer voraus; Jeanne ging hinter ihnen drein.

Der Weg war sehr schmal; rechts und links türmten sich die Felsen auf; über den Häuptern der Dahinziehenden schlugen fast die Zweige der Bäume zusammen; ein murrelnder Bach floß unter dichtem Gestrüpp neben ihnen her.

Mit einennmal unterbrach ein lautes, durchdringendes Hundegebell die Stille dieses weltabgelegenen Winkels; der Kapitän erblickte, Jeanne stand das Herz still, noch bevor Bijou erschienen war, der jetzt mit rasender Eile den Weg daher jagte und an dem Kapitän hinaufsprang.

„Oh, mit wem ich Ihr Bündle do?“ fragte Tante Juliette, „qui est ce Monsieur, der do vorne geht?“

„Es ist der Nachbar, der deutsche Hauptmann,“ kam es in gepreßtem Ton von des Kapitäns Lippen.

„So, e Dütscher?“ sagte die alte Dame. „Soll thät mi weniger geniere, als wenn's e Stager war — est-il protestant?“

„Nein, er ist katholisch,“ beeilte sich Jeanne zu versichern.

„A la bonheur!“

Der Hauptmann war stehen geblieben, nicht wenig erstaunt über die Gesellschaft, die er daherkommen sah. Er wurde vorgestellt, und man ging zusammen weiter. Die beiden Herren quälten sich mit einer Unterhaltung über die Burgen des Elsasses; Tante Juliette warf manchmal einen französischen Brocken dazwischen; ihr waren die schönen Kirchen wichtiger.

Jeanne schwieg; es sah aus, als ginge nicht das geringste in ihr vor, so ruhig schritt sie einher. In Wahrheit aber war ihr die Stelle wie zusammengeknüpft; bald wurde ihr heiß, bald wurde ihr kalt; zuweilen kam es ihr vor, als sehe sie den Weg nicht mehr, als drehe sich alles mit ihr im Kreise herum, und eine Todesangst erfaßte sie, man könne ihren Zustand bemerken, an ihrem Gang, an ihrem Gesicht, an ihrem lauten, bangen Athemholen.

Vergnügt war nur der Bijou; er machte wahre Lustsprünge in seiner Seligkeit und kehrte dann wieder zum Kapitän zurück, von dem er in letzter Zeit immer nur angefahren und angeschnauzt worden war.

Der arme, alte Herr, jetzt dachte er nicht daran; er gab sich eine krampfhaftige Mühe, die nötige Artigkeit aufzubringen; die Worte des verstorbenen Freundes lagen ihm im Sinn, jene Prophezeiung: „Es stehe ihm noch was bevor“. Nun war es da — in Gottes Namen, er wollte sich fügen — dem Kameraden zuliebe; darum war er ja auch mitgegangen, denn daß dieser Ausflug einen Zweck hatte, das war nicht schwer zu erraten. Der alte Herr fuhr sich von Zeit zu Zeit mit dem Taschentuch über die Stirn, leicht wurde ihm die Sache nicht; er hätte so gern sein allerbösestes Gesicht gemacht, aber dann fielen ihm wieder die letzten Worte seines Freundes ein: „Die Welt geht ihren Lauf — üben Sie sich einstuweilen in der Grazie.“

Es kam vor, daß auch Dumont und Jeanne zuweilen nebeneinander gingen, aber ihre Unterhaltung war eine gezwungene, sie sahen beide vor sich nieder, und das Gespräch kam ins Stocken. Jeanne litt unsäglich unter dem Bewußtsein: „Ich allein bin schuld, ich habe ihm seine Unbefangenheit, seine herzliche Freundlichkeit durch meine Kälte, durch mein Fremdthun vergällt — ach, jetzt das rechte Wort!“

Dumont kam ihr nicht entgegen; er hatte nicht Lust, sich ein zweites Mal einer Erfahrung auszusetzen, wie die, welche er am Grabe Martelet's gemacht hatte.

So stiegen sie über drei Stunden bergan. Zuweilen gab's einen kleinen Aufenthalt durch den Gsel der Tante Juliette, der plötzlich störrisch wurde und nicht weiter wollte. Wenn dann der junge Bursche, der ihn führte, recht auf das Tier einhieb, legte sich jedesmal der Hauptmann ins Mittel und brachte es fertig, ohne Schläge, nur durch seinen Zuspruch den Eigensinn des Gsels zu brechen.

Als auf die Frage der alten Dame, ob das Tier immer so sei, der Bursche zur Antwort gab: „Er walzt sich halt gern im Drack“, durfte der Hauptmann gar nicht mehr von Tante Juliettes Seite weichen, bis sie endlich oben standen auf dem Gipfel des Bergfürsten, der sich wie ein Riese über all dem kleinen Bergvolf erhebt.

„Ah le voilà,“ rief Tante Juliette aus, „der oldi Babbe Rhien — enfin,“ fügte sie mit einem Seufzer hinzu, „le bon Dieu nous l'a pris — allons Monsieur le capitaine, net traurig si — je meurs de faim — i dent!, i gang ins Wirtshüs, nach de Forelle schaue. Sie bliebe so lang bi de jeunes gens, n'est-ce pas?“

Der Kapitän, der nach den beiden hingeblickt hatte, fuhr mit dem Kopf herum:

„Das ist nicht nötig,“ stotterte er, „Hauptmann Dumont ist ein durchaus zuverlässiger Mensch.“

„Sie han recht,“ sagte die alte Dame und nahm des Kapitän's Arm, „il a la physiognomie rangée.“

Jeanne und der Hauptmann standen allein; vor ihnen lagen die Höhen und Thäler der Vogesen, die gesamte Rheinebene dehnte sich vor ihnen aus,

weit hin, bis nach Straßburg und dem „heiligen Grenzwald“ bei Hagenau. Dahinter lagen die Alpen im Duft der mittäglichen Beleuchtung, aber in schönen, dunkeln Wellenlinien zogen sich der Schwarzwald und die Vogesen rechts und links am Rheinufer hin.

„Dies ist vielleicht der einzige Moment,“ sagte sich Jeanne, „der einzige und letzte Augenblick.“

Sie war der Verzweiflung nahe, denn das Wort, das sie beide erlösen sollte, es kam ihr noch immer nicht — jene unglückselige Scheu wollte sie nicht frei geben, und es stand doch alles auf dem Spiel.

Da mit einemmal, nach einem tiefen Atemzug, kam's leise, fast stoßweise von ihren Lippen:

„Der Schwarzwald, die Vogese —
Sie sehn si fründlich an —“

Ein freudiger Schreck durchfuhr die Seele des neben ihr stehenden Mannes; in fragendem Tone fiel er ein:

„E nochbarliches Wese?“

Und sie flüsterte unter Thränen, mit halb erstickter Stimme:

„Ja — ja — Sie sin sie zuegethan.“

Ihre Hände fanden sich, sie sahen sich in die Augen; es bedurfte keiner Worte mehr.

Die Stauffacher-Kapelle bei Steiner im Kanton Schwyz.

(Siehe die Abbildung Seite 325.)

Wer auf seiner Wanderung durch die schöne Schweiz auf der Landstraße von Steiner nach Schwyz dahinschreitet, nimmt schon aus einiger Entfernung eine schmucke Kapelle wahr, und näher gekommen, veräumt er gewiß nicht, vor der traulichen Stätte Rast zu machen und das Frescogemälde zu betrachten, das die Front des Gotteshauses zielt. Das Bild stellt die Scene dar, von der Werner Stauffacher seiner treuen Gertrud berichtet. Um ihm die trüben Gedanken zu verischenen, erinnert sie ihn an seinen stolzen Besitz, an das stattliche Haus, „reich wie ein Edelstz, von schönem Stammholz neu gezimmert“. Er aber weist sorgenvoll darauf hin, daß der böse Landvoigt ihm diesen Besitz nicht gönne und ihm höhnisch den Bau des schönen Hauses vorgeworfen habe:

„Ich bin Regent im Land an Kaisers Statt
Und will nicht, daß der Bauer Häuser baue
Auf seine eigne Hand und also frei
hinleb', als ob er Herr wär' in dem Lande.
Ich werd' mich unterstehn, euch das zu wehren!“

Teneriffa.

Von

Erich Feyer.

(Siehe die Abbildungen Seite 336/37, 344/45 und 349.)

Der dritte Tag war zur Hälfte verronnen, seit wir Gibraltar verlassen hatten. „Land in Sicht“, erscholl es, und sämtliche Passagiere fanden sich auf Deck ein, sich von der Wahrheit der frohen Kunde zu überzeugen. Ein grauer Nebelstreif lag vor uns, mit jeder Viertelstunde an Gestalt und Farbe gewinnend. Immer deutlicher hob

sich's aus dem Tiefblau des Meeres empor als ein dunkler Koloss, von blauem Dunste ganz und gar umhüllt. Bald sah man unter diesem Schleier das Köstliche des Gesteins hervorschimmern und wilde Zinnen und Zacken sich in die blaue Luft verlieren. Das Farbenspiel noch mehr zu beleben, trat das Weiß der Brandung hinzu. Dunkle Linien, die in fast regelmäßigen Abständen die mächtigen Wände herunterließen, gaben sich als schmale, tiefgefurchte Thäler zu erkennen, die die einzelnen gewaltigen Vergrüben voneinander trennen. An der steilen Küste entlang fahrend, steuerte das Schiff einer Stelle der Insel zu, wo sich eine Senkung zwischen den Vergamauern kenntlich macht und sich eine größere Landschaft weniger steil zum Strande herabzieht. Hier an dem breiteren Küstenjaune zeigte sich Santa Cruz, die Hauptstadt von Teneriffa.

Wenn du dich nun, werter Leser, mit mir ans Land rudern läßt, so wundere dich nicht zu sehr, wenn dir daselbst manches spanisch vorkommt; du betrittst ja spanischen Boden. Stellt du ferner nicht allzu hohe Ansprüche an die spanische Küche und fürchtest du Moskitos und andre Insekten nicht, so logiere mit mir in einer kleinen und billigen spanischen Honda und sieh dir das teure englische Hotel, in dem es sehr steif hergeht, lieber nur von außen an.

Wer nun meinen möchte, Santa Cruz, das mit seinen kleinen, weißen Häusern, den platten Dächern und den schmalen Straßen einen apitanischen Anstrich zeigt, sei der Kultur entrückt, der merke, daß die Stadt ein Schlachthaus besitzt, ebenso eine Markthalle. Und sieht man die Menge der Geschäfte — auch deutsche Firmen entsenden dorthin ihre Waren —, so begreift man, daß Handel und Verkehr den Ort lebendig machen. Das Bild der Bevölkerung freilich (die Stadt zählt 20 000 Einwohner) ist keineswegs so bunt, als man wohl erwartet. Die meisten scheinen Leute zu sein, die einem schon einmal begegnet sind. Eine geringe Minderheit zeigt braungelbe Gesichtsfarbe. Unter den weiblichen Weisen fallen viele durch einen ziemlich stark ausgeprägten Anflug von Schnurrbart auf. In allen Ecken und Enden hört man das Gebelfer von Hunden, die sich in Unzahl auf der Insel finden, wie um den Namen „Kanarische Inseln“, das heißt Hundes-Inseln, zu rechtfertigen. Der Reisende allerdings, der dort auswärts nach einem Theater oder Konzertlokal, nach einem Café chantant oder ähnlichem, sieht sich enttäuscht. Nur Sonntag abends hat er die Freude, am Corso teilzunehmen, den die Bevölkerung oben im *jardino publico* unter Pfeffer- und Lorbeerbäumen bei dem Klange der Musik der spanischen Garnisonkapelle unternimmt. Außerdem werden im Winter, wenn der Andrang von Spaniern und Fremden ein größerer ist, in der Arena Stiergefächte abgehalten, bei denen die abgetriebenen Postgäule ihr klägliches Ende finden.

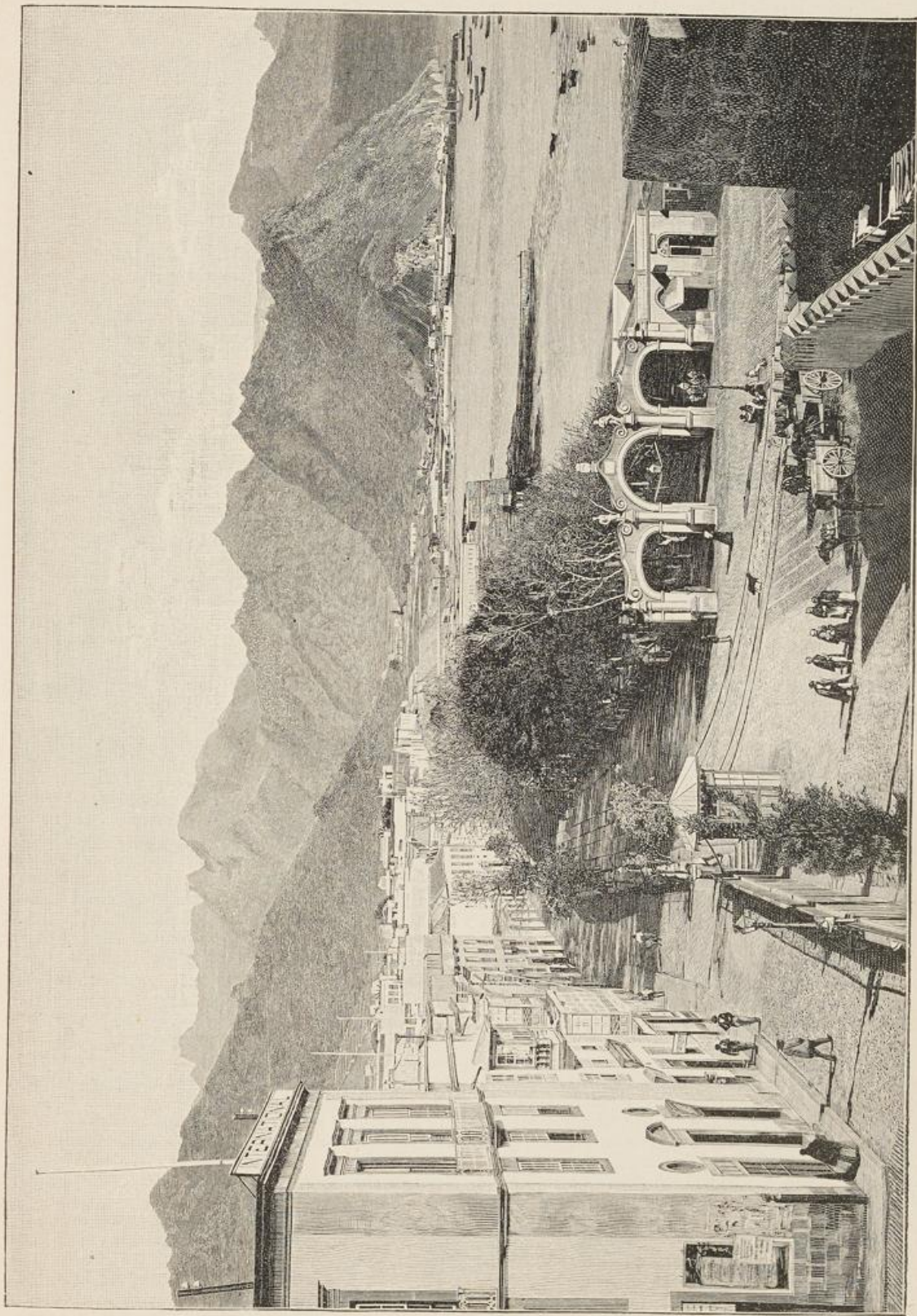
Sobald die Sonne im Niedergange begriffen ist, sitzt es sich vor dem Hauptcafé des Orts „Al quatro naciones“ auf offener Straße recht angenehm. Eine Erfrischung, der norwegisches Eis die erwünschte Kühle giebt, labt Herz und Gemüt. Ein großes, steinernes Kreuzifix ist die einzige Zierde des Marktplatzes. Die Bänke an seinen Längsseiten sind von Erwachsenen dicht besetzt; unter deren Augen vergnügt sich die Jugend beim Ballspiel, durch Springen über die Schnur, mit Herumbalgen auf dem Pflaster. Dann und wann zieht ein Trupp angeheiterter Matrosen über die Bildfläche nach der Mole zu. Auf der einen Seite macht sich die fünf- oder sechspannige Post zur Abfahrt in die Berge bereit, an der andern zieht eine Gellatrawane herauf; die Tiere leuchten unter dem Druck der Last und den Stockschlägen der rohen Treiber. Schließlich kommt eine spanische Patrouille — rote Hosen, blaue Zuppe, weißer Lchaf —, mit aufgezangtem Bajonette im Geschwindschritt vorüberziehend.

Der Brennpunkt alles Lebens im Orte ist selbstverständlich der Hafen. Die wildzerrissenen Höfen präsentieren sich hier in ihrer ganzen Großartigkeit. An ihrem Klippengürtel bricht sich die schäumende Gewalt der wühlenden Wogen. Kleinere Fahrzeuge aller Gattungen beleben das durch die Mole geschützte Becken. Weiter draußen liegen in majestätischer Ruhe die großen Dampfer, die die Kohlen-schlepper erwarten, die aus den geräumigen Schuppen der englischen Gesellschaft die schwarzen Diamanten bringen. Tagsüber wird die Mole nicht leer von Bootsleuten, die die Passagiere an Bord rudern, von Anglern, die der zappelnden Beute das Genick durchbeissen, von Jungen, die in Adamskostüm baden und den Promenierenden bitten, ihre Tauchkunst auf die Probe zu stellen. Gegen Abend erscheint die Weiblichkeit der feineren Kreise mit ihren Bedienteten, im Schwimmanzuge ein kühles Bad zu nehmen. Drollig ist es anzusehen, wenn die Garnison am Strande erscheint und abteilungsweise badet: für die Menge der Köpfe scheint dann die Fläche zu klein zu sein.

Aussäuge von Santa Cruz aus in die benachbarten Küstenstriche lassen erkennen, welchen Einfluß die vom heißen Festlande herüberwehenden Winde ausüben. Die ausgedörrten Pergänge sind mit Euphorbien und Kakteen besetzt. Von letzteren sehen manche wie mit Spinnweben überzogen aus; sie sind die Brutstätten der Cochenille. Verjucht man, den weißlichen Ueberzug zu entfernen, so färben sich die getroffenen Stellen rot. Aus den Felspalten schauen neugierig die glänzenden Kometen der Echeverien hervor. Auf der durchglühten Sohle des steinigen Flußbetts wimmelt's von Eidechsen, die durch ihre Länge auffallen. Prächtigt muß das Schauspiel sein, wenn hier zur Regenzeit die Gebirgswasser in rasendem Gefälle aus dem malerischen Hintergrunde hervorschießen. Die vereinzelt stehenden Palmen verstärken das melancholische Gepräge der dürstenden Sommerlandschaft.

Je weiter wir auf der Insel nach Westen kommen, desto mehr sieht man die Vegetation an Ueppigkeit und Mannigfaltigkeit zunehmen, denn die in den westlichen Gebieten vorherrschenden Westwinde bringen vom Ozean die befruchtende Feuchtigkeit. Während in Drotava, dem Hauptorte von Teneriffas Westküste, die Tage seltener sind, an denen die Sonne vom wolkenlosen Himmel niederstrahlt, ist in Santa Cruz das Umgekehrte der Fall. Der hochgelegene, plateauartige Kern der Insel, der früher reichlich gewesen sein muß — der Name des Hauptortes „Laguna“ mit seinem englischen Hotel „Aguerre“ erinnert daran —, ist eine echte Kornkammer. Pfirsich und Melone gedeihen hier in besonderer Güte. Auch Reste des uralten Waldbestandes sind noch vorhanden, so der Mercedewald und der Wald von Aqua Garcia. Sie sind oft des Sonntags das Ziel unsrer dortigen marsch- und reitlustigen Landsleute, die unter Heide- und Lorbeerbäumen im Grün des Ephens und der Farne die Sorgen des Geschäfts vergessen wollen. Seltsam mögen dann den uralten Stämmen die deutschen Weisen klingen, zumal sie überhaupt nicht an Gesang gewöhnt sind. Die kleinen Vögel von Sperlingsgröße und Sperlingsfarbe, echte Kanarien, die sich in ihrem dicken Geäst piepend und zwitschernd vergnügen, zeigen einzig bei uns gefangliche Begabung. Es kommt wohl kein Handelsdampfer aus Deutschland, der hier nicht unsre Harzer, oft zu einem sehr hohen Preise, absetzt. Ueberall auf der Insel findet man in Bauern den gelben Fremdling und seinen ungehulften Vetter beisammen. Vielleicht meinen die guten Leute, auf diese Weise das wilde Reis zu veredeln.

Die nach Westen führenden wohlgepflegten und belebten Straßen werden schwerlich von unsern Obstbaumalleen übertroffen, selbst wenn die Bäume im schönsten Frühlingschmuck prangen. Baumartige Pelargonien und Oleander bilden ihre prächtige Einfassung. Dann und wann



Ansicht aus Santa Cruz. (Zu dem Artikel: „Teneriffa“, Seite 317.)

tauchen zwischen ihnen die Blütenkandelaber der Agaven auf. Stellenweise helfen gewaltige Pfefferbäume den Straßenrand besetzen, die Luft weithin mit ihrem narrotischen Dufte erfüllend. Und sieht man endlich, nach mühseliger Postfahrt bergauf und bergab, das blaue Meer wieder, so geht einem das Herz auf beim Anblick der lachenden Gefilde, die sich zum Strande hinabsenken. Zuckrohr- und Bananenplantagen versorgen die ganze Insel mit ihren reichen Erträgen. Selbst Kaffee wird hier und dort angebaut. Die Rebe reißt noch in einer Höhe von weit über tausend Meter. Was das feuchtwarne Klima Teneriffas im Westen zu erzeugen vermag, zeigt ein Blick in den kleinen, aber schönen botanischen Garten nahe bei Drotava. Außer einer sehr großen Anzahl stattlicher Palmen aus aller Herren Länder fesseln die Araucarien und Mangroven den Besucher am meisten. Vor dem Eingang des Gartens fallen einem einige Drachenbäume auf, die an ihren mehrere tausend Jahre alten Ahn erinnern, der bis zum Jahre 1868 nicht weit von ihnen gestanden hat. Während dieser in seinen Jugendtagen wenigstens das Glück gehabt hatte, das friedlich schöne Leben eines harmlosen Völkchens belauschen zu können, weiß sein Enkel von achthundert Jahren, der im Klostergarten von Laguna zu sehn ist, nur von traurigen Tagen zu erzählen. Die blutigen Hezen, in denen die armen Guanchen, die Urvölker der Kanarischen Inseln, von den Spaniern theils niedergemetzelt, theils als Sklaven fortgeführt wurden, kann er schwerlich vergessen. Und auch unter der jetzigen, aus der Vermischung von germanischem und romanischen Blute hervorgegangenen Bevölkerung gärt's, das spanische Regiment zu vertreiben, das rechten Wohlstand und wahre Zufriedenheit doch nicht auskommen läßt. Man wird wehmütig berührt, wenn man beim Durchstreifen der von der Natur reichgesegneten Insel auf die elenden Höhlenwohnungen der armen Steinarbeiter stößt.

Weber die Plantagen noch der botanische Garten dürften es sein, die den Touristen nach der Westseite Teneriffas locken, vielmehr etwas andres, das wohl mit Recht als der Edelstein der ganzen Insel bezeichnet wird: der Pit von Teneriffa, auf spanisch Pico del Teide geheissen. Alexander von Humboldt, der vor hundert Jahren die Insel besuchte, schreibt von ihm: „Es ist, als ob der Vulkan die kleine Insel, die ihm zur Grundlage dient, erdrückte; er steigt aus dem Schoße des Meeres dreimal höher auf als die Wolken im Sommer ziehen. Wenn sein halb erloschener Krater Feuergeraben auswürfe wie der Stromboli, so würde der Pit von Teneriffa dem Schiffer in einem Umkreis von mehr als 260 Meilen als Leuchtturm dienen.“

Wie ein Bergkönig auf gewaltigem Throne sitzend, so präsentiert er sich dem Reisenden in Drotava. Man erblickt vor sich einen langgestreckten, tafelförmigen Berg, den Monte Verde, und auf denselben aufgesetzt, mehr in der Ferne, den steilen Hügel des eigentlichen Pits, bei dem aber wiederum die Spitze, das ist der eigentliche Aschenkegel, als künstlich daraufgestellt erscheint.

Der Führer auf dem Lastthier mit den Vorräten, ich hinter ihm auf einem munteren, kleineren Reitpferd kanarischer Rasse und der Pferdediener als der letzte, wir bildeten die ganze Reisefarawane. Noch vor dem Morgenrauen waren wir aufgebrochen. Im Sackack erklommen wir auf selbigem Pfade den Monte Verde. Während sich beim Hinaufreiten der Kegel des Pits unsern Blicken entzogen hatte, tauchte er nun, nachdem wir nach vierstündigem Ritte auf der Kante des Plateaus angekommen waren, in überraschender Nähe, Größe und Schöne vor uns auf. Dunkle Kellen ziehen sich an den Seiten des Kegelsumpfes herunter, auf dem sich der aufgesetzte Aschenkegel viel deutlicher zeigt als vom Strande aus. Die etwa 1800 Meter hoch gelegene Fläche,

das Plateau von Cañadas genannt, macht in ihrer Oede einen trostlosen Eindruck. Freudig blickt man auf, wenn man das Klingeln einer Ziege hört, die sich furchtsam dem Wanderer nähern will. Die Sonne versendet in Wahrheit glühenden Brand, der vom Boden doppelt heiß zurückstrahlt. Letzterer ist über und über mit losem Bimssteinand bedeckt, der unter den Füßen eigenartig klirrt. Der traurige Eindruck des Ganzen wird ein wenig gemildert durch die grünen Tamasträucher, die den Boden an manchen Stellen beschatten und aus ihren weißen Schmetterlingsblüten einen angenehmen Duft verbreiten. Nach kurzer Rast und bescheidener Mahlzeit — den Tieren wurde ein wenig Wasser in die Nüstern eingegossen — ging es nach der nördlichen Abdachung des Pits, wo sich der Sand in gewaltigen Massen zu Hügeln aufgetürmt hat. Hier und da sieht man riesige schwarze Steinblöcke von Kugelform und mehreren Metern im Durchmesser. Es sind die „Spielbälle des tüchtigen Berggeistes“ gewesen, der sie mit furchtbarer Gewalt so weit geschleudert hat. Nach langem, ermüdendem Ritte über und durch die Sandmassen war der eigentliche Abhang erreicht. Wir marschierten nun zu Fuß weiter, die Pferde wurden geführt. In zahllosen Windungen ging es wieder hinan. Mehr und mehr verloren sich Sand und gröberes Gestein, vielfach schillernder Obsidian bildete den Untergrund. Je höher wir kamen, desto deutlicher traten die Lavaströme hervor, die von weitem sich wie dunkle Strahlen dem Auge zeigten, in der Nähe sich aber als gigantische Felskämme erwiesen. Bald hat man sie erreicht, und nun steigt der Weg zwischen den Lavablöcken hindurch und über sie hinweg bedenklich steil an. Ernsthlich ermüdet erreicht man endlich das Ziel, die Schutzhütte. Dieselbe blickt nach Osten und befindet sich etwa in einer Höhe von 3000 Metern, in mächtige Lavaströme eingebettet. Eine Agenzia hat sie erbaut und erhebt von jedem Touristen, der in ihr ein primitives Nachtquartier nehmen will, 6,75 Vejetas (etwa 5 Mart). Die Hütte ist aus Lavasteinen fest zusammengefügt und enthält für die Pferde, die Führer und die Señores besondere Abteilungen. Die nötigen Schlüssel bekommt der Führer von der Agenzia in Drotava eingehändigt. Die Blechthür der Abteilung für die „Herren“ ist gewissermaßen das Fremdenbuch. Sinnreiche Sprüche lassen die Stimmung der Besucher erkennen.

Etwa elf Stunden hatten wir gebraucht, um bis zur Schutzhütte zu kommen; es war vier Uhr, und wir hatten nun hinreichend Zeit, das immerhin noch begrenzte Panorama zu betrachten. Von dem lustigen Höhenfisse schaut das Auge auf eine unheimlich wilde Gebirgsscenerie herab. Vor sich sieht man ein Halbrund von Bergketten in den verschiedensten Farbentönen, vom röstlichen Braun bis zum bläulichen Schwarz. Gleichsam dem fruchtbaren Gelände an der Außenseite als Schutzwehr dienend, umschließen sie das Sandmeer der Cañadas. Ein schattenhaftes Dreieck senkt sich weit über sie hinweg dem Horizonte zu, um so spitzer werdend, je näher die Zeit des Sonnenunterganges rückt. Vergraben in einem Labyrinth wüster Steinmassen, fühlt man so recht die Oede und Einsamkeit der Höhe.

Die niedrige Temperatur, die rasch zunehmende Dunkelheit und die Ermüdung ließen mich bald die Matratze der Hütte aussuchen. Doch der rechte Schlaf wollte nicht kommen, und ich war froh, als der Führer, noch ehe der erste Strahl der Morgenröthe zu flimmern begann, das Zeichen gab, den letzten Aufstieg zu wagen. Der matte Schein der Sterne beleuchtete ein wenig den kaum markierten Pfad. Ueber Geröll führt er im Sackack höher und höher, bald sich im Gewirr der Lavablöcke verlierend, bald auf die freie Höhe hinausstretend. Nachdem man so das letzte Stück des Kegelsumpfes bezwungen hat, befindet man sich auf einem Felde von sandartigem Bimsstein, dicht

vor dem Nischenfessel. Es kommt die letzte Arbeit, und mit neuer Kraft geht's über das lose, unter den Füßen fortrollende Nischengestein zur Spitze hinan. Den „Naslöchern“ des Pils entströmten kleine Wölkchen von Wasserdampf, beweisend, daß noch nicht alles Leben im Berge erloschen ist. Die Sonne war kaum aufgegangen, als wir den Kraterand erreichten. Weithin über dem Nebelmeer lagerte der langgestreckte Schatten des Berges. Je höher der Feuerball am Himmel emporstieg, desto deutlicher hob sich die Umgebung aus dem Grau der Dämmerung heraus. Die „steinerne Vegetation“ bekam Farbe und Leben. Während über der Ferne die Nebel allmählich wichen, so daß im Osten Gran Canaria, im Westen La Palma und im Süden Gomera wie tellerartige Flecken auftauchten, blieben der Küstenjaum Teneriffas und der Unterbau des Pils verhüllt. Selbst im tiefsten Blau stehend, blinke ich erstaunt auf das stockige Wolkenmeer weit unter mir. Dann und wann zerriß der dicke Schleier, und auf Augenblicke markierte sich scharf und deutlich, trotz der gähnenden Tiefe, das jactige Küstengelände.

Der Krater, an dessen Rande wir standen, hat die Rundung einer Ellipse. Ein Kranz von weißlichem Gestein umschließt das nicht allzutiefe Becken, zu dem eine Rinde in der Korona den Zugang gewährt. An manchen Stellen ist der Boden heiß und mit flüchtigem Schwefel überzogen; Wasserdämpfe dringen auch hier unter dem Schladengestein hervor. Durch das Steigen erhitzt, merkten wir nicht, daß die Temperatur eine verhältnismäßig niedrige war. Der Gipfel des 3711 Meter hohen Berges zeigte sich völlig schneefrei, nur in den Spalten und Furchen zwischen den Lavafämmen hatten sich schmale Schneefelder erhalten. In den Wintermonaten freilich start die Spitze des Pils von Schnee und Eis. Ihre Besteigung soll dann auch ein gefährliches Wagnis sein.

Auf dem Abstiege, der notgedrungen in raschem Tempo bewerkstelligt wurde, führte mich der Führer zu einem interessanten Punkte, nahe dem alten Kraterande, der sogenannten Eishöhle. In diesem gewaltigen Felsenloche jammeln sich die atmosphärischen Niederschläge. Mittels einer Leiter gelangten wir in die eisige Tiefe hinunter. Als wir endlich über die Lava hinweg zur Hütte hinabgelanciert waren, fanden wir unsere Pferde schon angeschirrt, zur Heimkehr bereit. Bald umfing uns wieder die Glut der Canadas, nach der vorherigen Kühlung doppelt fühlbar.

Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar.

(Zu dem Porträt Seite 341.)

Nach dem klassischen Musensitz im schönen Thüringen richteten sich in diesen Tagen die Augen aller Deutschen: Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach, ein Fürst von echt volkstümlichem Gepräge, nahe verwandt dem deutschen Kaiserhause und hoch verdient um das materielle Gedeihen seines Landes wie um die Förderung von Kunst und Wissenschaft weit über dessen Grenzen hinaus, vollendet am 24. Juni sein achtzigstes Lebensjahr. Ein treuer Hüter des Erbes seiner Ahnen — war doch sein Großvater der Freund Goethes, der großherzige Gönner Friedrich Schillers —, hat er allezeit regen Anteil an der geistigen Entwicklung seines Volkes genommen und in politischer Beziehung stets treu zur nationalen Sache gehalten. Zu Weimar am 24. Juni 1818 geboren, studierte er in Jena und Leipzig, machte alsdann längere Reisen, vermählte sich am 8. Oktober 1842 in Haag mit der Prinzessin Sophie der Niederlande, Tochter des Königs Wilhelm II., und folgte am 8. Juli 1853 seinem Vater, dem Großherzog Karl Friedrich, in

der Regierung. Unter ihm gelangte in der Residenzstadt an der Ilm die Kunst zu neuer Blüte, Weimar wurde, namentlich dank der Wirksamkeit Franz Liszts, ein Wallfahrtsort für die Musiker, und ohne den befruchtenden Einfluß Weimars wären wohl die Bayreuther Festspiele, die später einen Weltruhm erlangten, nicht möglich gewesen. Aber auch andern Zweigen der Kunst wendete der Großherzog seine rege Teilnahme und thatkräftigen Beistand zu. Die Begründung der Kunstschule und des Museums in Weimar war sein Werk; und wer, der das herrliche Thüringen durchwandert hat, könnte vergessen, welches Verdienst Großherzog Karl Alexander sich erworben hat um die Erneuerung und Ausschmückung der Wartburg bei Eisenach, dieser köstlichen Perle deutscher Fürstenthümer, die alljährlich viele Tausende wanderfroher Menschen anlockt und häufig auch den Kaiser Wilhelm II., wie weiland seinen erhabenen Großvater und seinen edeln Vater, als Gast in ihren Mauern sieht! Bei allen diesen idealen Bestrebungen hatte der Großherzog eine eifrige Helferin an seiner Gemahlin Sophie, und wenn bei der Begründung des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar und der groß angelegten Neuherausgabe von Goethes Werken auch der Name der hohen Frau in erster Linie genannt wurde — denn ihr hatte Walther von Goethe, der letzte männliche Nachkomme des Altmeisters, den Nachlaß seines unsterblichen Großvaters vermacht —, so hatte doch Großherzog Karl Alexander an der Förderung dieser Angelegenheiten einen hervorragenden Anteil, wie es ja nicht anders zu erwarten war bei dem von echt weimariischen Traditionen erfüllten Enkel Karl Augusts. Auch nach anderer Richtung ähnelt der Enkel seinem berühmten Großvater. Wie Herzog Karl August zu einer Zeit, „da alle wankten und wichen“, fest und treu zur deutschen Sache hielt, so zeigte sich auch Großherzog Karl Alexander, der Schwager des Königs und Kaisers Wilhelm I., stets als einen Förderer des deutschen Einheitsgedankens.

Herbe Schicksalschläge sind dem greisen Fürsten nicht erspart geblieben. Am 20. November 1894 ward ihm durch den Tod der Sohn entrisen, Erbgroßherzog Karl August, und am 23. März 1897 die edle Gemahlin, Großherzogin Sophie. Aber es leben ihm Töchter und Enkel, in deren Glückwünsche zum bevorstehenden Ehrentage ungezählte Tausende aus vollem Herzen einstimmen.

Das Golfspiel.

Mit Abbildungen nach Momentaufnahmen von Zander & Labisch in Berlin.

„Golf“, so höre ich jemand unbedacht sagen, „das ist das neueste Modespield. Alles, was vornehm sein will, spielt Golf.“ Aber nur gemach: wir haben es hier nicht mit Lawn Tennis oder Croquet zu thun, die eine Parvenu-Griffenz von einigen Jahrzehnten führen, sondern Golf ist ein altherwürdiges Spiel, das schon 1457 in Schottland so volkstümlich war, daß die Regierung den Versuch machte, es durch strenge Gesetze zu unterdrücken, aus Furcht, daß die Kunst des Bogenschießens, dazumal für die Sicherheit des Landes so wichtig, vernachlässigt werden könnte.

Ob das Spiel wirklich schottischen Ursprungs ist, erscheint zweifelhaft. Man nimmt an, daß es ursprünglich von Holland nach Schottland verpflanzt worden ist, denn es existieren alte Bilder, welche die Holländer bei einem ähnlichen Spiele auf den Eisflächen der niederländischen Häfen und Binnenseen darstellen. Reisende Schotten sollen das Spiel von Holland nach ihrer Heimat mitgebracht und, da sie dort keine Eisflächen hatten, es auf dem flachen Lande weitergespielt haben.

Wie dem auch sei, sicher ist, daß Golf in Schottland uralt ist. Die Schotten nennen es stolz „the ancient and royal game“, und thatsächlich gab es wenige schottische Monarchen, welche die Reize des herrlichen Spieles nicht würdigten. So lesen wir in den königlichen Archiven vom Jahre 1503, daß eine Golfpartie zwischen dem König und dem Grafen Bothwell zwei Pfund kostete, und die Tradition meldet, daß Karl I. bei einer Partie Golf die Nachricht von der irischen Revolution erhielt. Als sein Großneste, der „junge Prätendent“ Charles Edward, im Jahre 1745 die treuen Schotten um seine Fahne scharte, um sein verlorenes Erbe wieder zu erkämpfen, fand er es ratsam, dem Nationalgefühl seiner Parteigänger dadurch zu schmeicheln, daß er sich für das Golfspiel besonders interessierte, und auch nach seiner Niederlage verließ ihn dieses Interesse



Jüngstes Mitglied des Klubs.

nicht, denn in seinem römischen Exil „golste“ er ruhig weiter.

Doch nun zur Beschreibung des „uralten und königlichen Spieles“, das nicht nur Monarchen und Höflinge, sondern auch die berühmtesten Gelehrten seit Jahrhunderten ergötzt hat und seit einigen Jahren in fast allen Ländern zu hohem Aufschwung gelangt ist.

Wie bei den meisten wirklich gebiegenen Spielen sind die Grundregeln des Golfspiels sehr einfach. Das ganze Spiel besteht darin, einen kleinen weissen Ball aus hartem Gummi von etwa vier Centimeter im Durchmesser mittels gewisser Schläger oder Keulen von einem gegebenen Ort mit möglichst wenigen Schlägen in ein etwa hundert bis vierhundert Meter entferntes Loch von zehn Centimeter Größe hineinzutreiben. Jede Partie benötigt einen Ball und besteht entweder aus einem Spieler oder zweien, die abwechselnd



Anfang der Partie: Der Drive.

den Ball weiter schlagen. Stellen wir uns beispielsweise eine Partie zwischen zwei einzelnen Herren vor, die, gefolgt von ihren Leibjungen oder „Caddies“, die in großen Köchern die verschiedenen Schläger tragen, sich nach dem Spielplatz oder „Links“ begeben, einem großen, in der Hauptsache unbewachsenen Terrain, öfters im Umfang einer deutschen Meile. Das Orakel einer Münze, Kopf oder Schrift, entscheidet, daß — sagen wir — der Herr Assessor den ersten Schlag, die sogenannte „Ehre“, haben soll. Nun setzt der Caddie des Herrn Assessors seinen Ball auf eine kleine Pyramide von Sand oder Gummi zwischen zwei weiß angestrichenen Pfählchen, die das erste „Tee“, den Abschlagsplatz, bezeichnen. Von diesem Moment an darf der Ball mit keinem andern Gegenstand als einem Schläger — am allerwenigsten mit Hand oder Fuß — berührt werden, bis er auf dem Boden des kleinen Loches



Ein Angriff auf den Reford.

ruht, dessen Lage dort drüben, zweihundert Meter von uns entfernt, nur durch ein Fähnchen bezeichnet wird, das wir durch die Tannen flattern sehen. Der Herr Assessor, ein alter Golfer, nimmt seinen „Driver“ (Treiber), einen sehr langen, mit hölzernem Kopfe versehenen, elastischen Schläger, in die Hand, stellt sich vorsichtig und fest in die richtige Entfernung vom Ball und zielt langsam und gelassen. Nur keine Ueberstürzung! Ein wohlgeungener erster Schlag, „Drive“ — für die Fachausdrücke bedient man sich nämlich ausschließlich der englischen Sprache —, bedeutet die Uebung von Jahren und erfordert die ganze Aufmerksamkeit, das ganze Geschick des Spielers. Doch endlich sind die Präliminarien zu Ende. Der Herr Assessor holt langsam bis über Schulterhöhe aus und verfehlt dem Ball einen ungezwungenen, regelmäßigen, aber wuchtigen Schlag, indem sein Schläger



Im Graben.

einen vollständigen vertikalen Kreis in der Luft beschreibt. Wie das Geschos aus einer Kruppschen Kanone fliegt der Ball zuerst scheinbar horizontal, dann höher und höher, bis er zuletzt einen kleinen Sprung in die Höhe zu machen scheint und dort drüben, 170 Meter entfernt, zu Boden fällt. Lieber Leser, du hast wohl schon den himmlischen Tönen des Wagnerischen „Waldwebens“ und dem süßen Schläge der Nachtigall gelauscht, du hast vom Kigi aus das herrliche Schauspiel der aufgehenden Sonne genossen, hast vielleicht den ersten Kuß von einer Jungfrau Lippen geraubt, doch wenn du noch nicht einen Golfball 170 Meter weit geschlagen hast, so weist du nicht, was Entzücken ist!

Ein unwillkürliches „Bravo“ entschlüpft den Lippen der bewundernden Zuschauer, die jedoch gleich wieder verstummen, da nun der Herr Doktor seinen Stand nimmt.

von seinem Schläger berührt werden, außer in dem Moment, wo er den Schlag wirklich ausführt. Diese strenge Regel erhöht selbstverständlich die Furchtbarkeit des „Bunkers“ und macht ihn zum Schrecken für jeden Golfer. Doch der Spieler hat diesmal Glück, sein Schlag gelingt, und der Ball fliegt aus dem Graben auf den festen Boden. Gerade zwischen ihm und dem ersten Loch, welches das Ziel bildet, befindet sich aber eine kleine Gruppe niedriger Tannen, durch die man besser den Ball nicht zu treiben sucht, denn die Zweige sind zu dick. Der Herr Doktor nimmt deshalb seinen „Loster“, der einen etwas nach hinten gebogenen Kopf hat, zur Hand, und mit einem wohl gelungenen Schläge treibt er den Ball über die Bäume weg direkt auf den grünen Rajen, in dessen Mitte das Loch sich befindet. Durch diesen Schlag wurde auch der Ball des Herrn Assessors eingeholt, so daß nunmehr dieser Herr den zweiten



Zweihundert Meter!

Während der Ausführung herrscht nämlich heilige Stille, denn dies erheischt die strenge Etikette des „ancient and royal game“. Der Herr Doktor ist Anfänger, er ist auch etwas nervös und „kann nicht spielen, wenn so viele Leute zugucken“, doch holt er mutig aus und schlägt mächtig zu. Doch, o weh! Der Ball, kaum von dem Schläger gestreift, rollt langsam und gelassen in einen etwa 20 Meter entfernten „Bunker“ oder Graben, eines jener Hindernisse, die, wenn nicht von Natur vorhanden, zum Zweck der Abwechslung künstlich angebracht werden. Mit geteilten Gefühlen wandern nun die beiden Spieler mit ihren Caddies und den Zuschauern bis zum Graben, wo der Ball des Herrn Doktors tief im Sande liegt. Wie ihn aus dieser verzweifelten Lage herausspielen? Der wohl trainierte Caddie weiß es und giebt seinem Herrn den „Niklid“, einen mit breitem, schwerem Kopf von Eisen versehenen Schläger, der das Aussehen eines kurzen Löffels hat. Der Herr Doktor zielt hier ganz besonders sorgfältig, denn der Boden des Grabens darf unter keinen Umständen

Schlag auszuführen hat. Mit seinem „Maibie“, einem leichteren „Loster“, mittels einer Art bürtender Bewegung schlägt dieser den Ball dreißig Meter weiter und legt ihn ebenfalls kunstgerecht auf den Rajen, das sogenannte „Green“, kaum einen Meter vom Loch entfernt. Da der Ball des Herrn Doktors am weitesten vom Loch liegt, muß dieser den nächsten Schlag machen. Hierzu bedient er sich eines ganz geraden Schlägers, den man als den „Butter“ bezeichnet. Das „Putting-Green“ ist ein mit größter Sorgfalt gepflegter Rajenplatz, so flach und eben, daß der Ball wie auf einem Billard rollt. Beide Herren zeigen sich als vorzügliche „Butters“, und die beiden Bälle ruhen endlich im Loch. Der Herr Assessor hat natürlich dieses erste Loch gewonnen, denn er brauchte dazu nur drei Schläge, während sein Gegner fünf thun mußte.

Nun werden die Bälle aus dem Loch genommen und auf dem zweiten Abschlagplatz (Tee) in Position gestellt, worauf der Kampf um das zweite Loch beginnt, das eine längere oder auch kürzere Bahn als die erste darstellt. Ein

richtiger Golfplatz enthält achtzehn Löcher, und Sieger bleibt derjenige, der, je nach der Verabredung, die meisten Löcher gewinnt oder zu allen achtzehn Löchern die wenigsten Schläge braucht.

Worin besteht nun der eigentümliche Reiz dieses alt-ehrwürdigen Sports? Etwa darin, daß er augenblicklich Mode ist? Keineswegs, denn die Bemerkung ist oft gemacht worden, daß diejenigen, die das Spiel aus diesem Grunde lernen, sich das allerbeste Material und die schönsten Golfkostüme anschaffen, doch ihr Interesse sehr bald verlieren. Golf ist kein Sport für flatterhafte, oberflächliche Menschen, denn erstens ist es zu schwer und zweitens

ferner fesselt das Spiel durch die außerordentliche Mannigfaltigkeit der verschiedenen Spielmomente. Die Lage des Balls ist niemals die gleiche, jeder auszuführende Schlag, vom allerersten abgesehen, verlangt seine eigne Behandlung. Für die Nerven ist Golf die beste Arznei, denn zu gutem Spiel gehört in erster Linie Selbstbeherrschung und Geduld. Die leiseste Aufregung oder Verwirrung führt sofort zu einem entweder zu hohen oder zu tiefen Schläge, der Ball fliegt zehn Meter statt Hundert wenn weitere Schläge misslingen, tritt auch der Aerger ein, und man sucht nach einem Baum, um seinen besten Schläger, der an der Katastrophe doch vollständig unschuldig ist, wütend zu



Auf dem Putting-Green.

in einem gewissen Sinne zu wenig gesellschaftlich, da es doch gewöhnlich unter vier oder höchstens acht Augen gespielt wird und nicht, wie Lawn Tennis und die meisten andern Sports, inmitten einer Korona beifallspendender Zuschauer. Nein, die Reize des Golfspiels liegen darin, daß es sehr schwer zu erlernen ist, daß es eine gleichmäßige, den ganzen Körper ausbildende Bewegung darstellt, anstrengend, ohne jedoch über die Grenzen gesunder Herzthätigkeit hinauszugehen. Gelaufen wird beim Golfspiele nicht, im Gegenteil ist Bedachtsamkeit die Parole des Sports. Nur keine Ueberstürzung, stets ruhig und gelassen! Dabei aber veranlaßt eine Runde, ganz abgesehen von der Anstrengung der eigentlichen Spielbewegungen, einen Spaziergang über Berg und Thal von mindestens einer Stunde.

zer schlagen. Das macht dem Herzen Luft, ist aber gewöhnlich etwas teuer, denn ein solcher Schläger kostet sieben Mark. Zum mindesten verliert man die Partie, und nachdem man diese unerquickliche Erfahrung einmal gekostet hat, lernt man endlich die schwierigste aller Aufgaben, die Selbstbeherrschung.

Golf wird von beiden Geschlechtern gespielt und paßt für Damen gerade so gut wie für Herren. Man kann es nie zu jung erlernen, doch ist man nie zu alt, einen Anfang zu machen. Der wahre Golfspieler bleibt dem schönen Sport sein Leben lang treu. Auf dem „Links“ (Spielplatz) des Berliner Klubs kann man gegenwärtig den ehrwürdigen britischen Volschaster mit seiner blühenden jungen Tochter oft täglich zusammen spielen sehen. Das

jüngste Mitglied zählt nur sieben Sommer, das älteste über sechzig, und es ist schwer zu sagen, wer von beiden enthusiastischer ist. Wenn man keinen Gegner findet, kann man ebenjogut allein spielen, denn zwei Gegner stehen einem stets zur Verfügung. Der erste ist der eigne Rekord (die niedrigste Zahl der gemachten Schläge), den herabzujagen immer des Golfers Ehrgeiz ist, der andre ist der „Oberst Bogey“, ein fingierter, mystischer, dämonartiger Spieler, die Verkörperung der tadellos gespielten Runde. „Oberst Bogey“ macht niemals einen Fehler. Seine Leistung ist stets die nämliche, niemals phänomenal, doch immer normal gut. Die Zahl seiner Schläge ist wohlbekannt, und man hat nur zu versuchen, seinem Rekord möglichst gleich zu kommen. Ich brauche nicht zu sagen, daß der tüchtige „Oberst“ nur ein Begriff und keine Person ist.

Golf ist außerdem ein wissenschaftliches Spiel. Mit dieser scheinbar kühnen Behauptung meine ich, daß die Natur des Spiels eine derartige ist, daß sie den wissenschaftlich gebildeten, denkenden Menschen interessieren muß, denn eine Partie Golf ist eigentlich nur eine Reihe von Experimenten über die Ballistik. Nur wenn der Ball genau rechtwinklig vom Schläger getroffen wird, fliegt er geradeaus. Kommt die Bewegung ein wenig von rechts nach links, so fliegt der Ball in einer mehr oder weniger breiten Kurve nach rechts, und umgekehrt: wird der Ball zu tief getroffen, so fliegt er hoch in die Höhe und infolgedessen nicht so weit wie sonst. Ist man aber nicht so weit vom Loch entfernt, und will man den Ball „tot“, das heißt unbeweglich auf das „Green“ legen, so trifft man ihn absichtlich etwas tief, damit eine Gegenumdrehung erzeugt wird, was beim Aufschlagen des Balles gleichsam als Bremse wirkt und ihn verhindert, weiter zu rollen. Mit einem Tennis-Racket ist diese Bewegung leicht zu erzeugen, mit einem schmalen Golfschläger aber erfordert es viel Übung. An einem windigen Tage sind die Prinzipien der Ballistik ebenfalls streng zu beachten, und das Gefühl für die Dynamik muß besonders ausgebildet werden, damit man nicht zu weit oder nicht weit genug schlägt. Ja, lieber Leser, das Golfspiel läßt sich nicht in einem Tage erlernen! Seine Geheimnisse sind schwer zu enthüllen, und gerade hierin liegt ein Hauptreiz des Sports. Der bejahrte Mann, der seit seiner Jugend dem edeln Spiel ergeben war, kehrt von der letzten Partie voll Enthusiasmus über einen besonders gelungenen „Putt“ oder einen wunderbaren Schlag — aus dem tiefsten Graben direkt ins Loch — zurück. Das ganze Jahr durch ist er auf dem „Links“ zu finden, und selbst wenn der Schnee seine weiße Decke über den harten Boden gezogen hat, spielt er ruhig weiter, in diesem Falle mit roten Väsen.

Die Anziehung, die das Spiel für seine Verehrer besitzt, gleicht an Stärke nur der Gleichgültigkeit derjenigen, die es nicht verstehen. Man glaube nicht dem frevelhaften Spötter, der behauptet, das Golfspiel bestehe darin, einen kleinen weißen Ball vormittags ins Blaue hinaus zu schlagen und ihn nachmittags zu fuchen! Der Golfenthusiast erkennt nur einen Nachteil seines Lieblingssports an, nämlich, daß man dazu eines ziemlich ausgedehnten Terrains bedarf, das nicht überall bequem zu haben ist. Doch selbst in diesem Falle liegt eine Aushilfe in der Elasticität des Wortes „bequem“. Man braucht nur etwas weiter zu gehen, und das Nötige wird schon zu finden sein. Um ein Beispiel zu wählen: Der Golfplatz der Berliner liegt im Westend, eine gute halbe Stunde per Bahn von der Mitte der Stadt, und doch scheint diese Entfernung zu keinen Beschwerden geführt zu haben. Im Gegenteil nehmen die meisten Mitglieder die Gelegenheit wahr, einen Sport in den Dienst des andern zu stellen, und radeln fröhlich hinaus durch die schöne Schwesterstadt Charlottenburg nach dem kleinen Klubhaus im Fürstenjaal.

Nun denn, man spiele Golf! Es wird jedes Jahr in Deutschland populärer, und wir werden es zweifellos erleben, daß, wie in Großbritannien und den Vereinigten Staaten, in nicht allzulanger Zeit auch bei uns die Golfklubs zu Ehren gelangen. Dies wäre zu wünschen, denn alsdann würden vielleicht unsere Mädchen etwas weniger Schlummerrollen und dergleichen sticken und unsere Studenten etwas weniger zechen.

Unter den besten Golfspielern Deutschlands sind die Berliner Dame Fräulein Alice Wobring, Professor Dr. Müller von der Universität Berlin, Prinz Albert zu Schleswig-Holstein, Mr. Twiss, Herr Richard Leo, Herr Knowles, Redakteur der Zeitschrift „Sport im Bild“, und der englische Botschaftssekretär, Mr. Spring-Rice, zu nennen. In Wiesbaden wohnen zwei Damen, Frau Dr. Monk und Frau Dr. Strecker, die ehrenvolle Erwähnung verdienen. Die Meisterschaft von Deutschland und Oesterreich gewann 1896 und 1897 der Schreiber dieser Zeilen.

Dr. Edward Bred.

Die Wiener Jubiläums-Ausstellung.

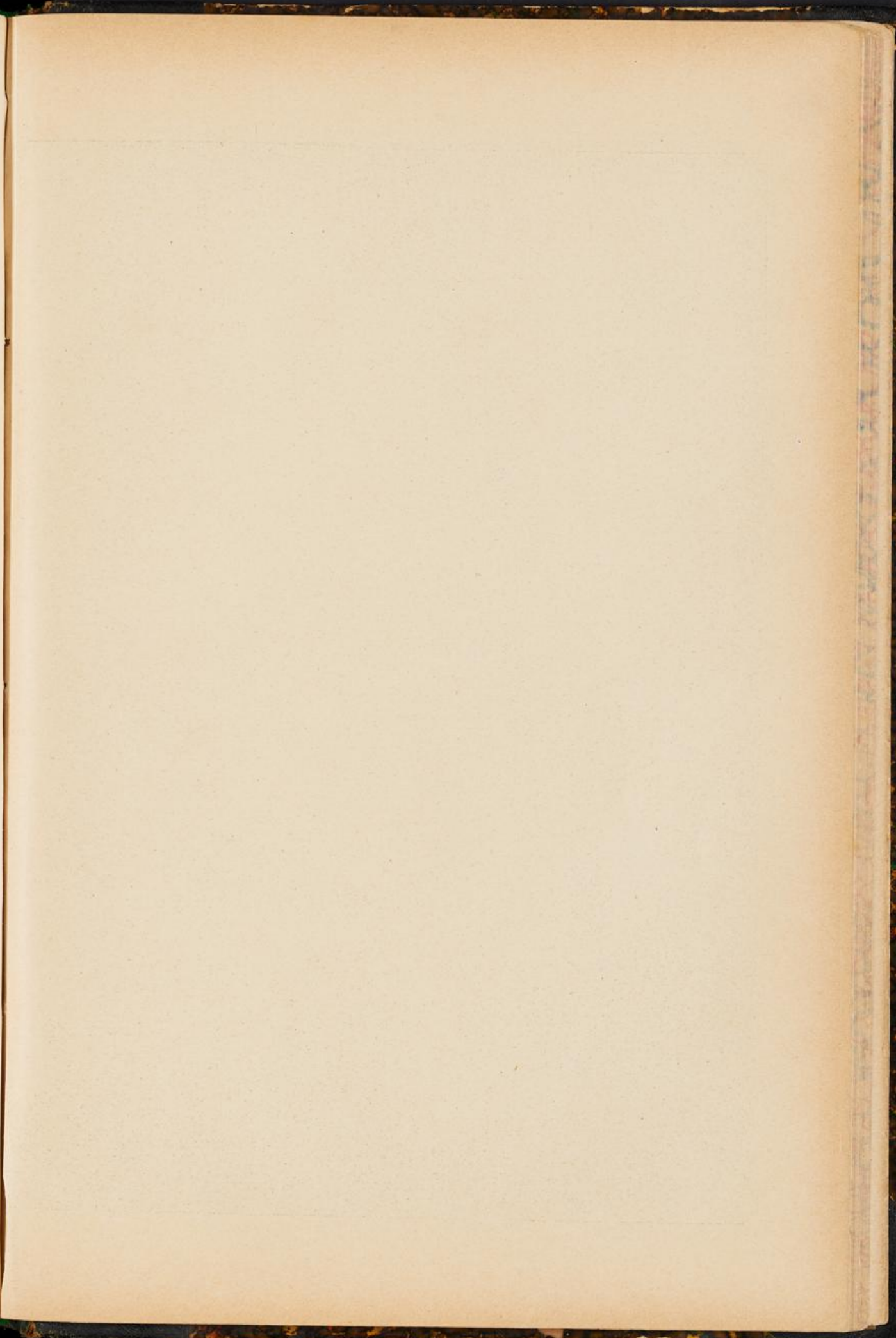
(Siehe die Abbildung Seite 320 und 321.)

Fünzig Regierungsjahre sind ein seltenes und bewundernswürdiges Ereignis in der Geschichte der Staaten; deshalb rüsten sich die Völker Oesterreich-Ungarns, um der Feier des Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josephs, der bekanntlich am 2. Dezember 1848 den Thron bestieg, einen imposanten Ausdruck zu geben. Unter den festlichen Veranstaltungen im Jubiläumsjahre müssen in erster Linie zwei bedeutende Ausstellungen in der Reichshauptstadt verzeichnet werden: die Kunstausstellung, die einen internationalen Charakter besitzt, und die große österreichische Jubiläums-Ausstellung, die eine Schaustellung alles dessen ist, was in Oesterreich auf den Gebieten der Industrie und Technik, der Volkswohlfaht und Bildung, der Landwirtschaft und des Verkehrs während der Regierung des Monarchen geschaffen wurde.

Weit über die Marken des Reiches ragt die Bedeutung dieser Jubiläums-Ausstellung hinaus, die infolge ihrer von der hergebrachten Schablone abweichenden Anordnung als eine Generalprobe zur Bethätigung Oesterreichs an der Pariser Weltausstellung angesehen wird und einen wertvollen Beitrag zur Geschichte heimischen Gewerbesleißes bildet. Diesen Erfolg dankt man dem Zusammenwirken der bewährten Fachmänner des Niederösterreichischen Gewerbevereins, an deren Spitze die Herren Dr. Auspitzer, Wexler und Wüste stehen. Der Schauplatz ist wieder die gewaltige Rotunde im Prater, die seit fünfundsiebenzig Jahren wohl schon ein Duzend Ausstellungen beherbergt hat, jetzt aber durch den vergrößerten Park mit den zahlreichen schmucken Bauten alle früheren an räumlicher Ausdehnung weit übertrifft.

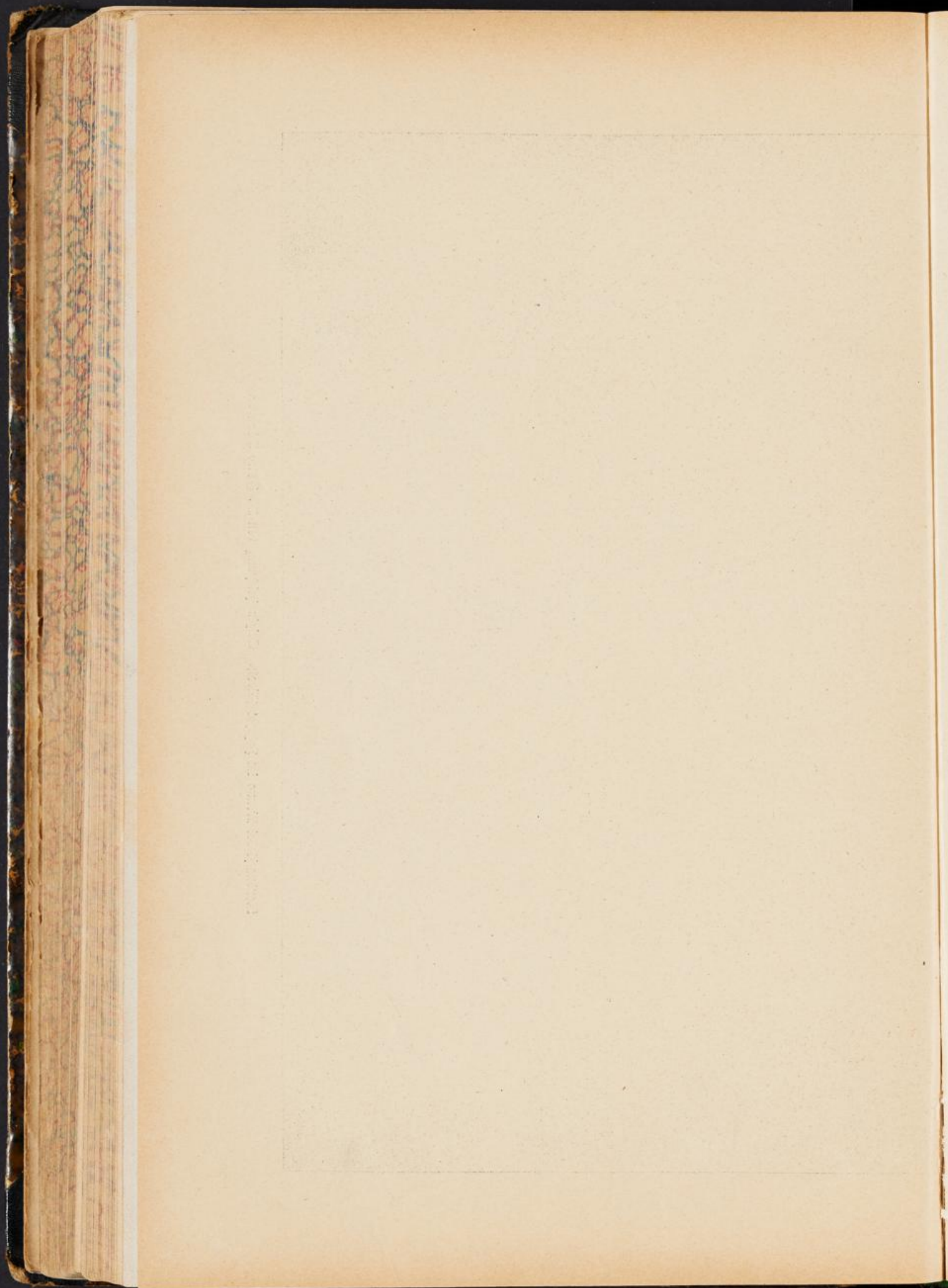
Wir betreten die Rotunde durch das Kaiserzelt, woselbst Kaiser Franz Joseph am 7. Mai die feierliche Eröffnung vornahm, und finden unter dem Riesendach eine Fülle der zumeist für diese Jubiläums-Ausstellung angefertigten gewerblichen Meisterstücke. Hier sind die Gruppen „Wohnung“, „Verkehr“ und „Kleidung“ untergebracht, während in den Seitengalerien dem Publikum Gelegenheit geboten ist, ganze Musterwerkstätten in Betrieb zu sehen und zu beobachten, wie aus den rohen Materialien, Holz, Metall, Leder, der Gespinnstfaser und so weiter, die fertigen Gebrauchsgegenstände entstehen. Im „Seidenhof“, einem schönen Portalbau mit korinthischen Säulen, haben die Seidenindustriellen ihre kostbaren Tücher, farbenglänzenden Stoffe und Bänder überaus geschmackvoll vorgeführt. Auf

=
n
e
n
e
t
t
e
.
y
e
e
t
e
t





Montnacht bei Bressan in Tignes (Savoie). Originalzeichnung von H. G. D. Diemer.



hohem Postament erhebt sich die Büste des Kaisers, umgeben von vier Fürstinnen, die die Entwicklung der Seidenindustrie förderten: eine Kaiserin von China und eine von Japan, denen man die erste Seidenzucht zuschreibt, die Königin Katharina Cornaro von Cypern, die die Seide in Europa einfuhrte, und die jugendliche Kaiserin Maria Theresia, der man in Oesterreich die Pflege der Seidenweberei verdankt. Es sind gelungene Arbeiten des Bildhauers Straker. In dem am Abend glänzend beleuchteten Interieurs haben die Kunstgewerbetreibenden Wiens wahre Musierzimmer geschaffen.

Verlassen wir die Rotunde durch den „Silberhof“, der die kostbaren Arbeiten der Juweliere, Gold- und Silberschmiede enthält, so öffnet sich uns beim Westportal ein überraschender Blick auf die aus mehr als 150 kleineren und größeren Bauten bestehende „Jubiläumstadt“ im frühlingsgrünen Prater. Zwei breite Avenuen, die wir auch auf unserm Panorama, dank den hohen Obelisken, deutlich wahrnehmen können, durchschneiden den Ausstellungspark. An der südlichen Avenue liegen die interessantesten Pavillons, während die nördliche, die „Avenue der Ernährung“, Wein- und Bierkosthallen in ungezählter Menge aufweist. Unmittelbar vor der Rotunde, an der hohen Kuppel kenntlich, erhebt sich der von Drexler entworfene und vom Stadtbauamte ausgeführte Pavillon der Stadt Wien mit dem großen Friedlichen Reliefbild: „Vindobona, dem Kaiser huldigend“. Der geräumige Festraum ist mit allegorischen Fresken verziert, und in den Sälen sehen wir zahlreiche Bilder und Modelle, die Alt-Wien im Jahre 1848 und das heutige Wien darstellen. Hier sowohl wie im benachbarten Pavillon des Stadterweiterungsfonds, der Donau-Regulierungskommission und des Hofbaukomitees lassen sich am besten die Veränderungen erkennen, die das Stadtbild in den fünfzig Regierungsjahren des Monarchen erfahren hat.

Durch ein Machtwort des Kaisers fielen einst die Wälle und Bastionen, die noch im Jahre 1848 gleich einem eisernen Ringe die innere Stadt umgaben, und an ihrer Stelle erstanden die Monumentalbauten der Ringstraße, die Museen, die neue Hofburg, das Parlament, die Universität, das Rathaus und das Burgtheater. Durch die Schaffung von Groß-Wien im Jahre 1890, die gleichfalls einem Wunsche des Kaisers entsprach, wurden alle Vororte einbezogen und Raum für die so lange ersehnte Stadtbahn geschaffen, deren erste Teilstrecke fast zugleich mit der Ausstellung eröffnet wurde. Wer die Entwicklung der Wiener Architektur während dieses halben Jahrhunderts noch genauer studieren will, gehe vom Prater in die Jubiläumskunstausstellung, wo man sämtliche Modelle der von den großen Baukünstlern des modernen Wien geschaffenen Werke findet.

Angenehm überrascht ist jedermann von dem neuen, von der bisherigen Tradition so ganz abweichenden Baustil sämtlicher Pavillons. Es ist mehr als ein Tropfen Sezession mit untergelaufen, doch selbst wer kein blinder Anhänger der neuen Kunstströmung ist, die jetzt ihr provisorisches Heim in den Sälen der Wiener Gartenbaugesellschaft am Parkring aufgeschlagen hat, muß gelten lassen, daß dieser Ausstellungsbaustil einen wesentlichen Fortschritt bedeutet. Geschmackvolle Formen, dekorative Bemalung in diskreten Farben, mitunter figurales plastisches Beiwerk zeichnen alle diese zierlichen Bauten der Architekten Baumann, Dresler, Drexler, Fabiani, Gotthilf Oberländer und anderer aus. Fast jeder Pavillon ist schon an sich eine Sehenswürdigkeit.

Ganz fremdartig mutet uns der im orientalischen Stil gehaltene Regierungsbau Bosniens und der Herzegowina an (Architekt Urban), jener Reichslande, in denen Oesterreich-Ungarn während zweier Decennien ein so gewaltiges Stück Kulturarbeit verrichtet hat. Wir lernen die reichen Naturprodukte dieser Provinzen und ihre junge Haus-

industrie kennen, durch die die Auslagen der Verwaltung bereits vollständig gedeckt werden. In den als Werkstätten dienenden offenen Bazaren sehen wir die in den Staatsateliers ausgebildeten jungen bosnischen Kunsthandwerker schöne Intarsien und Inkrustierarbeiten ausführen, während bosnische Frauen orientalische Teppiche knüpfen. Die geordneten Zustände ermöglichen es, auch die landschaftlichen Reize Bosniens der Touristenwelt zugänglich zu machen.

Auf der andern Seite der Hauptallee, dem Stadtpavillon gegenüber, erhebt sich der große Bau der österreichischen Wohlfahrtsausstellung, ein Werk mehrjähriger Vorarbeiten und vielleicht der lehrreichste Teil des Ganzen. Im Jahre 1848 zählte Oesterreich noch 43 Prozent der Bevölkerung Analphabeten, welche erschreckend hohe Ziffer sich in Cisleithanien bis zum Jahre 1896 fast auf die Hälfte, das heißt auf 23 Prozent, ermäßigt hat. Welche Fortschritte nötig waren, um ein solches Ergebnis zu erzielen, lehrt diese Sonderausstellung. Sie zeigt uns den gewaltigen Abstand zwischen einst und jetzt auch in der öffentlichen Gesundheitspflege und führt uns die Zunahme der Anstalten für Wohlthätigkeitszwecke und Krankenpflege, die Entwicklung der wirtschaftlichen und Verkehrsverhältnisse deutlich vor Augen. Ein besonderes Augenmerk wurde auf die Darstellung aller jener Einrichtungen verwendet, die der Fürsorge für die arbeitenden Volksklassen dienen. Für Aerzte wird die in einer eignen Nebenhalle errichtete „Kinderbrutankstalt“ („Couvreuse“) von Interesse sein. Diese in Wien zum erstenmal gezeigte Einrichtung, die unter der Leitung des bekannten Kinderarztes Dr. N. Popper steht, dient zur Erhaltung zu früh oder sehr schwächlich geborener Kinder.

Ganz neu dürfte die Polizei als Aussteller sein. Um diesen Zweig der öffentlichen Wohlfahrt uns sozusagen menschlich näher zu bringen, gewährt die Wiener Polizeidirektion einen Einblick in das Getriebe des ganzen Sicherheitsdienstes der Residenz. Sie beweist an lebensgroßen Modellen den großen Wert der Verisilonschen anthropometrischen Messungen von Verbrechern, und in dem angeschlossenen Kriminalmuseum kann man bei Betrachtung der Originalwerkzeuge „berühmter“ Mörder und Einbrecher der Gegenwart das Gruseln lernen. Wir wenden uns daher lieber zu den von bekannten Wiener Malern gespendeten „Bildern aus dem Polizeileben“, die mit Venks neuer Kaiserbüste und Kassins realistischer Plastik „Sicherheitswachmann als Lebensretter“ die andern Räume dieses Pavillons zieren.

Die Behelfe des Unterrichts, wie Bücher, Landkarten, Photographien, wissenschaftliche und Musikinstrumente, sind im großen Pavillon „Bildung“ neben dem mit Flaggen geschmückten Parkeingang untergebracht, und in der am andern Ende des Parkes gelegenen „Jugendhalle“ (linke obere Ecke unsers Bildes) werden von den Böglingen Wiener Schulen Jugendspiele vorgeführt und den Kindern lehrreiche Scliptonbilder gezeigt.

Den wirkungsvollen Abschluß der Südaenue bildet das vom Architekten Baumann entworfene Urania-Institut mit einem hochstrebenden Mittelbau, der den Theateraal enthält, und zwei ovalen, einen großen Vorhof umschließenden Arkadensügel. Dieses Unternehmen ist der Popularisierung der Naturwissenschaften gewidmet, und falls der Versuch im Prater gelingt, woran nicht zu zweifeln ist, wird im Zentrum der Stadt bald eine bleibende Urania entstehen. Schon in seiner gegenwärtigen Form ist das Institut größer als sein Berliner Vorbild, das, nebenbei gesagt, eigentlich ein Wiener Kind ist, denn in den achtziger Jahren führte der Gründer der Berliner Urania, Dr. M. Wilhelm Meyer, die ersten astronomischen Theateraufführungen in Wien auf. Der rührige Schöpfer des Wiener Instituts, Dr. A. Brezina, will im Ausstellungstheater „Das Eisen“ nach Zeichnungen des Landschaftsmalers A. Heilmann, „Den Kampf mit

dem Nordpol“, „Quer durch Oesterreich“ und so weiter aufzuführen. In den Sälen der Seitengalerien ist den Besuchern Gelegenheit geboten, unter Anleitung chemische, physikalische, elektrische Experimente auszuführen, mikroskopische Präparate zu besichtigen, sowie am Abend astronomische Beobachtungen anzustellen.

Obwohl das Problem des lenkbaren Luftschiffes trotz hundertjähriger Bemühungen noch immer nicht gelöst ist, sind doch auch in der Aeronautik vielfache Fortschritte zu verzeichnen, die die Ausstellung in einer eignen Abteilung sehen läßt. Der auf unserm Bilde auf dem Boden liegende Ballon in Walzenform (ein sogenannter Drachenballon von 33 Meter Länge und 7,2 Meter Durchmesser) wird als Ballon captif dienen, während waghalsigere Besucher sich an mehrstündigen Freifahrten mit dem großen Kugelballon beteiligen können.

Endlich wollen wir noch der Bäckerei-Ausstellung einen kurzen Besuch abstatten, deren weitläufiger, von den berühmten Theaterarchitekten Hellmer und Zellner im Renaissancestil errichtete Terrassenbau (etwa in der Mitte des Bildes) mit seinen Laubengängen an einen alten klösterlichen Meierhof erinnert. Hier wird das weltbekannte Wiener Gebäck vor den Augen der Besucher verfertigt und werden den Fachmännern alle Neuerungen dieses Gewerbes gezeigt. Wenn wir noch der langgestreckten Halle für landwirtschaftliche Maschinen und Produkte, ferner der großen Bauten des Erzherzogs Friedrich und des Fürsten Schwarzenberg, der bedeutendsten Grundbesitzer Oesterreichs, und des Pavillons der Bukowina gedenken, so haben wir kaum die hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten der Ausstellung erschöpft.

Max Weinberg.

Giacomo Leopardi.

Zu seinem hundertjährigen Geburtstage, 29. Juni 1898.

Von

Ludwig Holtzof.

Meinem Aug' ist nachtungraut
Die Zukunft, und was ich erblicke, schrecket
Mich so, daß Traum und leeres Wähnen
Mir jeglich Hoffen scheint.

Der Sänger, der diese wehmütig entfangungsvolle Klage angestimmt, Giacomo Leopardi, wird von den Italienern als ihr größter Lyriker seit Petrarca verehrt, und mit Recht. Leopardi geht in seiner Bedeutung vielleicht noch über den berühmten Sänger der Laura hinaus, weil er, weniger an die Schranke des Orts und der Zeit gebunden, mehr noch als dieser der Weltliteratur angehört. Er war, wie das einer seiner deutschen Lehrer, Robert Hamerling, hervorhebt, groß in dem Sinne, wie es Dante und Michelangelo gewesen sind, er ging seine eigne Bahn und schien, wie die beiden Genannten, dazu geboren, „um zu beweisen, daß dem Mutterlande des Schönen auch das Große, das Kühne und Gewaltige nicht verjagt blieb“.

In der Kühnheit und der Gewalt seiner Gedanken wurzelt in der That die Bedeutung des vor hundert Jahren geborenen großen italienischen Lyrikers, kaum minder frei-lich in der hohen und vornehmen Form, in welche er diese Gedanken gekleidet. Leopardi war der große Sänger des Pessimismus, der dichterische Verkünder einer Lehre, die nach ihm der deutsche Philosoph Schopenhauer in ein System gebracht, wie dieser denn auch in seinem Aufsatze über die Nichtigkeit des Lebens von ihm urteilt: „Keiner hat diesen Gegenstand so gründlich und erschöpfend behandelt als Leopardi. Er ist von demselben ganz erfüllt und durchdrungen; überall ist der Spott und der Jammer

sein Thema; auf jeder Seite seiner Werke stellt er ihn dar, jedoch in einer solchen Mannigfaltigkeit von Formen und Wendungen, daß er niemals Ueberdruß erweckt, vielmehr durchweg unterhaltend und anregend wirkt.“ Mit den letzten Worten trifft der „denkmächtige Arthur“ den Nagel auf den Kopf: das, was die Dichtungen Leopardis auch demjenigen, der sich durch eine weite Klust von der Weltanschauung ihres Urhebers getrieben fühlte, so anziehend macht, ist das mächtige aus ihnen sprechende und sich nicht am wenigsten auch in ihrer Form aussprechende dichterische Ingenium. Es ist gewiß kein Zufall, wenn sich während der letzten Jahrzehnte drei hervorragende deutsche Sprachkünstler, Robert Hamerling, Gustav Brandes und Paul Heyse, an einer Uebersetzung der Leopardischen Dichtungen versucht haben. Alle drei sind zugleich bestrebt gewesen, uns ein Bild Leopardis von seiner menschlichen und künstlerischen Seite zu entwerfen, was am besten Brandes gelungen sein dürfte, während in der Uebersetzungskunst unstreitig Heyse den Preis davongetragen hat. Interessant, weil für das ganze Wesen Leopardis im höchsten Grade bezeichnend, ist übrigens, was letzterer über sein Verhalten zu dem großen italienischen Pessimisten äußert: „Daß ich einem Dichter, mit dessen Uebersetzung ich mich in tiefsten Widerspruch fühle, die Arbeit vieler Jahre habe widmen können, wird jeder verstehen, der da weiß, wie unabhängig meine Zuneigung von unsern Maximen, unser ästhetisches Urteil von unsern philosophischen Erkenntnis ist. Haben doch sogar Anhänger eines Optimismus, der ebenso extrem und absolut, wie Leopardis Pessimismus radikal und trostlos ist, dem persönlichen Zauber dieser hohen, adligen Erscheinung nicht widerstehen können, und gläubige Katholiken wie strenge Protestanten, nicht bloß von der dunkeln Melodie seiner Verse bestrickt, sondern von der hochherzigen Gesinnung, dem mutigen Wahrheitsdurst und der sittlichen Reinheit dieses seltenen Dulders hingerissen, ihm gegenüber allen Streit der Meinungen ruhen lassen, um ihn einstimmig als einen der größten Künstler und Menschen zu feiern, die in Italien seit den Tagen Dantes aufgestanden.“

Zu großem Teil, wenn auch nicht ganz und keinesfalls in dem Umfange, wie Heyse es darzustellen versucht, waren Leopardis Lebensauffassung und Weltanschauung von den physischen Verhältnissen seiner Person, von den politischen Zuständen seines Heimatlandes und der Eigenart seiner äußeren Umgebung abhängig. Der Dichter wurde am 29. Juni 1798 in der rauhen Luft eines abgesehenen Landstädtchens, zu Recanati in der Mark Ancona, als ältester Sohn eines verarmten Grafengeschlechts geboren. Ein kränkliches Kind, wie es scheint, mit einem unheilbaren Herzleiden behaftet, sollte er sich zu eigentlicher Gesundheit niemals ausleben; desto früher gab seine ungewöhnliche geistige Begabung sich kund. Die Natur schien bei der Hervorbringung seines Organismus ihre ganze Kraft in der Bildung der Gehirnmasse und der Schädelwölbung erschöpft zu haben, so daß für die übrigen Teile nichts mehr übrig blieb. Den großen Kopf mit der hohen und breiten Stirn, dem blauen, schmächtenden Auge und der gebogenen spitzen Nase stützte ein schwächlicher, gebrechlicher Körper. Die Farbe der Gesichtszüge war blaß, und das Organ klang etwas heiser, doch besaß bei der bescheidenen Sprechweise sein Lächeln einen eigentümlichen Zauber. So schildern ihn die Zeitgenossen. Nur bis zu seinem vierzehnten Jahre genoss er regelmäßigen Unterricht; was er später noch lernte, eignete er sich durch Selbststudium an, wozu die umfassende Bibliothek im väterlichen Hause ihm Gelegenheit bot. Dieser Bücherreichtum und die Zuneigung seiner Geschwister, von denen er namentlich seinen jüngeren Bruder Carlo und die wahrhaft engelgleiche Schwester Angelina in das Herz geschlossen hatte, waren aber auch das einzige, was die engere Heimat ihm Erfreuliches bot. Zu seinem herrlichen, von

engem Vorurteil befangenen Vater geriet er schon frühzeitig in ein unerquickliches Verhältnis, das sich für ihn um so drückender gestaltete, als er bei dem Mangel an eignen Mitteln und bei der Unmöglichkeit, sich angesichts des damaligen Zustandes der Litteratur auf eigne Füße zu stellen, trotzdem an das väterliche Haus gefettet blieb. Als er es endlich im Jahre 1822 verließ, um nur noch dreimal während seines späteren Lebens zu kurzem Besuch in dasselbe zurückzukehren, war ihm das Los beschieden, von dem kärglichen Ertrage seiner Feder zu leben, in seinen Mannesjahren von Ort zu Ort umhergetrieben, „ohne eignen Herd, ohne Aussicht und Hoffnung auf eine gesicherte Existenz, ohne ein Feld für seine Kraft“. Im Alter von vierzehn Jahren wurde er schon von den einheimischen Philologen als ein Phänomen von außerordentlicher Gelehrsamkeit angefaunt. Den vierundzwanzigjährigen Forscher umschwärzten und umschmeichelten im Jahre 1822 in Rom die bedeutendsten ausländischen Gelehrten, die sich damals in der ewigen Stadt aufhielten. Preußen bot ihm um jene Zeit — eine Ehrenpflicht, die das eigne Heimatland stets verabjäumt hat — durch seinen großen Geschichtsforscher Niebuhr den Lehrstuhl für griechische Philosophie an der Berliner Universität an. Allein Krankheitsanfälle vereitelten damals wie später alle Zukunftspläne. Für die letzten sieben Jahre seines Lebens gewährte ihm das Haus seines Freundes Ranieri in Neapel ein Asyl, und hier ist er auch am 14. Juni 1837, vor völlig zurückgelegtem neununddreißigsten Lebensjahre, in den Armen des Freundes seinem türkischen Leiden erlegen. Seltsamerweise hatten sich in den letzten Jahren die Lebenshoffnungen des zu stetem Siechtum Verurteilten zu beleben begonnen, ja es scheint, als ob, wie ähnlich um dieselbe Zeit und unter dem nämlichen Himmelsstrich bei dem deutschen Dichter Platen, die Furcht vor dem drohenden Gespenste der Cholera das Lebensende beschleunigt habe.

Ob aber, wie behauptet worden ist, während der letzten Lebensjahre in der Brust des Mannes, der bis dahin den Lebenswillen so konsequent verneint hatte, daß er sogar den Gedanken an den Selbstmord von sich abgewiesen, weil das ein Wunsch gewesen wäre, während in seiner Brust ein Wunsch nicht mehr möglich gewesen sei, ein Umschwung der Ueberzeugung sich angebahnt hatte und es sogar, wie Heine will, zu einer entschlossenen Bejahung des Willens zum Leben gekommen war, muß dahingestellt bleiben. Auf die Gemütsstimmung Leopardis hatten allerdings äußere Umstände von Anbeginn ihren Einfluß ausgeübt: die trostlosen politischen Zustände Italiens während seiner Jugendzeit, der Uebermut der Fremdherrschaft, dann die Regungslosigkeit des öffentlichen Lebens, der Stumpf sinn und die Dumpsheit seiner näheren Umgebung und nicht zuletzt sein gebrechlicher Körperzustand, der ihm von seiner ersten Jugend an den alten Lehrsatz buddhistischer Weisheit, daß die Natur nicht das sei, was ihr Name besage, sondern eine Mortur, nicht ein ewiges Erwachen und Keimen zu neuem Leben, sondern ein ewiges Absterben des erwachenden Lebens, in seiner ganzen Eindringlichkeit gepredigt hatte. Auch noch etwas andres ist in Anschlag

zu bringen: die tiefe Verbitterung, die in seinem Gemüte das Mißverhältnis zwischen seinem brennenden Verlangen nach Liebe und seinem ungünstigen Neuhern zurückgelassen hatte; wie bekannt, war Leopardi zweimal während seines Lebens von einer glühenden, verzehrenden Leidenschaft zu einem weiblichen Wesen erfaßt worden und beide Male seinen Wünschen Gewährung verjagt geblieben. Allein trotzdem wurzelt die Lebens- und Weltanschauung des großen Denkers und Dichters im Grunde in etwas anderm als in dem von der Außenwelt auf sein Gemüt ausgeübten Einflusse. Das Phänomenale, wirklich an das Wunderbare Grenzende seiner Begabung liegt darin, daß sie sich mit derselben gewaltigen Kraft nach zwei Richtungen hin wendet, nach der des wissenschaftlichen Erkennens und der des dichterischen Gestaltens. Der große italienische Lyriker hat tiefer nicht nur in seine Zeit, sondern auch in den ursächlichen Zusammenhang des Weltphänomens gebliekt als die meisten der vor und mit ihm Lebenden. Einen schlagenden Beweis hierfür liefert uns seine berühmte Ballade an den

Marchese Gino Capponi aus dem Jahre 1836, beiläufig die einzige Dichtung, in der ein scharfer, schneidender Sarkasmus sich äußert. An der Schwelle einer neuen Zeit stehend, überblickt hier der Dichter deren gesamte Entwicklung bis über die Grenzen des Jahrhunderts hinaus. Er sieht die Wissenschaft von Erfolg zu Erfolg schreiten und diese Erfolge in das Alltagsleben übertragen — die Macht der Presse entfaltet sich — Schienenwege schlagen Weltverbindungen — der Verkehr sucht seine Wege unter der Erde — Spindeln und Maschinen rasseln allenthalb, von Liverpool bis Paris — die Blitze Voltas und Davys wirken Wunder — und bis auf unsre Kleidung, bis in Küche und Vorratskammer erstrecken sich die Veränderungen und Neuerungen. Auch die Strebungen

des öffentlichen Lebens liegen in ihrer neuen Richtung klar vor den Augen des Sehers, der unter anderm die Wendung vom Individualismus zum Kollektivismus als eine notwendige Folge gegebener Verhältnisse erkennt. Zwar fehlt nicht die stetig wiederkehrende Schlusswendung: Das alles ist nur eine Woge, die von einer folgenden wieder verschlungen werden wird, und das, was bestehen bleibt, ist einzig das traurige Menschenlos. Aber darum handelt es sich nicht, es galt nicht, den Pessimismus des Dichters, sondern als eine der wesentlichsten Quellen desselben den stark ausgebildeten kritischen Geist Leopardis darzulegen. Geradezu überraschen muß es heutzutage, wenn man gewahrt, mit welcher Bestimmtheit er in Folge seiner seltenen Kombinationsgabe bereits vor mehr als sechzig Jahren das Erwachen des Expansionsgelüstes in dem großen amerikanischen Freistaate vorherzagen konnte, wie es in dem erwähnten Gedichte an Gino Capponi der Fall ist:

... von Leiden wird
Europa starrten und das andre Meer
Des weiten Ozeans, das der Göttingung
Stets neue Nahrung giebt, so oft zum Kampf
Es Bruderscharen sendet, handle sich's
Um Pfeffer, Zimmet, Zuckerröhr und all
Die andern Würzen, oder was nun immer
Den Sinn der Menschen nach dem Golde lenkt.*



Giacomo Leopardi.



XI Bild: Originalgemalt von Theodor Niehaus.

Theodor Niehaus

Wenn wir nach einem verjöhnenden Ton in den herben Klagen des großen italienischen Sängers suchen wollen, finden wir ihn auf einem andern als dem von Heise gewiesenen Wege; es ist die reine und hohe Sittlichkeit, die aus allem spricht, was er geschrieben, die aus fast jedem seiner Verse herausklingende Mahnung an die Menschheit, durch Erhebung zu den Idealen der Freiheit und Schönheit, wie sie einst in Hellas und Rom geherrscht, das Elend des Daseins zu überwinden.

Keiner dürfte Leopardi in seinem sittlichen Verhalten gerechter gewürdigt haben als Ranieri in den Worten, mit denen er den Bericht über die Sterbestunde seines Freundes schließt: „So war das Ende dieses großen Dichters. Er war gerecht, human, hochherzig, von seltener Loyalität, von ungemeinem Stolz. Er verachtete die Menschen, weil er sie überschätzt hatte. Er hat zweimal geliebt, wie man nur in Italien liebt, und starb jungfräulich.“

Die Geschichte vom kleinen Arlecchino.

Dem Andenken Giacomo Leopardis

(geb. 29. Juni 1798).

Von

Alexandre Mar.*)

Neulich abends saß ich mit einigen Freunden noch auf meinem Zimmer. Wir hatten gemeinschaftlich ein Drama gelesen, das einer von uns geschrieben hatte, und unterhielten uns nun darüber, welches wohl die tragischsten Figuren seien, die im Leben thatsächlich vorkommen, und die man dramatisch verwerten kann. Mein Freund B., der wie gewöhnlich bei solchen Diskussionen wartete, bis alle andern geredet hatten, um dann mit ein paar Worten die ganze Frage in ein neues Licht zu rücken — er ist nämlich ein ganz ausgezeichnete Beobachter — wies schließlich darauf hin, daß wir über die verwickeltesten und geistigsten tragischen Konflikte den einfachsten und tragischsten vergessen hätten. Der tragischste Mensch ist nämlich der, der, obwohl geistig hoch beanlagt, an dem Bewußtsein seiner eignen körperlichen Hässlichkeit zu Grunde geht. Als sich ein allgemeiner Widerspruch gegen die „Verhimmelung einer so inferioren Tragik“ erhob, die sich auf körperliche Eigenschaften gründete, erzählte er, „weil wir wahrscheinlich wieder einmal nicht verstanden hätten, was er meine“, die folgende kleine Geschichte aus Italien, für deren Richtigkeit er sich verbürgte.

*

In einer ganz kleinen Stadt in der Nähe von Modena wohnte ein eigentümlicher junger Mensch, der von der Bevölkerung zuerst scheu gemieden,

*) Der Autor, den wir hiermit unsern Lesern vorführen, ist ein Unitum in der deutschen Litteratur. Franzose von Geburt und auch in Frankreich wohnend, hat er sich mit unsrer Muttersprache so vertraut gemacht, daß seine Schreibweise in keinem Punkte den Ausländer verrät, ja mancher deutsche Schriftsteller könnte ihn um seine vornehme, leicht fließende Sprache beneiden. Dem Andenken Leopardis widmete Alexandre Mar seine Erzählung, weil der große italienische Dichter an ähnlichen körperlichen Gebrechen litt, wie sie dem Helden der Dichtung anhaften.

Die Redaktion.

später aber als gleichsam offizielle komische Figur betrachtet und belacht wurde.

Kein Mensch in der Stadt wußte, wer und was er eigentlich war; sein richtiger Name war unaussprechlich. Er war plötzlich da gewesen, hatte sich zwei Zimmer gemietet und lebte nun ganz einsam und zurückgezogen. Die alte Frau, bei der er wohnte, behauptete, er hätte eine Menge Bücher und säße den ganzen Tag und läse und schriebe.

Auch eine ganz komische Geschichte wußte sie von ihm zu erzählen. Als er nämlich bei ihr eingezogen war und den schönen großen Spiegel im Schlafzimmer gesehen hatte, war er auf einmal furchtbar wütend geworden, hatte die Waschküßel ergriffen und damit den Spiegel zerschmettert, so daß die Scherben in der ganzen Stube umherflogen. Aber was schadete das? Er hatte ihr natürlich sofort den Spiegel und die Waschküßel bezahlt — wobei sie noch ein ganz gutes Geschäft machte — und nur ein für allemal verlangt, daß kein Spiegel mehr in seine Wohnung käme.

Jedesmal, wenn diese Geschichte in der Stadt wieder erzählt wurde, erhob sich, besonders unter den jungen Mädchen, ein Gelächter. Es war ja auch ganz verständlich, weshalb er keine Spiegel leiden konnte. Er war nämlich entsetzlich häßlich.

Er war von ganz kleinem, schwächlichem Wuchs, trug aber auf dem Rücken einen kolossalen Buckel, der seine Brust durch die Last ganz zusammenzupressen und überhaupt jedes aufrechte Gehen unmöglich zu machen schien; denn es war undenkbar, daß diese langen, dünnen Beine, die, wie die Kinder behaupteten, bei jedem Schritt klapperten, als wenn sie von Holz wären, einen solchen Rumpf tragen könnten. Seine Arme waren ebenso fürchterlich wie seine Beine und reichten fast bis zu den Knien hinab, wodurch seine ganze Figur etwas Affenähnliches bekam.

Von einem Hals war keine Spur zu entdecken; der riesige Kopf saß vielmehr unmittelbar zwischen den Schultern. Der war beinahe das Sonderbarste an der ganzen Gestalt. Er war nämlich oben ganz breit und unten ganz schmal, so daß es aussah, als sei ein Keil von oben zwischen die Schultern getrieben. Diese Vorstellung wurde vielleicht noch dadurch verstärkt, daß das Gesicht wie von Schmerz ganz verzerrt und vollständig schief war. Zwar stand die kolossale schmale Habichtsnase genau in der Mitte; aber das machte das Ganze nur noch schlimmer, denn jetzt war das Gesicht in zwei ganz verschiedene Hälften eingeteilt. Der Mund saß viel zu weit links, und die Stirn schien von links nach rechts schräg nach oben zu gehen, was sich um so eigentümlicher machte, als sie ganz ungewöhnlich hoch und gewölbt war.

Daß ein stacheliges Gewirr struppiger Haare und eine Unzahl zum Teil sehr scharfer Falten den Blick nicht liebenswürdiger machten, ist wohl klar. Höchstens hätten das die großen, dunkeln Augen thun können; aber die waren eigentlich das Unheimlichste an dem Menschen; manchmal sahen sie recht traurig aus, manchmal wieder sehr wild, und oft

schossen auch zügellose Blicke hervor, die, wären sie von einer andern Gestalt ausgegangen, jedem Mädchen Herz klopfen gemacht hätten.

Aber so, wie er aussah, war das natürlich unmöglich. Denn er konnte thun, was er wollte, er mochte gehen, sitzen, stehen, liegen, sprechen, schweigen, traurig, wütend, resigniert, begeistert sein: lachen mußte man auf jeden Fall, das ging gar nicht anders. Jede seiner Bewegungen und Stimmungen mußte ja komisch wirken. Wenn er ging, sah er aus wie ein hin und her schwingendes Pendel, das auf dem Kopf steht. Wenn er ruhig stand, konnte man ihn von weitem — vorausgesetzt, daß die Arme schlaff herabhängen, was fast immer der Fall war — für eine kolossale Kropftaube halten; dann verwechselte man eben Brust und Rücken.

Und daß alle seine Seelenregungen, die sich wunderbar fein und empfindlich auf seinem Gesicht spiegeln, den allerlächerlichsten Eindruck machen mußten, ist klar, denn in einem so fürchterlich verbogenen, unregelmäßigen Spiegel müssen die herrlichsten Dinge entsetzlich verzerrt erscheinen: das weiß jeder, der einmal im Lachkabinett gewesen ist und sich über die ekelhaften Verzerrungen seiner eignen Gestalt — und noch mehr der seiner Bekannten — halb totgelacht hat. Ich möchte aber wohl wissen, ob sie auch dann noch lachen würden, wenn eine solche Verzerrung einmal an ihnen haften bliebe. . . Jedenfalls lachten die Einwohner der kleinen Stadt, in der diese Geschichte spielt.

Sprechen hören hatte ihn außer seiner Hauswirtin noch niemand, obgleich er schon zwei Monate da war. Und die erzählte, er hätte eine so wunderschöne, sanfte Sprache, daß man beinahe weinen möchte, wenn man ihn anhörte — und sich die Augen dabei zupielte.

Man hätte gern einmal gewußt, was er eigentlich für ein Mensch war, besonders die jungen Leute; und so suchten sie auf alle Weise etwas über ihn in Erfahrung zu bringen.

Bald gelang ihnen das auch. Eines Nachmittags nämlich, als er durch die Straßen ging, um ein kleines Paket zur Post zu bringen, guckte ihm ein Stück beschriebenes Papier aus der Rocktasche. Einem kleinen Bengel, der wegen seiner Frechheit bekannt war, gelang es, das Papier aus der Tasche zu stehlen, das er dann seinen großen Geschwistern gab. Eigentlich freuten sich auch die Erwachsenen, daß ihre Neugier einmal befriedigt wurde: das Papier war nämlich voll beschrieben und zwar ohne Zweifel von ihm selber.

Oben drüber stand: „Am 15. September“, also vor einer Woche geschrieben. Dann ging es so an: „Ist es ein Fatum, daß der Mensch stets das für das Erhehnswerteste hält, was ihm für immer verschlossen ist? Daß er das am meisten liebt und bewundert, was ihm am vollständigsten fehlt? Oder bin ich auch hierin ein Ausgestoßener, wie ich es fürperlich bin?“

„Oh! Wann endlich wird die entsetzliche Flucht vor der Welt und meiner eignen Häßlichkeit aufhören? Wann endlich werde ich lernen, mich mit

den Schätzen zufrieden zu geben, die ich habe, und meine elenden, nichts sagenden Fehler vergessen? — Bin denn nur ich so unachtsam gegen mich selbst? Alle andern vergessen ihre Gebrechen und rühmen sich ihrer Schönheiten — und ich mache es umgekehrt. Warum nur? Warum?“

„Und — hat mir meine Flucht etwas genügt? O, diese fürchterlichen zwei Jahre der Jagd, aus einem Nichts ins andre! Und dazwischen immer wieder das Auftauchen dieser scheußlichen körperlichen Wirklichkeit, die mich fort und fort zurücktreibt in mein Glend, das Glend eines Menschen, der seine Schätze vergeudet, um mit seinen Mängeln zu siegen! Ist denn noch nicht genug Ironie in der Welt? . . .“

„Askeze . . . Askeze . . . Todschlag des körperlichen . . . ein wundervoller Vorsatz! Nur weiß ich jetzt, daß Askeze und Heranzüchtung zügelloser Begierden dasselbe sind. Und warum kann ich nicht lieben — wirklich körperlich lieben? Oh, aber das kann ich ja! Nur nicht geliebt werden. . . Ja, die ‚große, schöne Seele‘, die ich habe, ersezt mir die den süßen Körper, den ich haben möchte? — Wie wäre es mit einer Studie: ‚Thersites als Don Juan, Versuch einer Selbstvivisektion eines aus körperlichem Defekt Verrücktwerdenden?‘“

„Ich glaube, man ist schließlich sogar zu feige, sich zu verabschieden — weil man noch gern genießen möchte, was man nicht kann. Ich denke zum Beispiel an einen, der nicht vor Hunger sterben kann, weil er zuvor noch einen ‚Faust‘ schreiben möchte — aber überhaupt nicht schreiben kann. Mit mir ist es gerade so: Ich kann nicht schön sein und möchte den ‚Triumph des Körpers‘ feiern, denn was ist Liebe anders? Und eher kann ich nicht sterben. . .“

So recht verstehen konnten die guten Leute dies Tagebuchblatt nicht. Aber eines lasen sie doch heraus: er war verliebt. Das war zum Totlachen! Jetzt wußten sie es! Sie waren ganz stolz auf ihre neue Erkenntnis. Am nächsten Tage wußte es die ganze Stadt; jeder flüsterte es dem andern zu: „Er ist verliebt.“ Eine Bande frecher Schuljungen rief ihm sogar einmal auf der Straße nach: „Da geht er, er ist verliebt!“ worauf er in solche Wut geriet, daß alle Leute, die ihn sahen, vor Lachen schrieen.

Jetzt war schon seit drei Wochen das „teatro classico“ im Städtchen und hatte kolossalen Erfolg; allerdings, sehr klassisch waren die Aufführungen nicht, und man wunderte sich einigermassen, daß „Er“ jeden Abend in die Vorstellung ging; denn er selbst war doch eigentlich noch viel komischer als die Aufführungen. Lachen that er nie im Theater, wenn sich auch das übrige Publikum ganz unsinnig gebärdete.

Der Arlecchino war zu komisch! Ein endlos langer, dürrer Stiel, der hauptsächlich dadurch wirkte — ganz unbeabsichtigt natürlich —, daß er nie wußte, wohin er mit seinen Gliedmaßen sollte. Wenn er auf ebenem Boden ging, trat er sich auf die Füße, stieg er eine Treppe hinauf, so trat er sich auf die Hände. Das einzige Dicke, das an dem ganzen

Menschen war, das war seine rote Nase — er trant nämlich sehr viel —, und das einzige Bemitleidenswerte, das er hatte, war eigentlich sein Publikum. Daß der Arlecchino ganz abgeschmakt war, sagte bald die ganze Stadt, nachdem es der Maestro Poccini gesagt hatte, der jetzt zum Tanz aufspielte, aber einmal vier Wochen im Orchester der Oper in Mailand gewesen war.

Einen förmlichen Haß hatte ein Teil der Stadt — der weibliche — auf die kleine „Liebhaberin“ des Theaters. Diese Liebhaberin war nämlich ein ganz süßes Geschöpf; sie hieß Lala und war sechzehn Jahre alt, ganz klein und zierlich, mit entzückenden kleinen Füßen, einem ganz zerbrechlichen Hals, großen, immer verwunderten Kinderaugen und schwarzen Haaren. Da sie fast immer lachen mußte — jeder strengte sich an, ihr die besten Witze vorzumachen —, so sah man gewöhnlich auch noch die reizenden, blitzenden, scharfen Zähne. Sie war eigentlich immer vergnügt; nur ganz selten sah sie da, legte die Hände in den Schoß und träumte von traurigen Sachen — vielleicht von dem frühen Tod ihrer Eltern und ihrer Einsamkeit unter lauter fremden Menschen, über die ihr der lustige Beruf doch nicht ganz hinweghalf.

Lala war so nett, daß sie bald in vielen Familien der Stadt verkehrte, ganz besonders, nachdem man vom Direktor ihre traurigen Schicksale vernommen hatte und wußte, daß sie trotz der vielen Versuchungen ein durchaus anständiges Mädchen war.

Da war denn auch manchmal die Rede von „Ihm“ — seinen Namen konnte ja kein Mensch aussprechen —, und sie lachte dann mit den andern zusammen über den komischen Kauz, der jeden Abend ins Theater kam und nie applaudierte, und dann wieder ganze Nächte hindurch schrieb: das wußte Lala, denn sie wohnte auf der andern Seite der Straße und konnte ihm des Abends, wenn sie zu Bett ging, ins Zimmer sehen, weil er dann eine wunderschöne Lampe hatte, wie es in der ganzen Stadt keine gab, eine Lampe, deren Fuß ein nacktes Mädchen war, ja, ganz gewiß, sie hatte es deutlich gesehen; und diese Lampe brannte manchmal die ganze Nacht; das hatte sie oft gesehen, wenn sie aufwachte. Uebrigens furchtbar komisch war er; sie mußte wenigstens immer lachen, wenn sie ihn sah. Der sollte Arlecchino werden! Der andre noch immer so nach Schnaps.

O ja, das wäre was gewesen! Der sollte Arlecchino werden; da würden alle noch einmal so gern ins Theater gehen. Er war ein ganz eigentümlicher Mensch! Ganze Nächte lang schrieb er. Und sein Lampenfuß war ein nacktes Mädchen! Verliebt war er ja auch! Was für interessante Sachen doch vorkommen! Da lohnt es sich doch noch, zu leben.

*

„Ihm“ bekam man, außer im Theater, jetzt fast gar nicht mehr zu sehen. Er ging nur noch aus, wenn es schon dunkel war. Irgend etwas schien sich in ihm geändert zu haben. Er ging jetzt immer so langsam und noch viel mehr schwankend als früher,

als ob er müde wäre oder fortwährend an irgend etwas dachte, das er gar nicht los werden könnte. Im Theater konnte man manchmal sehen — das Publikum sah ihn fast ebensoviel an wie die Schauspieler auf der Bühne —, daß er abwechselnd rot und blaß wurde und schwer atmete und zitterte; und dann richteten sich seine Augen mit einem so flehenden und dabei doch so glühenden Ausdruck auf die Bühne — wo Lala ja fortwährend zu thun hatte —, daß alle, die es sahen, die allergrößte Mühe hatten, ihr Lachen zu verbeißen. War das amüßant im Theater!

*

Eines schönen Morgens fand man den langen, immer nach Schnaps riechenden Arlecchino tot im Bett. Der Arzt sagte, er wäre am Herzschlag gestorben. Allzuviel war ja nicht an ihm verloren, aber einen neuen Arlecchino mußte der Direktor doch engagieren. Die Vorstellungen fielen — aus Trauer — drei Tage aus.

Am Nachmittag nach dem Tode des alten Arlecchino trat schon wieder ein stadtbewegendes Ereignis ein: „Er“ war verrückt geworden. Wenigstens behauptete seine Wirtin das. Sie sagte, er wäre die letzte Zeit schon immer so sonderbar gewesen. Manchmal hätte er laut geweint und mit den Füßen gestampft und dann wieder geflücht und mit schweren Büchern im Zimmer umhergeworfen; zu Bett wäre er manchmal drei Tage lang nicht gegangen, statt dessen hätte er die ganzen Nächte geschrieben und des Morgens ganz früh schon kleine Pakete — sie glaubte, es sei Papier darin — zur Post geschickt. Einmal wäre ihr ganz bange geworden: da hätte er zwei Tage und zwei Nächte hintereinander eine Unmasse Papier vollgeschrieben, dann sich ein paar Stunden schluchzend auf dem Bett herumgewälzt und schließlich gräßlich gelacht und einen ganzen Haufen vollgeschriebenen Papiers verbrannt.

Jetzt mußte es aber sehr schlimm mit ihm geworden sein: er hatte sich einen großen Spiegel besorgen lassen, in dem man sich ganz sehen kann, und lachte und sprang davor herum und redete und sang das dümmste Zeug und gestikulirte, wie sie es bei einem solchen Körper nie für möglich gehalten hatte. Sie hätte einen entsetzlichen Schreck gekriegt; aber es wäre doch so furchtbar komisch gewesen, daß sie vor Lachen gar nicht hätte wegkommen können. Und er hatte sie auch gefragt, ob es ihr gefiele.

Aber es passierten immer noch sonderbarere Dinge. Der Theaterdirektor kündigte an, daß er keine Vorstellungen mehr geben, sondern nach einer andern Stadt weiterziehen würde. Warum er das that, sagte er nicht einmal seinen Schauspielern, ja, nicht einmal Lala. Der sagte er nur, es komme von dem neuen Arlecchino; das sei der wundervollste Arlecchino, den es gebe, und mit dem zusammen werde sie noch viel reizender spielen können als bisher.

So zog denn das ganze Theater nach der andern Stadt, aber — Lala verstand das gar nicht — ein neuer Arlecchino ließ sich nicht blicken.

Zu derselben Zeit bezahlte „Er“ seine Wohnung für ein halbes Jahr voraus, ließ alle seine Sachen zurück und reiste weg.

Auf dem Programm des „teatro classico“ stand als letzte „Glanznummer“: „Eine Liebeszene . . . Lala und Arlecchino.“ Aber weder Lala noch sonst jemand von der Schauspielertuppe hatte einen neuen Arlecchino gesehen. Lala wußte auch gar nicht, was sie in dieser Rolle sagen sollte. Der Direktor schmunzelte und meinte, das wäre auch gar nicht nötig; um so schöner würde es werden.

Die letzte Nummer kam. Lala trat einigermaßen befangen auf die Bühne, was ihr reizend stand, und sah sich etwas ängstlich um. Da stürzte aus der entgegengesetzten Kulisse der Arlecchino hervor und ihr direkt zu Füßen. „Er“ war es. Sie schrie vor Erstaunen und Schrecken laut auf und zitterte tatsächlich am ganzen Körper. Im Publikum donnerte rasender Beifall.

Und nun entwickelte sich auf der Bühne eine improvisierte Liebeswerbungsszene, die das Publikum vor Lachen fast wahnsinnig machte. Nachdem Lala ihren Schreden überwunden hatte, fand sie sich durch ihr natürliches Geschick sehr bald in die Rolle der

Schönen hinein, die einen ihr fürchterlichen Liebhaber abweist. Er machte es ihr aber auch leicht. Wie wunderbar natürlich sie spielen konnte! Sie freute sich über sich selbst, und zum erstenmal in ihrem Leben regte sie sich während des Spieles auf, ja begeisterte sich geradezu.

Er spielte und sprach so natürlich, daß ihr die Worte und Gebärden ganz von selbst kamen. Es war herrlich! Wie er weinte, wie er lachte und wieder lachte und fluchte, das wäre in einem traurigen Stück so unendlich rührend gewesen — und hier verstand er es, mit einer Kunst ohnegleichen, jedes Gefühl, so innig und ernsthaft es unter andern

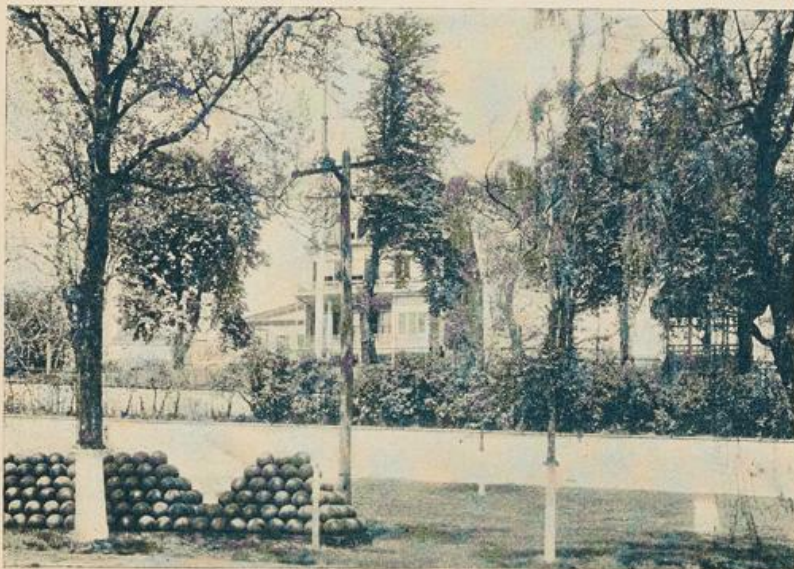
Umständen sein mußte, ins Komische zu übersetzen, so daß in jeder halben Minute das vollgepfropfte Haus aufs neue in einen Paroxysmus der Heiterkeit geriet.

Das Spiel war aus. Es hatte mit seiner Abweisung geendigt; „er“ war voll Verzweiflung weggestürzt, um sich aufzuhängen. Der Beifall war rasend. Süßigkeiten, Blumen, Sonnenschirme, Bouquets, Geldstücke, Kränze floßen massenhaft auf die

*) Diese und die folgenden Aufnahmen aus dem Marine-Amt in Brooklyn entstammen dem Atelier des Marine-Photographen Herrn G. Muller in Brooklyn.



Marine-Gebäude in Brooklyn.*)



Wohnung des Kommandanten in Brooklyn



Reparaturwerkstätten in Brooklyn.

Bühne. Lala und der Arlecchino mußten sich immer wieder verbiegen, bis der Direktor sie wegen Ermüdung entschuldigte.

Sie waren auch beide etwas angegriffen, das sah man ja; aber das war auch nicht anders zu erwarten nach dem anstrengenden Spiel. Ja, sie waren sogar so ermüdet, daß sie beide nicht an dem ungewöhnlich opulenten Diner teilnahmen, das der Direktor noch an demselben Abend — eigentlich ihnen zu Ehren — veranstaltet hatte. Das konnte er sich leisten: das Theater war für vierzehn Tage im voraus ausverkauft.

Lala und der Arlecchino saßen noch in der Garderobe, jeder auf seinem Koffer. Er schien sehr erregt zu sein, zitterte und blickte mit einem unbeschreiblichen, halb schmerzvollen, halb seligen Ausdruck vor sich hin, der aber durch die Verzerrung, die alles in seinem Gesicht erfuhr, auch wieder nur rasende Heiterkeit hervorgerufen haben würde, wenn es jemand gesehen hätte.

Aber Lala sah nichts. Sie hatte das Taschentuch vor das Gesicht geschlagen und schluchzte und weinte bitterlich eine sehr lange Zeit. Schließlich stand er auf und strich ihr die Haare und sagte mit einer wundervollen, sanften

Stimme und mit zitterndem, leisem Ton:

„Lala, mein armes Kind, geh zu Bett. — Ja? Willst du? — Du wirst sonst krank. Du bist so aufgereggt.“

Dann ging er langsam auf sein Zimmer, das ganz in der Nähe war. Durch seinen Kopf mußten wohl sonderbare Gedanken gehen. Denn er hörte nicht das Beifallsgeschrei des Publikums, das noch auf der Straße war, um ihn zu sehen, wenn er nach Hause ging, und nun gewissermaßen noch eine Vorstellung genoß: denn die Art und Weise, wie er über die Straße

schrift, dieser schwärmerisch-ernste Ausdruck und diese müden Bewegungen: die waren ja großartig gemacht! — Der Beifall verfolgte ihn bis nach Hause.

Er setzte sich ans Fenster und weinte lange und still. Droben am Himmel schienen der Mond und die unzähligen Sterne, und er fühlte in sich gleichsam die ungeheure Einsamkeit nach, die den einen Stern vom andern trennt. Zwischen ihm und dem andern Stern, nach dem er sich sehnte, war auch eine fürchterliche, eiskalte Leere, die durch nichts zu überbrücken war. . . Er weinte, und unten auf der Straße johlte noch das Galeriewerkpublikum zu ihm hinauf, dem König aller Spasmacher.



Maschinenaal in Brooklyn.

Erst nach einer langen Zeit wurde er ruhig. Er stand auf, zündete die Lampe an, nahm aus einem Schubfach ein verschließbares Buch heraus und schrieb mit fester Hand hinein:

„Den 17. November. Heute habe ich meine Seele vom Böbel zerreißen lassen, und in ihrem Totenkampf erweckte sie eine andre. Wie lange wird Lala eine Seele haben? . . .“

Das war wieder ein Tagebuchblatt, das die Bewohner des Ortes wohl nicht recht verstanden hätten, nur würden sie vielleicht, da der Name „Lala“ darin vorkam, geschlossen haben, daß er in Lala verliebt sei.

Und Lala? Sie wußte gar nicht, was eigentlich mit ihr vorgegangen war. Sie weinte die halbe Nacht und betete dazu, der liebe Gott möchte ihr doch die große Kunst verleihen und diese wunderbare Kraft, die sie jetzt so traurig und sehnüchlich gemacht hatte. Und wenn sie sich dann wieder seine Gestalt vorstellte, mußte sie sich schütteln vor Lachen. Aber es war sonderbar — ganz anders, als sie früher gelacht hatte; hinterher schämte sie sich fast, daß sie es thun mußte.



Ingenieur- und Arbeiterpersonal.

Sie schlief sehr schlecht. — Am andern Morgen waren ungefähr zwei Duzend prächtige Bouquets für sie da. Die kamen alle von Herren, die in der Stadt wohnten und ihr in den Begleitkarten ihre Bewunderung ausdrückten. Sie freute sich riesig und war den ganzen Tag sehr vergnügt und plauderte mit ihren Kollegen und Kolleginnen, die alle neidisch auf sie waren, aber sehr zutraulich thaten und nebenher auch natürlich über den Arlecchino stichelten und witzelten, der sich bei seinen Kollegen gar nicht blicken ließ. Und sie lachte natürlich mit den andern und erzählte selbst noch alles, was sie von früher über ihn wußte.

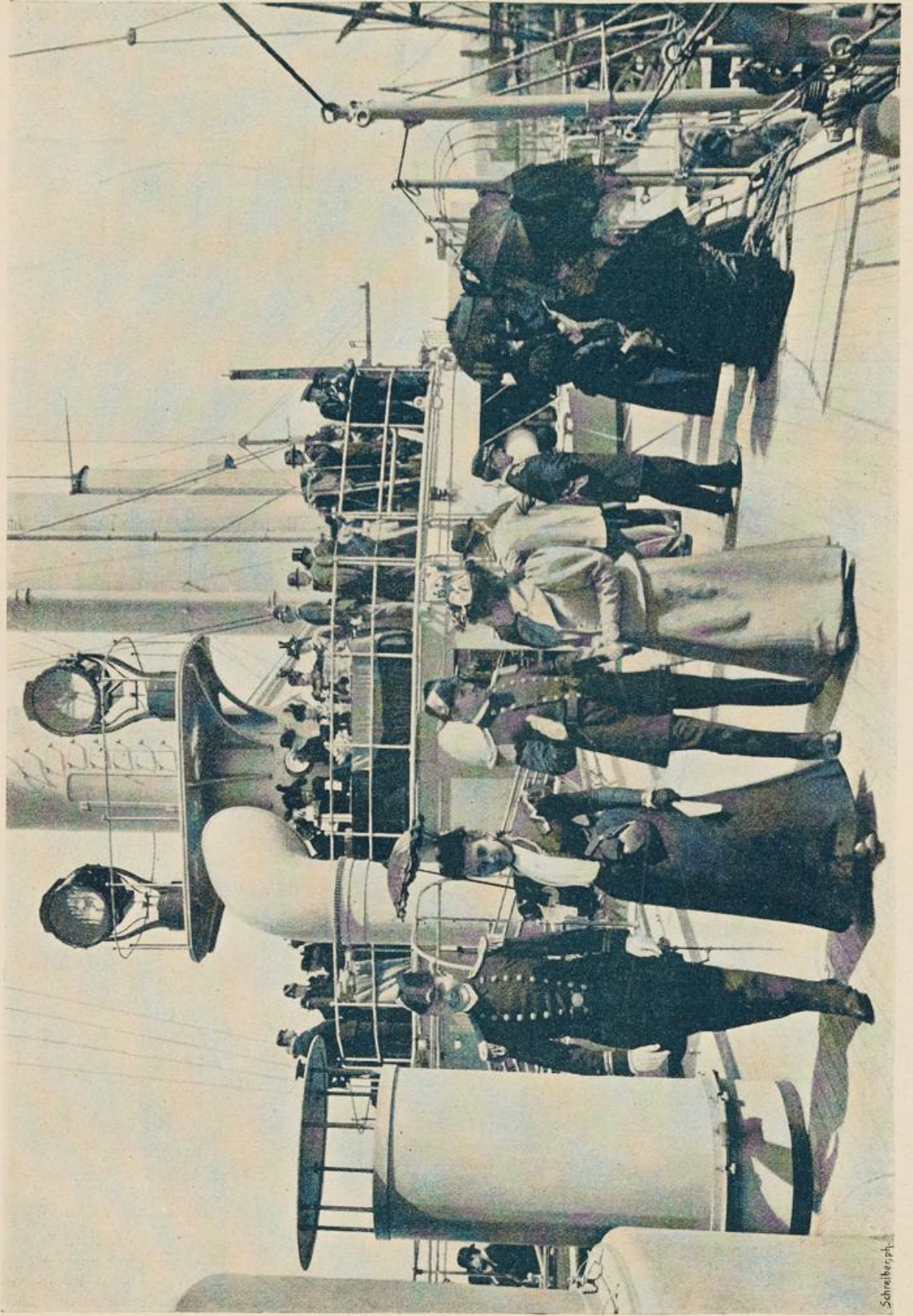
Jetzt begann ein herrliches Leben für sie. Jeden Tag bekam sie eine Menge Blumen und Schmuckstücken geschenkt und wurde zu Gesellschaften eingeladen, die sie in Begleitung des Direktors gern besuchte. Der Arlecchino hatte sich ein für allemal jede Einladung verbeten; man konnte ihn außerhalb des Theaters überhaupt niemals zu Gesicht bekommen.

*

Lala saß jetzt oft allein auf ihrem Zimmer, ohne etwas zu thun. Denn allein ausgehen mochte sie nicht, und Rollen auswendig zu lernen, zu studieren

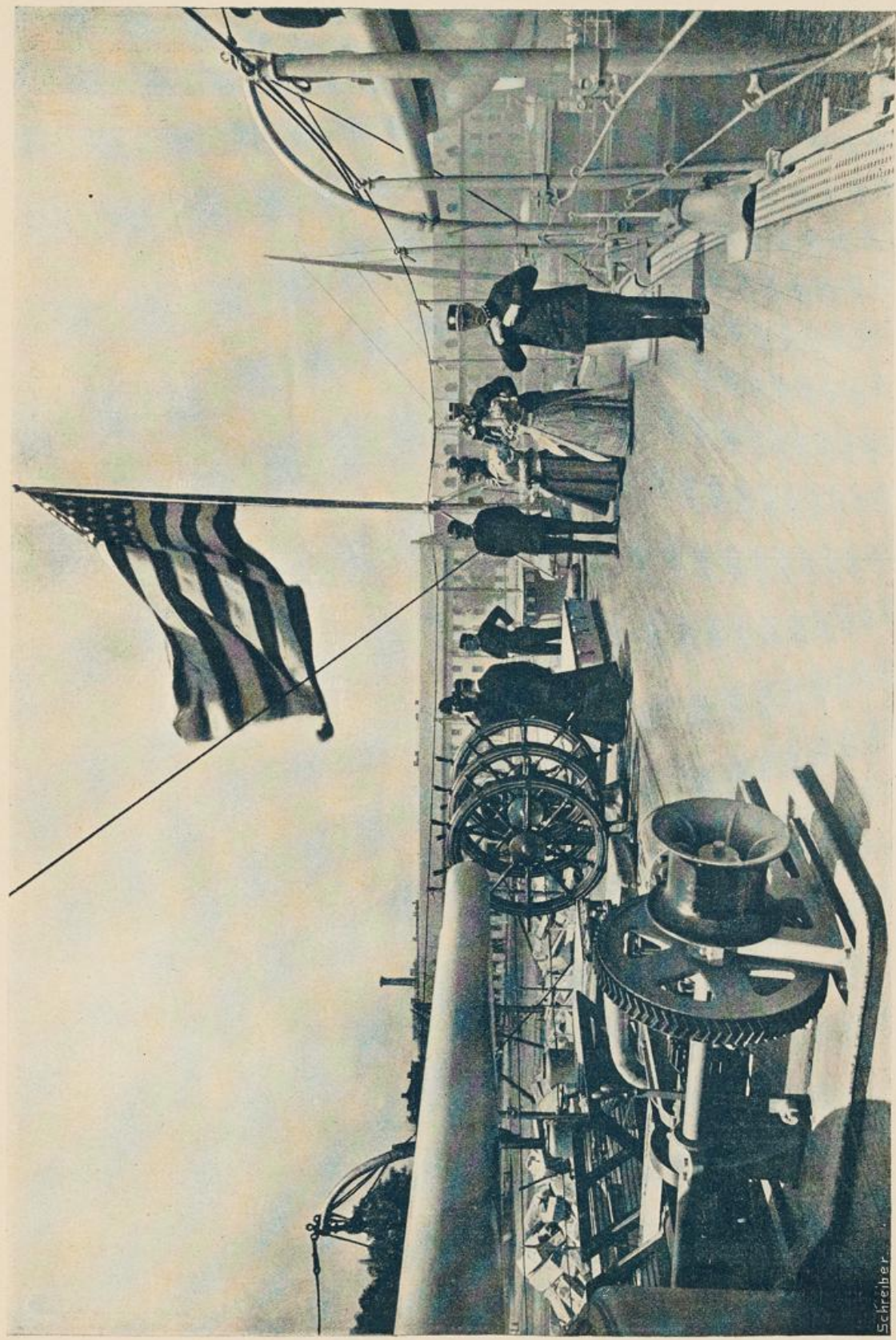


Zahlanstalt in Brooklyn.



Befuchstag auf der „Brooklyn“.

Schreiberg.



Auf Deck eines Kriegsschiffes (Admiral Miller und Familie).

Schreiber



Fechtlübung der Matrosen.

und zu proben brauchte sie nicht. Der Arlecchino improvisierte nur, und das so wunderschön, daß auch sie so gut spielen konnte, als hätte sie jedes Wort und jede Gebärde aufs sorgfältigste eingeübt. Wenn sie so dasaß, die reizenden, halb verwundert guckenden Kinderaugen ins Weite gerichtet, und sich überlegte, wie sie dies oder jenes etwa spielen würde — das that sie jetzt nämlich sehr gern; sie war ganz begeistert davon, einmal eine große Künstlerin zu werden —, dann fragte sie sich oft, wie es wohl käme, daß sie jedesmal nach ihrem Zusammenspiel mit dem Arlecchino so traurig und doch wieder so glücklich war, wenn sie auch den ganzen Tag über die dümmsten Streiche gemacht hatte, und trotzdem diese improvisierten Stücke gerade das Komischeste waren, das sie sich überhaupt denken konnte. Aber sie kam nicht dahinter, was es für eine Ursache hatte.

Nur das eine war ihr ganz klar, daß der Arlecchino etwas damit zu thun haben mußte, und daß der eigentlich an und für sich gar nicht so komisch sein konnte, wie er immer ausah. Anfangs sprach sie nur sehr selten mit ihm. Er schien es nicht gern zu haben, und sie

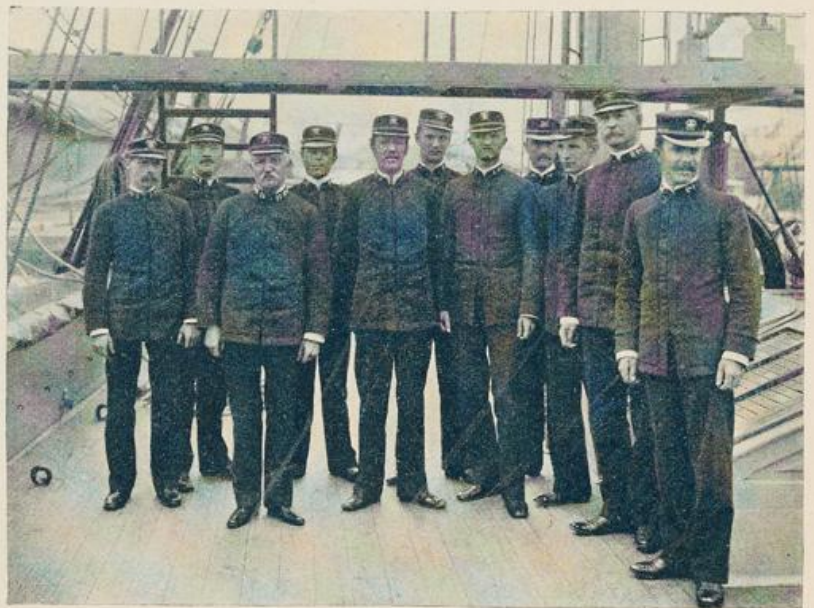
hatte auch mehr davon, wenn sie ihn nicht sah; denn er war so komisch, daß auch das ernsthafteste Wort, das er sagte, einen lächerlichen Eindruck machen mußte. Das hatte sie ihm auch einmal in aller Unschuld und Unbefangtheit gesagt und ihn auch um Entschuldigung gebeten, wenn sie manchmal lachte, obwohl er gar nicht komisch sein wollte; aber sie hörte seine Stimme so gern.

Als sie ihm das so offen gesagt hatte, ohne ihn anzusehen — es war einmal nach der Vorstellung, als sie sich mit einigen feinen Herren noch ziemlich lange und lustig unter-

halten hatte und er ihr riet, sich mit der Sorte Menschen in acht zu nehmen —, da war er sehr traurig geworden und hatte sie ganz leise gefragt:

„Also für dich wäre ich auch nur so eine Geiterkeitsmaschine? — Und auch du merkst nicht, daß ich noch ein Mensch bin, der ein Herz hat, und nicht bloß ein Arlecchino? — Du kannst es ebenso wenig wie alle andern ein paar Stunden mit mir aushalten, nicht wahr?“

Sie war zuerst sehr erstaunt über diese Worte und verstand sie kaum. Sie sah zu ihm auf. Er



Offiziere der „Alliance“.

saß im Halbdunkel der Lampe, seine Beine lagen im Schatten, sein Gesicht war auch nicht deutlich zu sehen. So machte er denn durchaus den Eindruck eines großen, schwarzen, auf die Spitze gestellten Gies, und dieser Gedanke kam Lala plötzlich so überwältigend, daß sie ihm mit einem Male ins Gesicht lachte.

Da wurde er dunkelrot und begann zu schluchzen vor Wut. Er sprang auf; seine langen Arme schlotterten am Körper hinab, und die Hände ballten sich krampfhaft zur Faust. Und nachdem er eine Zeitlang so gestanden, ein Bild der verzweiflungsvollen Wut, mit der ein Mörder sein Todesurteil hört, da sagte er leise und von schweren Atemzügen unterbrochen:

„Und ich bin nur deinetwegen Arlecchino geworden . . .“

Dann ging er hinaus, ohne eine Antwort abzuwarten.

Lala wußte die ganze Nacht nicht, ob sie sich amüsieren oder schämen sollte. Schlafen konnte sie nicht, sie war zu aufgereggt dazu. Er war doch ein so sonderbarer Mensch, wie sie in ihrem Leben noch keinen kennen gelernt hatte.

*

In der nächsten Zeit redete sie öfter mit ihm, nachdem sie ihn am folgenden Tage — mit abgewandtem Gesicht — um Verzeihung gebeten hatte. Da begannen aber ihre Kollegen und Kolleginnen und besonders auch die Herren, die sich hinter den Coulissen herumtrieben, über ihren „guten Geschmack“ zu wiseln und sie mit dem Arlecchino zu necken, so daß sie vor Wut manchmal hätte weinen mögen. Das wurde von Tag zu Tag schlimmer.

Verteidigen konnte sie ihn ja nicht. Es wäre zu dumm gewesen; was konnte sie dafür, daß er so komisch war? Und die Witze über ihn paßten alle so ausgezeichnet! Warum sollte sie ihn nicht gerade so auslachen wie alle andern?

Das that sie denn auch, und sie amüsierte sich manchmal königlich mit ihren Freundinnen und einigen Herren, die sich sehr für sie zu interessieren schienen und ihr oft allerlei kostbare Sachen schenkten. Nur wenn sie mit ihm gespielt hatte, dann war es niemand möglich, sie noch für den Abend genießbar zu machen.

Der Arlecchino schien übrigens ganz genau von ihrem Leben zu wissen und sie fortwährend zu beobachten. Im Theater pflegte er jetzt als Thema für seine Improvisationen die Eifersucht und die ohnmächtige Wut des ver schmähten und betrogenen Liebhabers zu wählen. Darin war er fast noch lächerlicher und auch natürlicher als in seinen früheren Scenen.

Lala hatte seit dieser Zeit immer eine geheime Unruhe, ja beinahe Angst, mit ihm zu spielen. Denn sobald sie die Augen schloß oder sich so von ihm abwandte, daß sie ihn nicht sehen konnte, hatte sie das Gefühl, als ob er im vollen Ernst redete; und schon manchmal war sie nahe daran gewesen, wirklich zu weinen oder von der Bühne zu fliehen, und sie konnte sich dann nur dadurch wieder zur Vernunft bringen, daß sie ihn betrachtete. Dann war es ja klar, daß es kein Ernst sein konnte.

*

Eines Abends stand sie vor Beginn der Vorstellung hinter den Coulissen mit einem Herrn zusammen, der sie durchaus überreden wollte, mit ihm zu Abend zu essen, mit ihm ganz allein; sie würde sich schon amüsieren. Sie hatte nun durchaus nicht die Absicht, darauf einzugehen, denn das hätte doch sonderbar erscheinen können, allein mit einem Herrn zu Abend zu essen; und sie sagte ihm deshalb mit einem schnippischen Lächeln, das er natürlich als Zustimmung auffaßte: „Vielleicht!“

Da merkte sie erst, daß der Arlecchino auf der andern Seite stand und alles mit angehört hatte. Der faßte natürlich das „Vielleicht!“ auch als Zustimmung auf. Aber was schadete das? Sie ging ja doch nicht darauf ein. Sie wunderte sich nur, wie blaß er ausah: beinahe wie eine Leiche, dachte sie, und es lief ihr kalt über den Rücken hinab.

Heute hatte sie wirklich Angst vor ihrer Scene — zum erstenmal in ihrem Leben; und dabei war doch gar kein Grund dazu da! — Das Publikum meinte, die beiden spielten besser als jemals. Diese Totenblässe des hintergangenen Geliebten war einfach grandios, und die geheime Angst, die sich auf ihrem Gesicht spiegelte, war wirklich wunderhübsch. Und wie sie immer vermied, ihn anzusehen! Köstlich!

O, sie konnte diese Leichenblässe nicht ertragen; sie konnte ihn nicht ansehen! Wenn sie ihn doch lieber aufgeklärt hätte!

Und nun, wo sie ihn nicht sah, da schien es ihr wieder und von Sekunde zu Sekunde immer mehr, als ob er alles im Ernst spräche. Das war der Ton des verzweifeltsten Schmerzes, das wieder die Wut und dazwischen die stehende, ängstliche Liebe, die nichts von dem Entsetzlichen glauben will. — „Soll ich denn deinetwegen sterben?“ sagte er in ergreifender Weichheit. Das Publikum donnerte heulenden Beifall. Aber Lala fing plötzlich an zu zittern, stieß einen furchtbaren Schrei aus und sprang von der Bühne, wie von gräßlicher Angst getrieben, mitten ins Parkett hinein.

Um zwölf Uhr ging der Arlecchino auf sein Zimmer. Er hatte über eine Stunde mit Lala gesprochen, und sie hatte bloß gesagt:

„Jetzt fürchte ich Sie nur noch.“

Die Lampe auf seinem Zimmer brannte die ganze Nacht. Sein Zimmernachbar, der Bonvivant — es war eine Marotte vom Direktor, daß „die von Charakter ähnlichsten auch am nächsten bei einander wohnen“ mußten — dieser Nachbar hörte ihn sehr lange weinen und dann einige Worte in einer fremden Sprache langsam und mit wunderbarer Betonung sprechen. Dann blieb alles still . . .

Aber die Lampe brannte noch, als die helle Morgen Sonne zum Fenster hineinlachte. Auf dem Tisch in seiner Stube lag sein Tagebuch aufgeschlagen; das legte, was darin stand, lautete: „Jetzt ist auch die Seele, die ich erweckte, gestorben. Ich folge ihr.“ Daneben lag ein versiegelter, dicker Brief „an Lala“ und ein Pack Papiere: „Meine Personalien“ und ein kleines, leeres Fläschchen . . .

Auf dem Bett aber lag der Arlecchino — tot. Jetzt sah er nicht mehr komisch aus. Ein unendlich

rührender, sehnüchtiger Ausdruck ruhte auf seinen bleichen Zügen, den Zügen eines Märtyrers.

Und als Lala an das Bett geführt wurde, stürzte sie sich mit erschütterndem Schluchzen über die Leiche ihres „armen, kleinen Arlecchino“ und flüsterte ganz trostlos: „Und ich hatte ihn ja doch so lieb . . .“

Dann las sie den Brief und wurde sehr krank.

Der Pack Papiere: „Meine Personalien“ wurde zur Polizei getragen, und den Brief an Lala las der Direktor, damit die Todesursache festgestellt werden konnte. Und nach acht Tagen erfuhr Lala durch die Zeitungen, daß sie den größten italienischen Dichter der Gegenwart in den Tod getrieben habe . . .

Da hat sie furchtbar gelacht und ist sofort wieder gesund geworden.

Am nächsten Tage hat sie mit dem Herrn ganz allein zu Abend gegessen, und ein Jahr später ist sie im Mailänder Krankenhaus gestorben . . .

„Warum war der arme, kleine Arlecchino auch so häßlich?“ — das waren ihre letzten Worte.

Politische Rechte der Frauen.

Von

Richard Wulfov.

Der Aufruf der Berliner Frauenrechtlerinnen an ihre Gesinnungsgenossen, bei den bevorstehenden Reichstagswahlen nur für solche Kandidaten zu wirken, die willens sind, im Parlament die Frauenrechte zu vertreten, hat die Öffentlichkeit in keine sonderliche Erregung versetzt. Unbedingter Beifall ist ihm nur in geringem Maße zu teil geworden; dagegen hat es, wie ja zu erwarten war, an Ironie und Spott keineswegs gefehlt. Man würde nun aber viel zu weit gehen, wenn man hiernach das Vorgehen selbst als verfehlt und zwecklos bezeichnen wollte, denn man darf den Einfluß der Frauen im politischen Leben und also auch bei den Wahlen nicht unterschätzen. Wie es von jeher der Fall gewesen ist, so werden in gewissem Sinne und Umfange die Frauen auch heute politischen Einfluß ausüben, und dieser wird um so größer sein, je klüger, vorsichtiger und lebenswürdiger sie diesen Einfluß geltend zu machen wissen. Nur in diesem Sinne glauben wir des Fürsten Bismarck bekanntes Wort verstehen zu sollen, nach dem es „in Deutschland wohl bestellt ist, wenn sich die Frauen zur Politik halten“. Davon aber weit entfernt liegt die von den fortgeschrittensten Frauenrechtlerinnen geforderte politische Gleichberechtigung mit dem Manne und die Erstrebung des aktiven und passiven Wahlrechts, Forderungen, die an sich mit dem erwähnten Aufruf wenig zu thun haben.

Wenn nun die Frauen den gegenwärtigen Moment für geeignet hielten, für die Wahlen in gewissem Sinne mobil zu machen, so leitet das seine wesentliche Berechtigung daraus her, daß der Reichstag bisher keineswegs durch Gründlichkeit und Tiefe der Debatten sich über ein aus ernstlichen Studien hervorgehendes Urteil bezüglich der Frauenfrage ausgesprochen hat. Das zeigte sich so recht deutlich bei den vor etwa zwei Jahren gepflogenen Verhandlungen über das Vereins- und Versammlungsrecht; aber auch sonst trat bei Beratungen, die wichtige und schwierige Probleme sozialer Natur betreffen, mit peinlicher Deutlichkeit zu Tage, daß nur die Oberfläche berührt, über die tiefere ethische Bedeutung aber leicht hinweggegangen wurde. Das wäre nicht denkbar, wenn solche tiefgehende Fragen, mit denen die Frauenbewegung eng zusammen-

hängt, für alle Volksvertreter Gegenstand eines ernstlichen Studiums geworden wären. Das ist bis jetzt leider nicht in dem gewünschten Maße der Fall, wenn auch anerkannt werden muß, daß neuerdings in den Parlamenten ein wachsendes Interesse für die Frauenfrage wahrzunehmen ist.

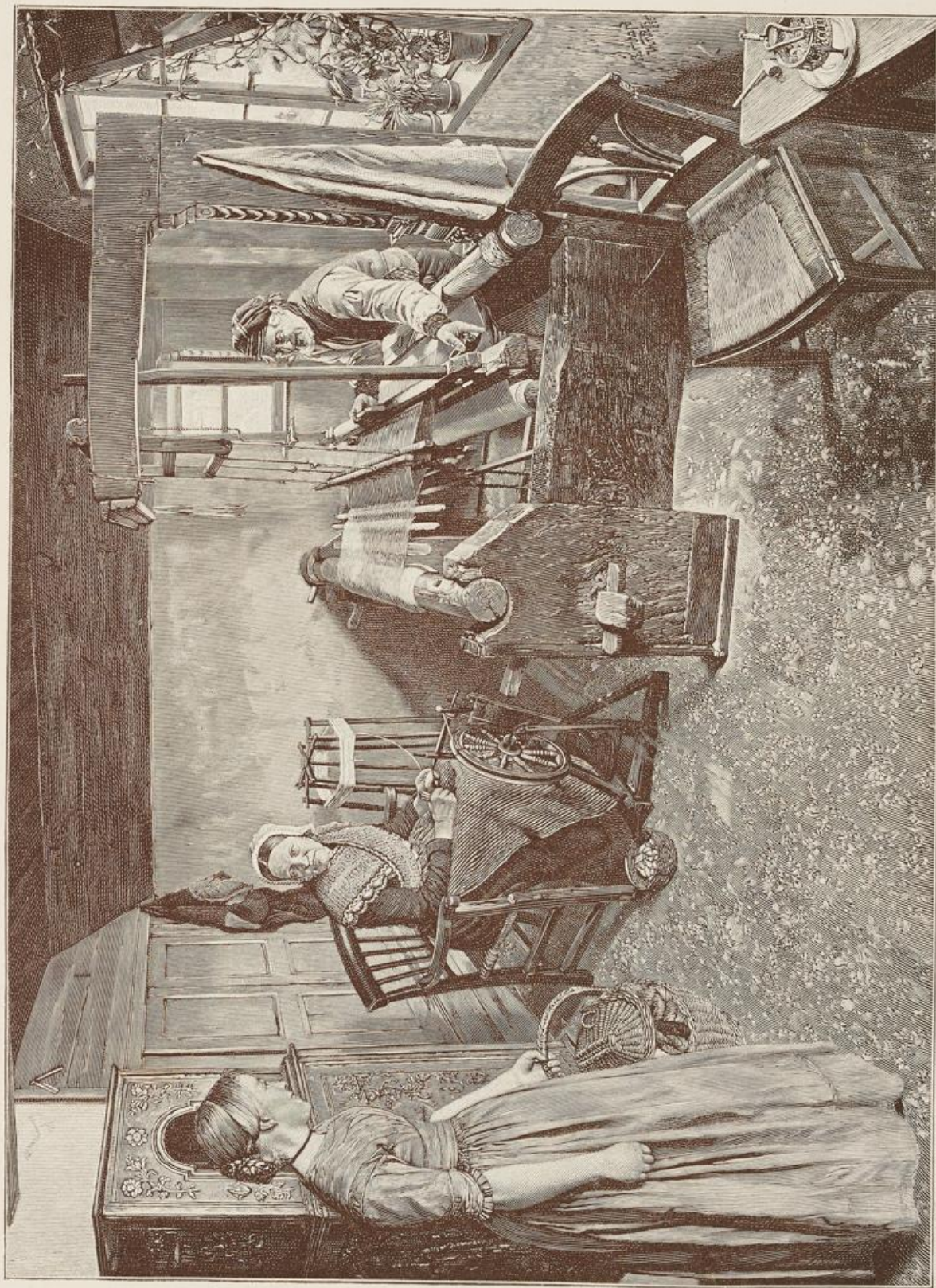
Ob der erwähnte Aufruf praktische Erfolge zeitigen, das heißt eine bedeutende Zahl von wahren Freunden der Frauenbewegung in den Reichstag bringen wird, ist zunächst gleichgültig; es kommt vielmehr für jetzt darauf an, immer wieder auf die Notwendigkeit hinzuweisen, der Frauenfrage ernstlich und unbefangener näher zu treten und auf die Unhaltbarkeit der jetzigen Zustände hinzuweisen.

Es kann doch kaum etwas Widerspruchsvolleres gedacht werden als die Festsetzungen über das Vereins- und Versammlungsrecht der Frauen. Sie dürfen an politischen Versammlungen als Besucherinnen wie als Rednerinnen teilnehmen; politischen Vereinen dürfen sie aber nicht angehören, ja nicht einmal den Festen derselben beiwohnen. Nun ist aber der Begriff eines politischen Vereins keineswegs klar und feststehend, sondern durchaus strittig und dehnbar. Das Reichsgericht nimmt nach seinen Entscheidungen an, daß unter „politisch“ das zu verstehen ist, was die Verfassung, die Verwaltung und Gesetzgebung des Reiches, sowie die internationalen Angelegenheiten angeht; es bezeichnet aber auch wirtschaftliche Fragen mit „politisch“, wenn es sich um Änderungen bestehender Verhältnisse durch staatliche Anordnung handelt oder überhaupt um soziale Fragen oder soziale Gesetzgebung. Man möchte in der That die Frage aufwerfen, was heute im öffentlichen Leben keine politische Frage ist? Ein Urteil des Kammergerichts will unter „Politik“ alles gefaßt wissen, was unter den Begriff der Staatswissenschaften fällt oder fallen kann. Man sieht, wie schwankend der Begriff ist, und wie schwer sich praktisch mit ihm operieren läßt, ganz besonders dann, wenn bei der Regierung Neigung zu Beschränkungen vorhanden ist. Im Königreich Sachsen hat man ganze Arbeit gemacht: die Frauen sind sowohl von politischen Vereinen als auch von politischen Versammlungen ausgeschlossen. Das mag ganz konsequent sein, paßt aber nicht in ein modernes Staatswesen hinein, und daher sind die Frauen in ihrem Rechte, wenn sie dagegen polemisieren, wie es kürzlich Frau Schulrat Cauer in ihrer Zeitschrift „Frauenbewegung“ ganz herzhast gethan hat.*)

Vielleicht käme man aus jedem Begriffszwiespalt heraus, wenn man hier unter „Politik“ die Beschäftigung mit den Fragen des öffentlichen Lebens verstände und die Frage so stellte, ob sich die Frauen in Versammlungen und Vereinen, in Wort und That am öffentlichen Leben beteiligen können oder nicht.

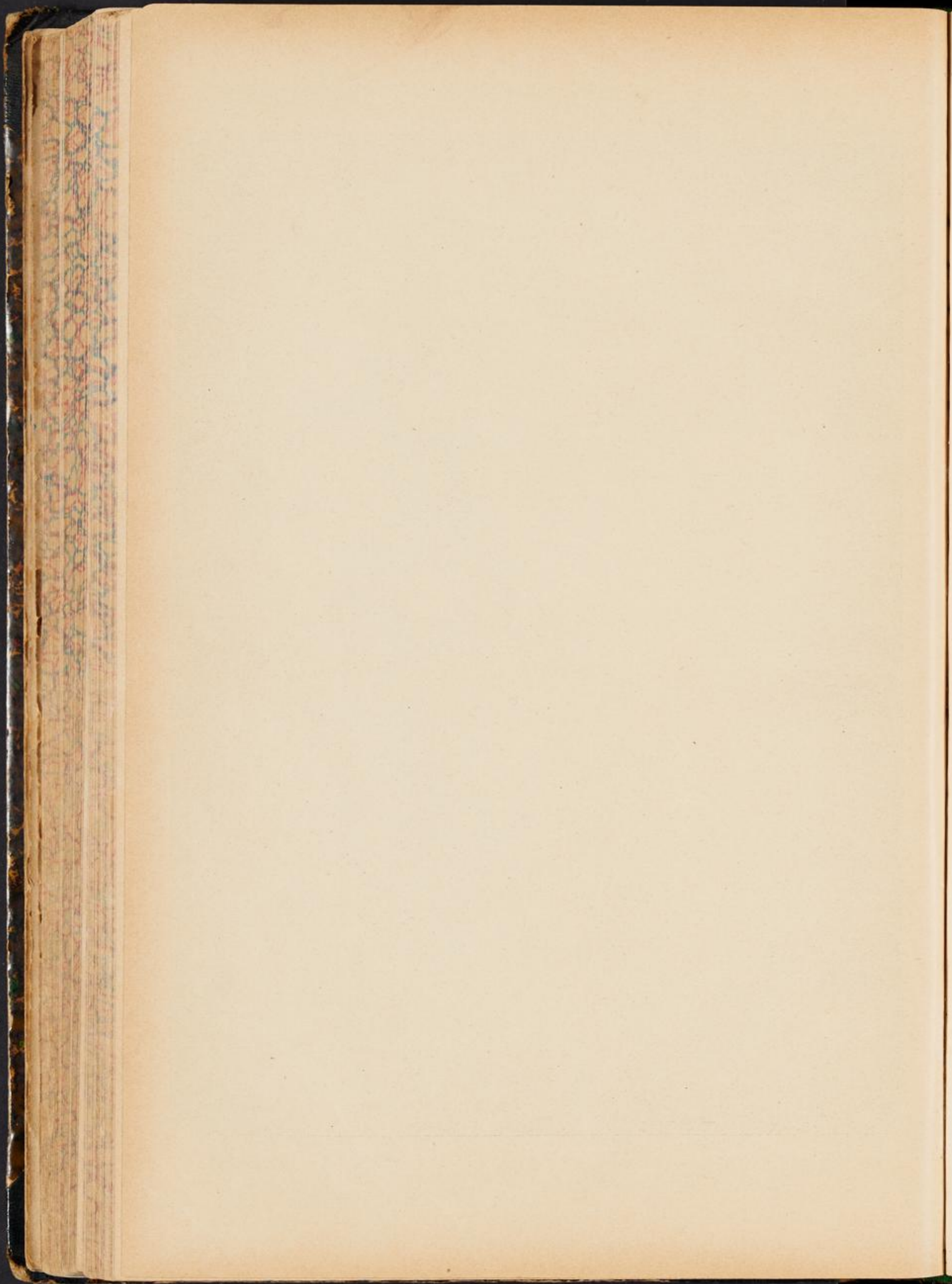
Die Frauen lediglich bei ihrer häuslichen und wirtschaftlichen Bestimmung festhalten zu wollen, geht heute schon aus „wirtschaftlichen“ Gründen nicht mehr an, und es klingt wie ein offener Anachronismus, wenn man im Parlament die Frauen vorsichtig aufs „Haus“ verweist und mit der Einräumung gewisser politischer Rechte sogleich „amerikanische“ Zustände befürchtet. Die Zahl der für das öffentliche und politische Leben interessierten Frauen wird in Deutschland voraussichtlich niemals bedeutend sein, und schon deshalb ist es allzu ängstlich, wenn man bei dem Fernhalten der Frauen von dem Forum des öffentlichen Lebens die Erhaltung guter deutscher Frauensitte im Auge hat; es kollidiert aber mit der Strömung der heutigen Zeit, in der ein jeder die ihm eigne Kraft und Befähigung auch in den Fragen des öffentlichen Lebens betätigen will, gleichviel, ob als Mann oder als Frau. Warum sollen die Frauen denn nicht über soziale, wirtschaftliche, politische

*) Die Zweite sächsische Kammer hat kürzlich ihr Votum für das Versammlungsrecht der Frauen abgegeben.



Photographier-Bildung von Georg Konstantin in München.

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1898: Altböhmische Weberstube. Nach dem Gemälde von Bernhard Winter.



Fragen diskutieren können, wenn ihnen die Gegenstände interessant sind und sie die genügende Sachkenntnis haben? Die nächstliegende Antwort ist ja immer dieselbe: um ihre weibliche Eigenart zu schonen. Aber da müßte man ihnen doch erst eine Zeit hindurch Gelegenheit geben, sich in der gewünschten Weise im öffentlichen Leben zu bethätigen, und wenn dann die Erfahrung lehrt, daß diese Beschäftigung die edleren weiblichen Eigenschaften schädigt, dann werden die Frauen selbst die Ausübung ihres Rechts aufgeben. Die Natur durch die deutsche Reichsgesetzgebung zu unterstützen, ist im wesentlichen überflüssig, da die Natur besser Gesetze zu geben weiß; vielleicht mag auch die Aeußerung eines bekannten wichtigen Parlamentariers zutreffen, daß für viele

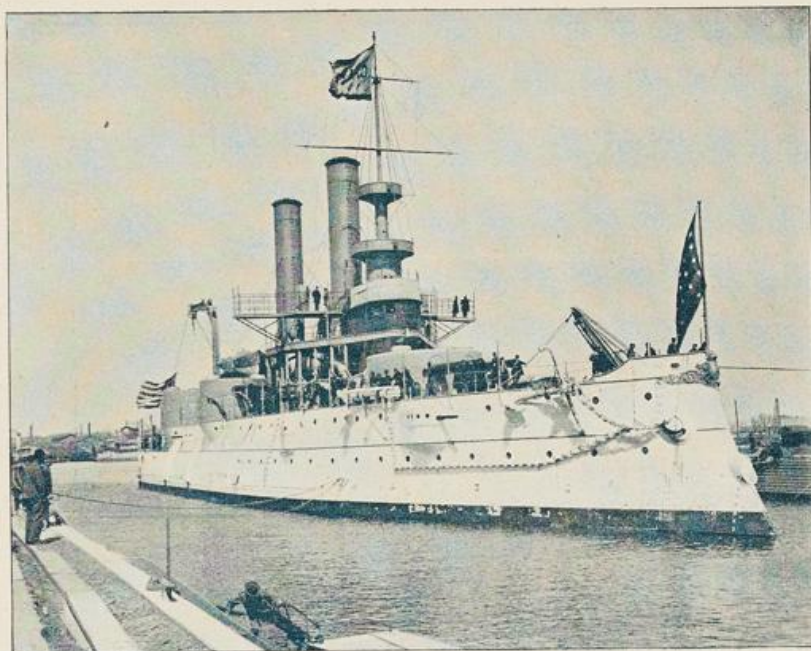
Frauen der Antriebe zur Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten durch ein freieres Vereinsrecht schwächer wird, da dann der jetzt vorhandene Reiz des Verbotenen aufhört.

Wer eine Lösung der großen sozialen Zukunftsaufgaben erhofft und an sie glaubt, muß die Schranken beseitigen helfen, die der politischen und sozialen Bildung der Frauen entgegenstehen; niemand aber hat an dieser Bildung ein größeres Interesse als der Staat selbst, der für die Lösung jener großen Aufgaben verantwortlich ist. Das jetzige Leben verlangt gebieterisch von einer gebildeten Frau einen

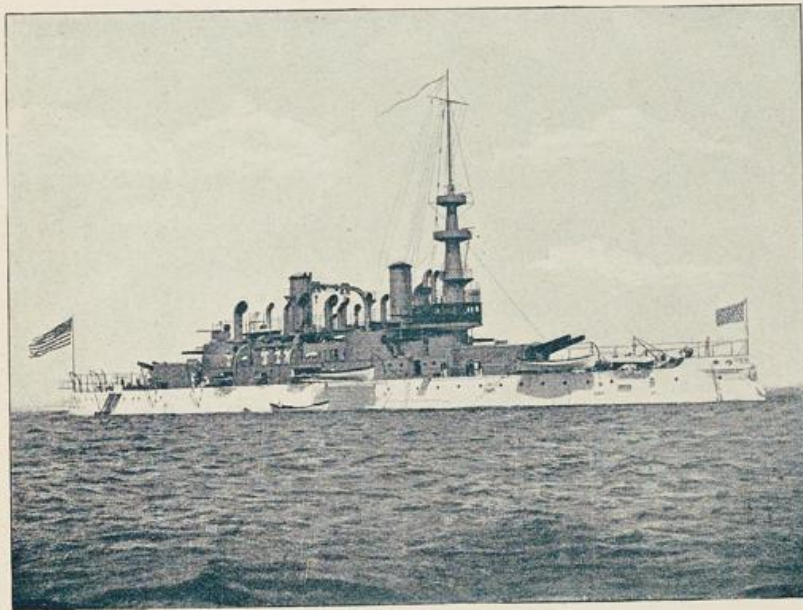
klaren Blick in das politische Leben und seine Strömungen, in die Ziele und Strebungen der verschiedenen Parteien und in die Maßnahmen der Regierung, damit sie nicht nur in Wirklichkeit die Gefährtin ihres Mannes und die Erzieherin ihrer heranwachsenden Söhne sein, sondern auch als selbständig denkende Persönlichkeit die verständnisvolle Beurteilerin politischer Erscheinungen und Persönlichkeiten darstellen kann.

Eine derartige Teilnahme am öffentlichen Leben, die sich immerhin in freier Aussprache der gewonnenen Ueberzeugungen äußern mag, schädigt kaum ernstlich die Eigenart des Geschlechts, regt nicht die Leidenschaften an, greift nicht in Haus und Familie ein, sondern bedeutet lediglich die Abgabe eines wohlwogenen Urteils über öffentliche Zustände und Verhältnisse eines Urteils, das sich in wirtschaftlichen und gewerblichen Dingen ganz besonders wertvoll erweisen kann. Solche Anschauungen dringen in erfreulicher Weise auch mehr und mehr in die Regierungskreise ein, und zu unsrer großen Befriedigung hat soeben die heftige Regierung öffentlich zwei Stellen für weibliche Fabrik-

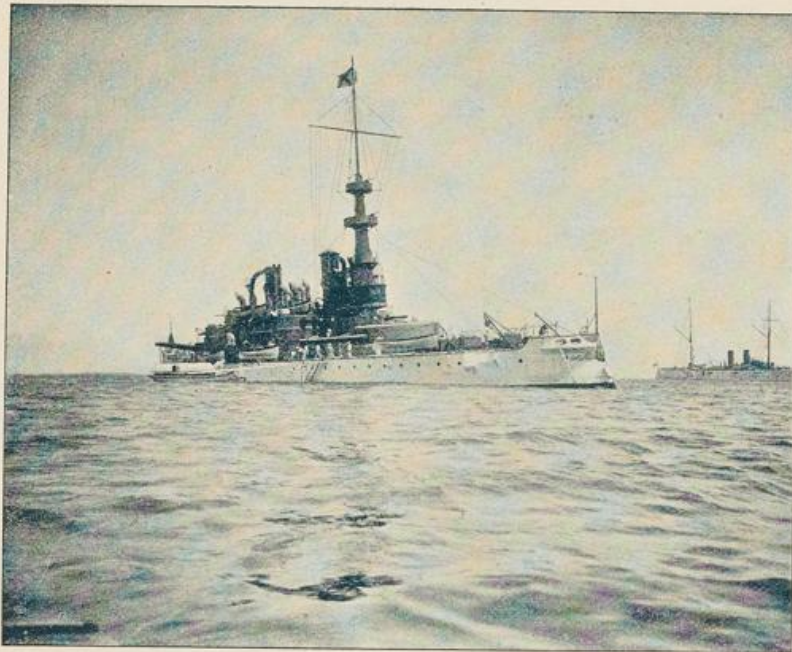
*) Diese und die folgenden Abbildungen der hervorragenden Schiffe der amerikanischen Kriegsmarine sind Reproduktionen neuer photographischer Aufnahmen aus dem Atelier des Marine-Photographen Herrn C. Müller in Brooklyn.



Panzer „Iowa“ der Vereinigten Staaten von Amerika, 11340 Tonnen.*)



Panzer „Massachusetts“, 10288 Tonnen.



Panzer „Indiana“, 10288 Tonnen.

inspektoren mit dem Anfangsgehalt von 2000 Mark ausgeschrieben — ein Beweis, daß sie dem Urteil der sachkundigen Frauen auch amtlich Autorität sichern will.

Ich weiß nun sehr wohl, daß es gewissen Führerinnen der Frauenbewegung sehr peinlich ist, wenn man bei allen diesen Konzessionen vor der Frage des politischen Stimmrechts Halt macht und sie vor dem Streben nach diesem „höchsten politischen Gut“ warnt oder, deutlicher ausgedrückt, es ihnen nicht einräumen will. Dieser Punkt scheint nämlich den Frauenrechtlerinnen von allerhöchster Wichtigkeit zu sein, obgleich er am meisten geeignet ist, ihnen das Wohlwollen wahrer und ehrlicher Freunde der Frauenbewegung zu entfremden. Darum muß er klargestellt werden.

Das politische Stimmrecht soll ausgeübt werden auf Grund festgewurzelter, durch Erziehung, Bildung und Erfahrung erworbener Ueberzeugungen, die ein Teil unsers geistigen Besitzes, unsrer ganzen innerlichen Persönlichkeit sind. Wir treten hier mit dem Nachdruck unsrer ganzen Individualität für das Gesamtwohl, für den nach unsrer Ueberzeugung vernünftigen und nützlichen Ausbau des geschichtlich gewordenen und Errungenen ein und suchen unsre Meinung durch Wort und Schrift und Kampf zur Geltung zu bringen. Kein Zweifel, daß dabei Gemüt, Temperament und Leidenschaft bewegt werden, daß unsre Seele oft die reingestimmte Harmonie ver-

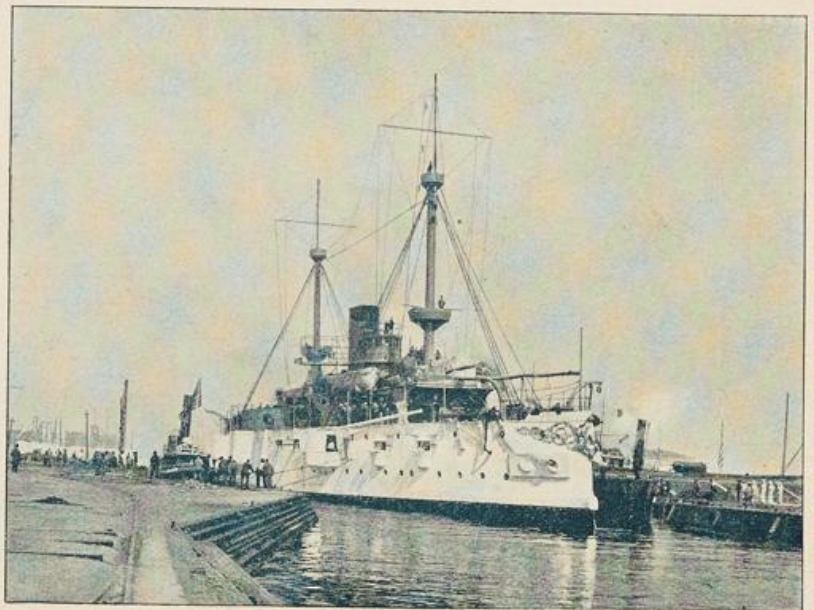
liert und in dem widerstreitenden Kampf der Meinungen verwirrt, beunruhigt, getäuscht wird. Denn:

„Uns zu berücken, borgt der Lügengeist
Nachahmend oft die Stimme von
der Wahrheit
Und streut betrüglische Orakel aus.“

Ich bin überzeugt, daß so mancher vortreffliche Mann in den unerfreulichen Wahlen, Kämpfen, Agitationen und Diskussionen ein gut Stück seiner ursprünglichen Objektivität und Herzenslauterkeit einbüßt. Ist es nun aber einmal das Geschick des Mannes, daß er aus dem Kampfe der Meinungen Herz und Empfindung nicht ganz unberührt und lauter zurückbringen kann, so müssen diese unvermeidlichen Kämpfe und Erregungen mit um so größerer Sorgfalt von dem Leben der Frau ferngehalten werden, deren hoher Kulturberuf gerade aus der Lauterkeit des Empfindens und aus der vollen Unbefangtheit seine besten Kräfte zieht.

Wie oft hat in den erregten Zeiten der Wahlen ein in die Massen geworfenenes klingendes Schlagwort schwere Reibungen und Erbitterungen hervorgerufen, wie oft ist der Meinungs- und Prinzipienkampf zu einem gehässigen persönlichen Streit geworden, der schmerzliche Wunden schlug!

So wie es die Pflicht des Mannes ist, das Gesetz zu schützen und sein Land mit den Waffen in der Hand zu verteidigen, so wird er auch allein das Recht beanspruchen dürfen, entscheidende Beschlüsse über Staatseinrichtungen zu fassen, die er für gut und heilsam erkannt hat, und für die er mit Gut und Blut einzutreten gewillt ist. Wehe

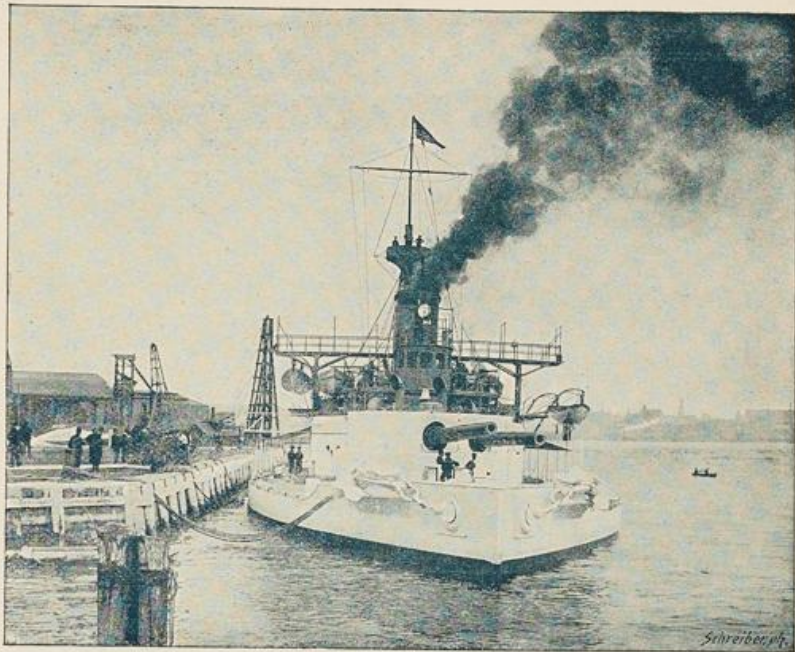


Panzer „Texas“, 6315 Tonnen.

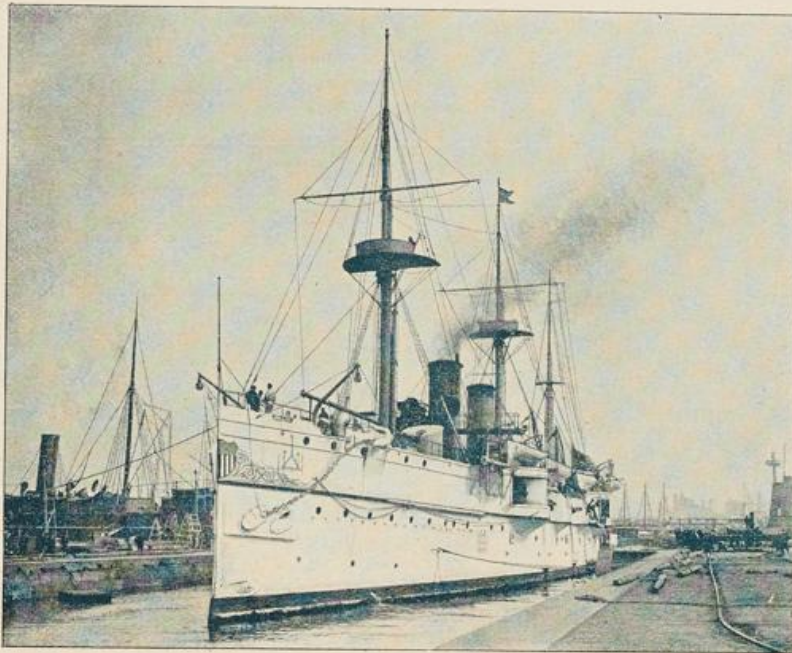
dem Staate, der zu Zeiten ernstester politischer Kämpfe diese unter thätiger Mitbeteiligung der Frauen zu führen hätte; die Gefahr liegt allzu nahe, daß er die Wurzeln seiner Kraft schädigen oder zerstören würde. Diese Kraft liegt aber in dem Frieden des häuslichen Herdes. Wenn nun die Frau aus stürmischen, erregten Versammlungen kommt, ihre Leidenschaft erregt ist und die Seele unter den Nachwirkungen heftiger politischer Auseinandersetzungen und unvermeidlicher starker Eindrücke bebt, wird sie da imstande sein, in derselben Stunde ihre Lieblinge zu versorgen und zu unterstützen oder ihr Tagewerk wie sonst mit Sorgfalt und Treue zu verrichten?

Die Redaktion des „Budapesti Naplo“ beschernte ihren Lesern zum letzten Weihnachtsfeste ein Album, worin auch die Ergebnisse einer Welt-enquete über die Frau des zwanzigsten Jahrhunderts in Form von Aussprüchen, Betrachtungen und längeren Aufsätzen der hervorragenden Gelehrten, Künstler und Schriftsteller aller Nationen mitgeteilt wurden. Bei solchen Enqueten kommt es den Unternehmern gewöhnlich mehr auf berühmte Namen als auf wirkliche bewährte Kenner des betreffenden Gebietes an, und so bot denn auch diese Sammlung ein buntes, widerspruchsvolles Allerlei. Nur wenige Proben seien mir

hier mitzuteilen gestattet. Ernst v. Wildenbruch sagt in seinem sehr ausführlichen Gutachten unter anderm folgendes Zutreffende: „Die Frauenfrage wird im zwanzigsten Jahrhundert älter geworden sein und darum nüchterner. Man wird nicht mehr mit Prinzipien für oder gegen die Frau kämpfen; an die Stelle herauschter Deklamationen wird die praktische Abwägung der Kräfte treten. Die weit überwiegende Mehrzahl der Frauen wird im zwanzigsten Jahrhundert, so gut wie in früheren, an den Schranken Halt machen, die ihnen von der Natur in ihrer körperlichen Veranlagung gesteckt sind, wird nichts andres und nichts mehr sein, als was sie früher war: Mutter und Hausfrau. Einzelne besonders begabte weibliche Individuen werden weiter gehen und weiter gelangen, vorausgesetzt, daß die Männer sie weiter gelangen lassen. Sind Männer hierzu verständig genug — und ich glaube, daß die kommende Zeit sie dazu zwingen wird —, so werden sie erkennen, daß es Berufswege giebt, die jetzt der Frau verschlossen sind, obwohl sie mehr dazu geeignet sein dürfte als der Mann.“ Darauf meint er ohne jede Ironie, daß das kommende Jahrhundert uns den ersten offiziell anerkannten weiblichen Gesandten vorführen und daß der Staat, der ihn



Monitor „Puritan“ für die Küstenverteidigung, 6060 Tonnen.



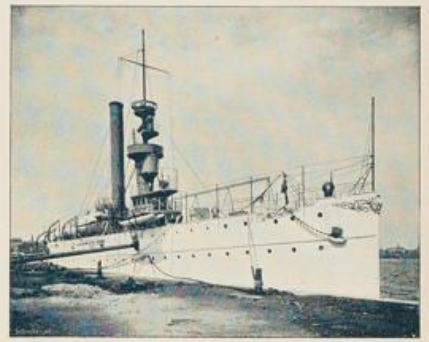
Kreuzer „San Francisco“, 4098 Tonnen.



Stampfregat „New Citizen“, 3000 Tonnen.



Stampfregat „Iowa“, 10900 Tonnen.



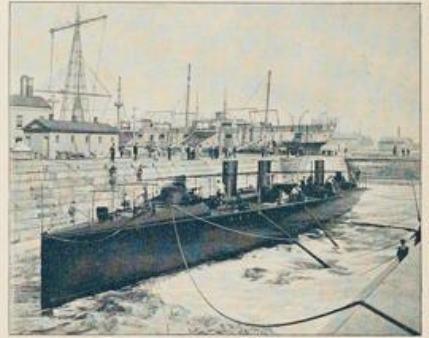
Stampfregat „Olympia“, 1200 Tonnen.



Stammschiff „Oregon“.



Stammschiff „Albatross“.



Stammschiff „Albatross“, in der Kalfeder lagert.

Kriegsschiffe der Vereinigten Staaten von Amerika.

ausschickt, sich dabei ganz gut stehen wird. Daß es weibliche Diplomaten zu allen Zeiten gegeben hat, mag ja ganz richtig sein, aber von dieser Diplomatie hinter den Kulissen bis zum beglaubigten Gesandten an fremden Höfen scheint mir denn doch ein etwas weiter Schritt zu sein. Um übrigens das den Frauen gemachte Kompliment stark abzuschwächen, fügt Herr v. Wildenbruch noch so beiläufig hinzu, daß „die Frau einen ganz vortrefflichen Detektiv abgeben würde“.

Der Bildhauer Reinhold Vegas sagt: „Warum soll das Weib nicht fähig sein, sich an der Gesetzgebung zu beteiligen; seine Anschauung ist natürlicher, unverdorbenen. Das weibliche Gehirn wird nicht überladen mit mathematischen Problemen und griechischen Vokabeln, die keinen Raum mehr übrig lassen für irgend eine naive Anschauung der Dinge“. Daß es gerade die gelehrten Frauen sind, die auf die politischen Rechte aspirieren, vergißt Vegas in der „Naivität“ seiner Anschauung vollständig. Theodor Mommsen spricht sich über das heikle Thema mit knappen, ablehnenden Worten aus: „Einem Blatte, wie Budapesti Naplo' es ist, schlägt ein deutscher Schriftsteller nicht gern eine Bitte ab. Aber ich kann dennoch nicht umhin, Ihre Forderung abzulehnen. Ich bin grundsätzlich ein Gegner dieser Gattung allgemeiner Enquêtes, habe mich nirgends auf eine solche eingelassen und kann davon nicht abgehen. Auch haben mir die Frauen des neunzehnten Jahrhunderts so viel zu raten aufgegeben, daß es ebenso unhöflich wie unmöglich sein würde, sich über die Frau des zwanzigsten in einigen Zeilen zu äußern.“ Ich glaube, daß das Wortum des großen Historikers nicht leicht genommen werden darf, wenn es auch nicht mit deutlichen Worten präzisiert ist. Eine Zustimmung zu den Strebungen der Frauen nach dem Stimmrecht enthält es sicher nicht.

Der Mann kann vermöge seines kräftigeren Naturells den politischen Erregungen und Kämpfen größeren Widerstand entgegensetzen, aber je größer dieser Widerstand ist, desto mehr wächst auch sein Bedürfnis, das gestörte innere Gleichgewicht wiederherzustellen durch das friedliche Bild seiner Häuslichkeit, durch den Anblick seiner Kinder und des Wirkens und Waltens seiner Gattin. Stellt man sich im Gegensatz dazu eine ernste, vielleicht sogar leidenschaftliche Fortsetzung der politischen Debatten „am stillen Herd“ vor, so wird man sich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren können. Es geschah deshalb aus einer psychologisch richtigen Erwägung, daß ein großer Teil der Vorkämpferinnen für das politische Stimmrecht der Frauen im gepriesenen „Musterlande“ England dasselbe zunächst nur für die unverheirateten und verwitweten Mitglieder des Geschlechts beanspruchte. Thöricht war nur, daß jene eifrigen Damen die absolute Verschiedenartigkeit der Geschlechter in ihren Programmen und Aufrufen ignorierten und von der Frauenwelt als von einer Klasse sprachen, wie man etwa von Adel, Geistlichkeit oder Bürgerstand spricht. Und ebenso thöricht war es, daß sie sich den Anschein gaben, als erhofften sie von der thätigen Mitwirkung der Frauen am politischen Leben eine Milderung der Härten und Schroffheiten in den Parteikämpfen, denn in Wirklichkeit wurden die politischen Verhandlungen der Frauen oft mit großer Schärfe und Bitterkeit geführt und so jedem unbefangenen Beurteiler die Besorgnis nahegelegt, daß eine Folge der Frauenbeteiligung an politischen Verhandlungen überhaupt die Abirrung des weiblichen Sinnes nach der Richtung der Verhärtung und Erbitterung sein werde. Wer Berliner Versammlungen mit weiblichen Teilnehmern beigezogen hat, wird diese Besorgnis nachempfinden.

Und damit wären wir denn an einen Punkt gelangt, der deutlich darauf hinweist, daß die Bethätigung der Frauen am öffentlichen Leben auch für alle Zukunft nur eine geringe sein wird. Wer vor die Öffentlichkeit tritt

und von seinen Anschauungen und Ueberzeugungen Rechenschaft ablegt oder auf das öffentliche Leben bezügliche Vorschläge macht und begründet, muß allemal auf Widerspruch gefaßt sein und darf keine zarte Rücksicht, keine freundliche und verbindliche Form erwarten. Er kann vielmehr in jedem Augenblick hart und schroff angefaßt und ungerecht behandelt werden. Der im öffentlichen Leben stehende Mann ist an Widerspruch und Kampf gewöhnt — sie bilden einen Teil seines Lebens und Wirkens —, die Frauen bringen dafür aber nicht die nötige Kraft und Widerstandsfähigkeit, in vielen Fällen wohl auch nicht die nötige Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit mit und wissen nicht, fest und unbeirrt durch Einwände und Widerspruch, ihre Anschauungen zu verteidigen und durchzusetzen. Empfindlichkeit und Gereiztheit werden unausbleiblich sein. Keine Frau wird sich daher leicht hin zur thätigen Anteilnahme an der Behandlung öffentlicher Fragen entschließen; immer wird, mit seltenen Ausnahmen, eine gewisse Scheu eintreten oder ein innerer Kampf vorausgehen, hinter dem die sorgende Frage lauert, ob nicht Enttäuschungen oder Kränkungen dem Eintritt in die öffentliche Wirklichkeit folgen werden. Wenn man also auch den freien Willen der Frauen achten und ihnen die Bahn zum thätigen Eingreifen in die Fragen des öffentlichen Lebens frei machen soll, so darf immer noch die Frage aufgeworfen werden, ob die wahren und wohlmeinenden Freunde der Frauenbewegung gut daran thun, die Ausübung dieses Rechts im Interesse der Frauen zu empfehlen. Es liegt doch nach dem Gesagten sehr nahe, hier die Frage aufzuwerfen, ob nicht gerade diejenigen Eigenschaften, die man im schönen Sinne des Wortes „weiblich“ zu nennen pflegt, und die uns die Frauen so wert und teuer machen, durch eine aktive Teilnahme am öffentlichen und politischen Leben eine Schädigung erleiden könnten, und ob mit dieser Schädigung nicht die traditionelle Verehrung, die die Frauen bei allen Kulturvölkern genießen, sich verflachen und sinken würde. Unter allem, was als Schönheit Gewalt über den Menschen hat, ist nach der ewigen Ordnung der Dinge die Frau das gewaltigste. Nicht etwa nur die von den Dichtern in tausend Formen gepriesene Frauenschönheit an sich, sondern auch die von ihr ausströmende Macht: die Milde, die Veröhnlichkeit, die Harmonie, die sie um sich zu breiten weiß, die mit ihrem stillen Walten die ganze Umgebung umfaßt und „mit jedem Morgen denselben holden Sonnenblick auf alles wirft, in dessen Mitte sie gestellt ist“. Es ist selbstverständlich, daß das auch von unsern Mädchen mit ihrer Unschuld und Unberührtheit, ihrer Unbefangtheit und jungfräulichen Scheu gilt.

Man kann mit allem Eifer für die größere Selbständigkeit der Frauen im bürgerlichen Erwerbsleben, für die Vertiefung ihrer Bildung und für die Nutzbarmachung ihrer Kräfte als Lehrerin, Aertzin, Apothekerin, Anwaltin, Postbeamtin und in andern noch zu erringenden Berufsfächern wirksam sein und doch, nur aus Gründen des wahren Fraueninteresses, gegen ihre thätige Teilnahme am öffentlichen und politischen Leben seine schweren Bedenken haben. Ich bin weit davon entfernt, zu leugnen, daß verschiedene Damen in der Öffentlichkeit als vorzügliche Rednerinnen hervorgetreten sind und klares, sachkundiges Urteil mit den besten Formen vereinigt haben, aber solchen Leistungen stehen die Vorträge anderer, minder begabter und sicherer Rednerinnen gegenüber, die an Klarheit und angenehmer Form sehr viel zu wünschen übrig lassen und bisweilen sogar eine durchaus nicht beabsichtigte Heiterkeit entfesseln. Doch es kommt hier keineswegs darauf an, die rhetorischen Leistungen der Damen nach ihrem Wert zu klassifizieren; es liegt mir vielmehr am Herzen, den logischen Nachweis zu führen, daß das Heraustrreten der Frauen in die Öffentlichkeit und ihre Thätigkeit auf dem Podium der Versammlungsjale ernstliche Gefahren birgt für die Entfaltung

und Wirksamkeit derjenigen weiblichen Eigenschaften, die für die Bedeutung der Frau im Weltgefüge stets maßgebend waren und für die sittlich-soziale Entwicklung des Menschengeschlechts unentbehrlich sind. Je mehr Frauen sich zur Bethätigung ihrer Kräfte im öffentlichen Leben drängen, je häufiger man sie in Vereinen und Versammlungen diskutieren hört, desto unwiderstehlicher wird sich die stets vorhandene Gegenströmung an die Oberfläche drängen und nicht eher ruhen, bis die Frauen von dem politischen Nann befreit und in ihre alten, schönen Rechte wieder eingesetzt sind: Seele und Gemüt von politischem Kampf und Haß frei zu halten und ihr unbefangenes, unbeirrtes Empfinden zu pflegen. Dann werden sie um so wirksamer sich an allen Wohlfahrtseinrichtungen und humanitären Bestrebungen beteiligen; sie werden erfolgreicher an sich und ihrer Bildung arbeiten, vor allem aber für die Erweiterung ihrer Erwerbsfähigkeit kräftiger thätig sein können.

Man wendet gegen diese „Beschränkung“ wohl ein, daß die heutige „rauhe Zeit“ die Mädchen und Frauen in die Doffentlichkeit drängt und sie dort zur Wahrung ihrer Rechte zwingt. In dieser Allgemeinheit hat der Einwand keine Berechtigung. Wer von den Frauen sich fest genug und innerlich berufen fühlt, den Interessen seines Geschlechts im Versammlungsjahre Geltung zu verschaffen, dem mag es nicht verwehrt sein; es aber als eine allgemeine Forderung und Pflicht für jede Frau hinzustellen, ist falsch und schadet der vernunftgemäßen Entwicklung der Fraueninteressen. Je zurückhaltender die Frauen in der Doffentlichkeit sind, desto mehr werden sich die denkenden und vorurteilslosen Männer verpflichtet fühlen, für die Interessen der Frauen einzutreten und ihnen auf den bezeichneten Wegen kräftig zur Seite zu stehen.

Die „rauhe Zeit“ nötigt viele Frauen, sich wirtschaftlich auf eigne Füße zu stellen, und deshalb ist es die Pflicht der besonnenen und denkenden Männer, ihnen bei der Erweiterung der Erwerbsfähigkeit kräftig zu helfen und ihrer Kraft und ihrem Können weitere und neue Bahnen zu eröffnen; zur Teilnahme am politischen Leben, zu Reden und Diskussionen in öffentlichen Versammlungen drängt die vielberufene raue Zeit nicht. Selbst im gepriesenen England befestigt sich die Ueberzeugung von der Nichtigkeit dieses Standpunktes immer mehr und mehr, und nicht ohne innere Genugthuung las ich vor einiger Zeit im „Nineteenth Century“ eine dahingehende Erklärung von zahlreichen Damen der besten Kreise Englands. Die Damen bekunden dort, daß nichts ihnen ferner liegen könne, als die Bedeutung und Stellung der Frauen herabzusetzen, „aber,“ so fahren sie fort, „gerade weil wir tief erfüllt sind von dem großen Werte dessen, was die Frauen ihrerseits zur Wohlfahrt des Gemeinwesens beitragen, widersetzen wir uns einer Bewegung, die diesen Beitrag schwer zu schädigen geeignet ist. Wir sind überzeugt, daß das Streben nach einer bloß äußerlichen Gleichheit mit der Männerwelt für die Frauen nicht bloß ein vergeblicher Versuch ist, sondern auch entfittlichend wirken muß. Persönliche Kämpfe und Eiferjüchteleien werden dadurch erzeugt, anstatt daß das einzige Bemühen der beiden großen Abteilungen der menschlichen Familie dahin gehen sollte, daß jede die ihr eigentümliche Arbeit und die besten, ihr besonders verliehenen Gaben zum gemeinsamen Nutzen verwertet.“ Dann heißt es am Schluß ausdrücklich: „Es würde das Frauenstimmrecht bei Parlamentswahlen der großen Mehrheit des weiblichen Geschlechts als eine widerliche, unnötige Maßregel erscheinen, die ebenso verderblich für die Frauen als für den Staat wirken müßte.“

Wer Jahrzehnte hindurch aufmerksam deutsche Frauenart beobachtet und eine klare Vorstellung von ihren Strebungen und Neigungen gewonnen hat, wird diese Erklärung eng-

licher Frauen in noch weit höherem Maße auf unsere deutschen Verhältnisse anwendbar finden. Wenn man uns darauf hinweist, daß die politische Thätigkeit der Frauen durchaus nichts Ungewöhnliches sei und sich im Anfange dieses Jahrhunderts nach den großen Befreiungskriegen in sehr vorteilhaftem Lichte gezeigt habe, so muß eben jene Zeit in ihrer charakteristischen Erscheinungsform etwas näher ins Auge gefaßt werden. Als nach der Niederwerfung des Erbfeindes in Deutschland die traurige Reaktion eintrat und das unheilvolle Metternichsche Polizeispitzelsystem die Männer von freier Gesinnung grausam verfolgte, da drängte sich den deutschen Frauen mit vollem Rechte die brennende Frage nach dem Grunde dieser trüben Erscheinungen auf die Lippen und Haß und Verbitterung ins Herz darüber, daß ihre Gatten, Brüder und Söhne in Verbannung und Tod getrieben wurden, obgleich ihre Ueberzeugung und ihr Handeln aus reinsten patriotischer Empfindung entstanden war und ihnen keine Spur einer niedrigen oder an sich verwerflichen Gesinnung nachgewiesen werden konnte. Es war nun kein Wunder, daß sich ein trotziger Mut und eine gewisse Kampfeslust in ihnen zu regen begann, eine Lust, mitstreiten zu wollen im Kampfe der Männer für die gefährdeten heiligen Güter: für Recht, Freiheit und Wahrheit in Staat, Kirche und Gesellschaft. Wir müssen uns dabei aber immer gegenwärtig halten, daß solche Mannesnaturen unter den Frauen, die mit eisernem Willen die Fähigkeit streng logischen Denkens verbanden, immer recht selten waren, und ferner noch, daß sich mit solchem Streben nach Freiheit der Gedanken in sehr vielen Fällen das Streben nach Freiheit der Empfindung paarte oder im Gefolge hatte. Diese Freiheit der Empfindung aber, die gleichbedeutend ist mit Mangel an sittlicher Zucht, kann der Staat und die allgemeine Wohlfahrt nicht ertragen; sie ist es, die den Frieden des Hauses und der Familie zerstört. Die verehrten Leserinnen mögen sich hierbei besonders der schönggeistigen Frauen unrer deutschen Romantik zu Anfang dieses Jahrhunderts erinnern!

Die Freundinnen politischer Bethätigung hätten mit demselben Rechte auf eine viel frühere Periode historischer Entwicklung, nämlich auf die ersten Zeiten des Peloponnesischen Krieges, zurückgreifen können, wo die Frauen von Athen vor mehr als zweitausend Jahren ebenfalls für Beteiligung am öffentlichen Leben und für Volksversammlungen schwärmten und dafür Aristophanes, der „ungezogene Liebling der Grazien“, seine erbarmungslose Komödie gegen die „Frauen in der Volksversammlung“ (Ekklesiazusai) vom Stapel ließ. Die Neigung der Frauen zur Beteiligung am öffentlichen politischen Leben ist genau so alt als der Kampf gegen diese Neigung, und auch unsre fortgeschrittene Zeit wird darin nichts ändern, weil zu allen Zeiten in dieser Neigung eine Gefahr für Staat und Familie erblickt werden wird. Je hartnäckiger die Frauen immer wieder aufs neue die völlige politische Gleichstellung mit dem Manne präbendieren, um so leichter wird die Gefahr heraufbeschworen, die vernünftige Entwicklung der Frauenfrage auf andern Gebieten zu verzögern und zu schädigen. Die Debatten des Abgeordnetenhauses vom 30. April und die Erklärung des preussischen Kultusministers bezüglich seiner Ablehnung des Breslauer Mädchengymnasiums haben deutlich genug gezeigt, daß die Frauen auf eine Unterstützung ihrer politischen Agitationen durch die Regierung in keiner Weise zu rechnen haben, und daß ruhige Vorsicht für sie das erste und dringendste Gebot ist. Noch unerfreulicher als die Gymnasialdebatte vom 30. April gestaltete sich die Behandlung der bekannten Petition der Fräulein Helene Lange und Marie Mellien um Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium und zu den Staatsprüfungen, die am 3. Mai zur Besprechung kam. Die Kommission hatte Erledigung durch Uebergang zur Tages-

ordnung vorgeschlagen, und obwohl Abgeordneter Ricker darauf hinwies, daß eine solche Art der Erledigung den bereits auf diesem Gebiete gemachten Konzessionen des Ministers zuwiderliefe, blieb es bei der einfachen Tagesordnung. Das sind Dinge, die eine recht deutliche Sprache reden. Wenn die Frauen in dem eingangs dieses Aufsatzes erwähnten Aufruf also auch an politische Rechte der Frauen gedacht haben sollten, für die vor den Reichstagswahlen Stimmung gemacht werden soll, so sind sie von Voraussetzungen ausgegangen, die bei der Regierung keineswegs zutreffen, und mit denen sich das deutsche Volk in seiner übergroßen Mehrheit durchaus nicht befreunden kann und wird.

Die Zeiten mögen sich ändern, andre Anschauungen und Verhältnisse an die Stelle des Verbrauchten und Ueberlebten treten; es giebt aber gewisse feststehende Anschauungen, die als treu überliefertes Erbe von Geschlecht zu Geschlecht gehen und jeder Generation als ein unveräußerlicher sittlicher Besitz gelten. Wie die Begriffe Gott, Unsterblichkeit, Staat und andre in allem Zeitenwechsel sich ihren sicheren begrifflichen Inhalt erhalten haben, so wird auch der Begriff der „Weiblichkeit“ stets seine ganz bestimmte Signatur tragen, und mit dieser ist die thätige Anteilnahme der Frauen am politischen Leben schlechterdings nicht zu vereinbaren. Hier zeigt sich im rollenden Wechsel das Bleibende und Dauernde, das allen vorübergehenden Strömungen festen Widerstand entgegensetzt.

Ritornelle.

Von

Karl Bulcke.

Bunte Ritornelle:
Was sind wir Jungen für komische Leute!
Unser ganzes Leben scheint eine Novelle.

Ihr Mädchen daheim!
Wie könnt ihr lachen, wie könnt ihr küssen!
Und wir Jünglinge schmieden Reim auf Reim.

Der Schnurrbart wächst:
Im Papierkorb liegen längst die Gedichte.
Das Leben diktiert den prosaischen Text.

Sorgen über Sorgen!
„Wenn du, liebes Herz, heut fröhlich bist,“
So fragt der Kopf, „was wird aus uns morgen?“

Und die Stunde kommt einem jeden,
Der Kopf erläßt einen strengen Befehl:
„Das Herz hat nicht weiter mitzureden!“

Mannesalter.
Herz und Kopf vertragen sich wieder
Und tummeln sich lustig wie zwei Falter.

Der Kopf wird grau:
„Soll ich es wagen? Soll ich es lassen?“
Ich frage erst meine liebe Frau.“

Bunte Ritornelle:
Wie ist das Leben doch wunderbar!
Zum Schluß wird's wieder eine Novelle.



Eine Sommerfrische am Brenner.

Text und Abbildungen von Ernst Pfaff.

Moderner Touristenverkehr, so wenig er auch der Erhaltung der Ursprünglichkeit einer Gegend und ihrer Bewohner förderlich ist, hat doch sicher das Gute, daß er nicht nur abgelegenen Orten zu Bedeutung und Wohlhabenheit verhilft, sondern auch so manch alten Handelsplatz, der durch die Verkehrsmittel der Neuzeit dem Niedergang verfallen schien, neuer Blüte zuführt. Besonders dann, wenn ein solcher Ort, wie dies bei der alten Stadt Sterzing an der Brennerbahn der Fall, nicht nur Brennpunkt einer Anzahl der begangenen Touristenwege geworden ist, sondern auch in hohem Maße die Reize und Bequemlichkeiten einer interessanten Sommerfrische bietet und dabei doch noch genug von seiner Ursprünglichkeit bewahrt hat, um sich von dem internationalen Stil so vieler anderer Sommerfrischen vorteilhaft zu unterscheiden.

Sterzing ist die höchstgelegene (948 Meter über dem Meer) und sicherlich eine der malerischsten Städte Tirols. Sogar seine Gasthöfe zeigen sich in der anheimelnden Form mittelalterlicher Bauten, ohne dabei den Komfort vermissen zu lassen, den Fremde im modernen Hotel zu finden gewohnt sind. Prachtige, farbenreiche Einkehrsbilder erhöhen das interessante und heitere Bild, das ein Blick in die Hauptstraße vom einen oder andern Ende des Städtchens her bietet, und sogar die Neubauten einzelner Gasthöfe schließen sich in ihrem wohlgefälligen Stil sehr hübsch dem Gesamtbilde des ungemein sauberen, fast kolletten Städtchens an; heides verträgt sich so gut nebeneinander wie die Versorgung der Stadt mit vorzüglichem Trinkwasser und der elektrischen Beleuchtung. Alles überragend baut sich in der Mitte der schlank Zwölferturm als Wahrzeichen des „Städtchens zu Sterzingen“ auf, weithin kenntlich mit seinem Treppengiebel und als ehemaliges Stadthor die Altstadt von der Neustadt trennend. Ganz reizend ist der Blick durch das Thor in die breite Straße der Neustadt mit dem vorpringenden Erker des Rathhauses, das zugleich den nörd-



ERNST PLATZ

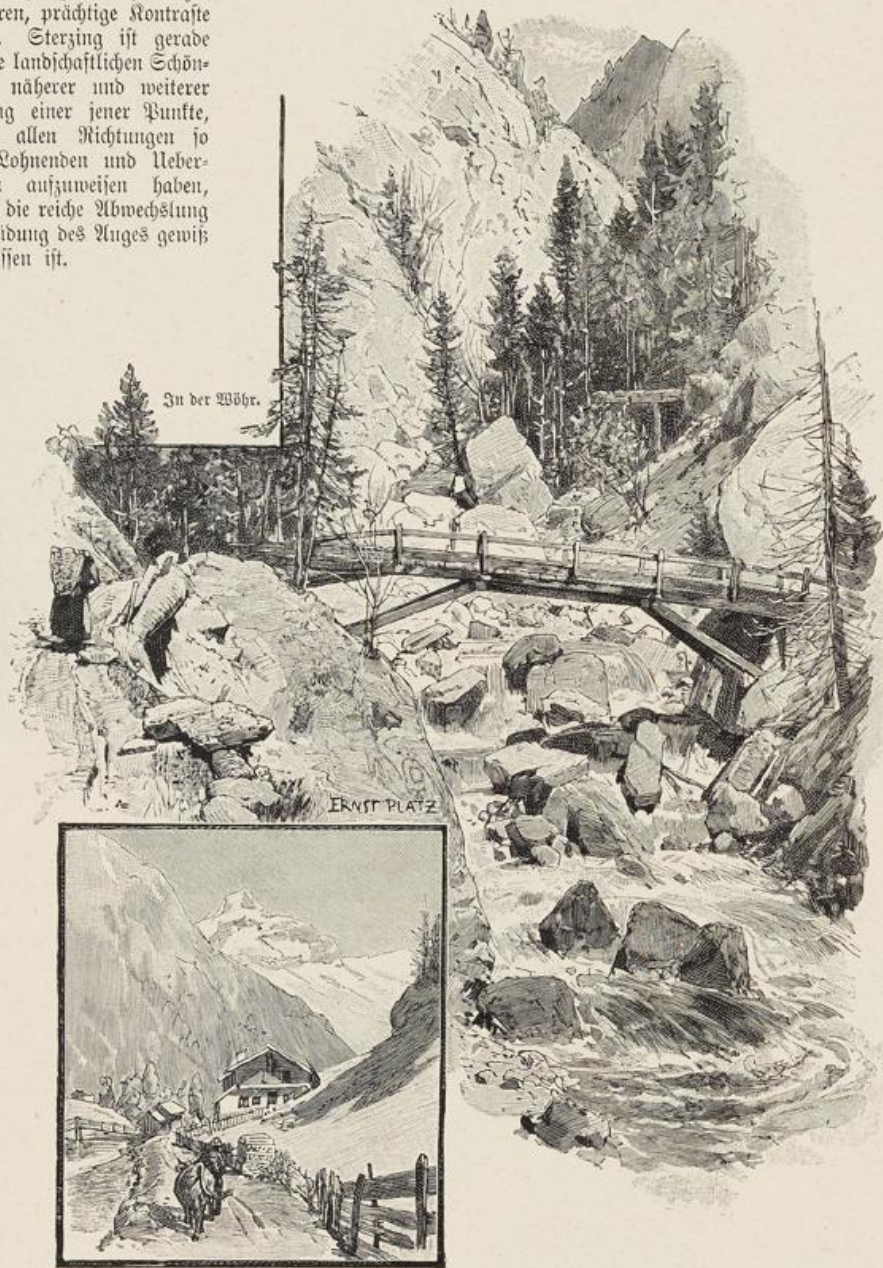
In der
Gulfentlamm.

lichen Eingang der „Lauben“ bildet und manche Sehenswürdigkeit enthält. Vor der Kathausette steht, aus Marmor gehauen, die Statue des St. Johannes (in Barockstil). Mit dem wappengeschmückten Erker, der gegenüberliegenden bunten Häuserflucht mit ihren malerischen Erker und zinnenbekrönten Giebelmauern und dem tannendunkeln Hintergrund der steilen

Bergwände, die das Sterzinger Thalbecken abschließen, bildet diese Ecke einen überaus malerischen Winkel. Solcher Punkte findet man in Sterzing noch manchen, und es ist wohl begreiflich, daß motiv-durstige Maler gerade Sterzing mit Vorliebe als Studienplatz wählen.

Uebrigens ist auch die landschaftliche Umgebung von Sterzing in hohem Grade angethan, den Blick zu fesseln und zu den vielen interessanten Bauten, von denen noch besonders der Anfs „Höchelsturn“, derzeit Gerichtsgebäude, mit einem prachtvoll-gechnigten, in seiner Bemalung wohl erhaltenen Plafond, dann die Pfarrkirche und das „Deutsche Haus“ hervorzuhelien wären, prächtige Kontraste zu bieten. Sterzing ist gerade durch seine landschaftlichen Schönheiten in näherer und weiterer Entfernung einer jener Punkte, die nach allen Richtungen so viel des Lohnenden und Ueberaschenden aufzuweisen haben, daß durch die reiche Abwechslung eine Ermüdung des Auges gewiß ausgeschlossen ist.

Schlösser Reifenstein und Sprechenstein auf vorgehobenen Felsbügeln erheben. Im Norden der Stadt ist ein ähnlicher Jungwald mit hübschen Anlagen, von wo man über die silbern schimmernden Dächer hinweg das Thal weithin gegen Süden überblickt. Von hier zieht sich die



Pfließthal oberhalb der Wöhr.

Früher erfüllte das „Sterzinger Moos“ den breiten Thalgrund, über dem steile Bergänge und schimmernde Firnhäupter aufragen; jetzt führen die Wege durch wohlangebautes Land, hinter dessen fruchtbaren Gründen auf beiden Thalseiten südlich der Stadt sich die romantischen

wiesenreiche Berglehne im Westen der Stadt gegen den Ausgang des Rindnauthales hin, der durch den ausichtsreichen „Custozahügel“ verdeckt wird; darüber lugt der spize Kirchturm von Thuns hervor, halb verdeckt von den Lärchen, die am Bergabhang entlang einen hübschen Bestand bilden; ein Morgenspaziergang auf den Custozahügel, von da nach Thuns hinauf und durch das „Thunser Waldele“ zu den Anlagen im Jungwald hinab

ist durch die nähere Umgebung wie durch die Fernblicke auf die Gipfel östlich von Sterzing, Anthor Spitze und so weiter einerseits, und ins Rindnaunthal, Zaufenthal und auf die vergletscherten Hochgipfel der Stubai-Gruppe, Sonklar Spitze, Zuckerkühtl und Pfaff andererseits überaus lohnend.

Sein Haupt- und Glanzstück aber besitzt Sterzing in der prachtvollen Gilsenklamm, mit der das Thal von Ratschinges ins Rindnaunthal mündet. Wie menschlicher Fleiß in den großen Werkstätten der Sterzinger Marmor- und Porphyrgewerkschaft den seit uralter Zeit für Kunst- und gewerbliche Zwecke verwendeten Ratschinger Marmor meisterhaft verarbeitet und Künstlerhände aus ihm herrliche Werke geschaffen haben, so hat die Natur eines der großartigsten Meisterwerke aus den mächtigen Marmorlagern geschaffen, durch die die gährende Gilsenklamm dem wilden Thalbach von Ratschinges den Weg weist. Von der Fahrstraße, die nach Mareit und Rindnaun führt, zweigt links der Pfad in die Thalschlucht ab, die sich etwa nach einer halben Stunde so verengt, daß die Absperrung der im Privatbesitz befindlichen und von der Alpenvereinssektion Sterzing zugänglich gemachten Klamm durch ein starkes, an die Felswand angeleibtes Thor möglich ist; eine Holzbrücke überspannt davor den tosenden Bach. Als Entgelt für die Kosten



Der Zwölferturm in Sterzing.

Schloß Reifenstein



Sterzinger Tracht.

des Weges ist hier eine Eintrittsgebühr von zwanzig Kreuzern zu erlegen. Nach circa zehn Minuten beginnt die eigentliche Klamm, die in ihrer Eigenart sicher einzig dasteht. Wir kommen an einen kleinen Pavillon, unter dessen Dach eine Quelle aus dem Felsen springt; wenige Schritte davon biegt der schmale Steig in die weißen Marmorwände der Klamm, dann überspannt ein Steg den Spalt und gestattet einen Blick in den tosenden Schlund der „Kirche“, in deren Tiefe die brauenden Wasser in doppeltem Strom einen riesigen Strebepeiler der linksseitigen Wand umtosen. Darüber ist der schauervolle Pfad teils in eine Austerbung der rechten Felswand, teils auf starken Baumstämmen, die quer in die Spalte eingefeilt sind, hinweggeführt — eine Scenerie, die in ihrer Eigenart ihresgleichen sucht. Dahinter geht's dann auf schwindelnden Treppen und Stegen hoch hinan durch die gewaltige Schlucht bis zum oberen Ausgang, wo sich die flachere Sohle des Ratschingerthals erschließt und unweit thalaufwärts der erste Marmorbruch sich befindet. Von hier kann auch der vielbegangene Zaufensaß erreicht werden, der den Uebergang nach Meran bildet und wohl in absehbarer Zeit durch den Bau einer Fahrstraße eine hohe Verkehrs- und strategische Bedeutung erhalten wird. Dann wird Sterzing noch mehr das Centrum von Tirol werden, als es jetzt schon ist.

von von größerer Wichtigkeit als diese neuen Anlagen ist für die Zweck-Erreichung der Bahn, daß es hauptsächlich den Anreizpunkt einer Reihe von Touristenwegen mit der Vermeidung



Dorfkirche.

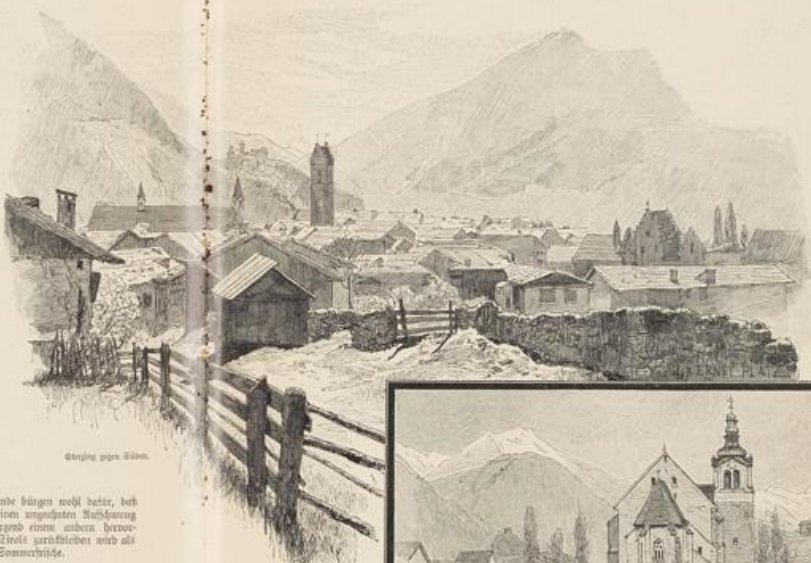


FANT PLAZ.

St. Johanns-Statue und Rathaus-Turm.

bede hüten, daß hier der Ausgangspunkt ist für diejenigen, die die Oberwelt der Stubai-Gruppe betreten und durch das Könnigsthal und über das Kaiserin-Elisabeth-Schneefeld der Seilbahn-Station des Alpenvereins in die Gegend bei Cortina einbringen wollen, aber die über den bekannten Jochweg nach Schönlach zu gelangen beabsichtigen, und doch andererseits bei Regen durch das Föhnwind und -schnee den Zugang zum Jochthal verunmöglicht und doch endlich eine Reihe von Hochtouristen, von der letzten Kautschuk-Station (2751 Meter) ausgehend bis zu den eisbedeckten Gipfeln der Stubai- und Jochthaler Alpen, um helfen von der Föhnwind-Erweichung und unter Umständen werden. Der höchste Gipfel, der mit Benutzung der 2660 Meter hoch gelegenen Winterhütte durch von Sterzing erklimmt werden kann, ist der Hochstein, 3523 Meter, dessen Gipfel man durch das letzte Föhnwindtal sich nähert. Auch besteht hier in der sogenannten „Wölfe“, einer groß-

artigen Schneehöhle des Föhnwindes durch eine überaus wilde Föhnwindstube, polnische Schneeröhre und endlich in kleinen oberhalb der Höhe beginnenden Teil reichlicher Höhe auf die Namen der Jochthaler Gletscherhänge. Auch ist die tatsächliche Bedeutung von Sterzing in Sterben begriffen, trotzdem es sich bereits eines großen Verkehrs erfreut.



Sterzing gegen Süden.

Aber all die erwähnten Umstände bringen wohl daher, daß Sterzing immer länger Zeit einen ungesunden Aufenthalt nehmen und kann hierher irgend einem andern hervorragenden Verkehrsmittelelemente zurückzuführen wird als beliebte Touristenstation und Sommerfrische.

S p r u c h.

Höhe, wenn die höhere Klage, Das ist ein alterd' Ding doch, Das ist nur wenig kurze Tage, Nur kein behel' Ich geist!

H. Ziller.

Die Revisionsreise.

Eine weitere Geschichte

von **Ernst Johann Groth.**

Der Landgerichtsrat Frege war in ungemittelter Stimmung aus der Sitzung nach Hause gekommen. Bei Tisch hatte er kein Wort gesprochen, obwohl die Frau Mut und die Tochter Emma mehrmals Fragen an ihn zu richten wagten. Mit

einer befehligen Schnelligkeit hatte er das Beethof ausgelesen, ohne das vorerfällige Fleisch und die sonstigen Zubereitungen zu lassen; dann war er mit einem kurzen „Gruß“ aufgestanden und in sein Arbeitszimmer gegangen.

Der Vater hat wieder Recht gehabt, dachten sie. Er hat alles hintergeklärt, ohne es recht zu lassen. Das wird ihm wieder Beschwerden machen. Aber die Frau Mut hätte sich, nach der Urtabelle sehr Verstimmung zu fragen; sie wollte, daß er sich möglichst in das Schneefeld seiner Arbeit



Wirtshaus.

verschwiegenheit zurückzuziehen pflegte, wenn sie auf ihn einzureden begann. Mit der Zeit, wenn man ihn ganz in Ruhe ließ und die größte Gleichgültigkeit heuchelte, froh er doch wieder hervor und wurde mittelstam.

Das geschah denn auch, als Frau Bertha ihm mit ihrer Stickerie ins Arbeitszimmer gefolgt war, sich ganz harmlos ans Fenster gesetzt hatte und sich gar nicht um den zwischen einem Aktenstoß umherwühlenden Gatten zu bekümmern schien.

„Es ist empörend,“ rief er endlich, „dieses alte Leckermaul, der Kollege Kommel, hat sich gestern bei irgend einer Abfütterung den Wanst mit Kapannenbraten wieder so vollgestopft, daß er sich krank gemeldet hat und nun vertreten werden muß.“

„Der ist doch nicht in der Strafkammer,“ sagte sie, ohne aufzublicken. „Da wirst du Kommeln doch nicht zu vertreten haben.“

„Er ist nicht in der Strafkammer, aber hat jetzt die Revisionsreisen zu machen, die nicht mehr aufgeschoben werden können; und da muß den Präsidenten der Teufel reiten, daß er mir dieses infame Geschäft vertretungsweise aufgebürdet hat.“

Der Gerichtsrat warf das Aktenbündel auf den Tisch, zog seine Weste mit Heftigkeit herunter und trat, die Hände auf dem Rücken, an das andre Fenster.

„Ich würde das nicht so tragisch nehmen,“ sagte sie besänftigend.

„Von Tragik kann keine Rede sein; komisch komme ich mir in dieser Rolle vor. Es ist mir widerwärtig, einen ahnungslosen Menschen in seinem Neste zu überfallen und ihm von Amts wegen das Fell über die Ohren zu ziehen.“

„Ich habe nie von Rat Kommel gehört, daß er das jemals mit einem Beamten gethan hätte,“ wandte Frau Bertha lächelnd ein. „Was er mir von seinen Revisionsreisen erzählt hat, läßt mich vermuten, daß das Geschäft dort ganz angenehme Seiten haben muß.“

„Natürlich für Menschen wie Kommel, denen es ein Hochgenuß ist, in würdevoller Pose durch die Landstädte zu ziehen, wo so ein unglücklicher Amtsrichter haust, und sich dort wie ein Landgraf huldigen zu lassen. Ich kann das nicht; ich bin kein Mensch von sogenannten liebenswürdigen Umgangsformen, ich kann von mir kein Trara machen und bin keine imponierende Persönlichkeit. Ich verstehe nicht, wie der Präsident dazu kommt, mich auf eine Revisionsreise nach Nasselburg zu schicken!“

„Das soll freilich ein schrecklicher Ort sein.“

„Na, nun wollen wir nicht weiter darüber reden. Es ist nicht mehr zu ändern. Ich habe die Vertretung stillschweigend übernommen und muß die Komödie aus dem ‚zerbrochenen Krug‘ mitspielen.“

Frau Bertha lachte. „Du thust gerade so, als hättest du es mit Leuten vom Schlage eines Dorfrichters Adam zu thun. Ich kann dir immer nur versichern, daß der Rat Kommel stets mit Vergnügen von seinen Revisionsreisen gesprochen hat; ich erinnere mich nicht, daß er jemals mit Unwillen davon erzählt hätte.“

„Wie er es macht, ist mir ein Räthel. Ungehörig-

keiten kommen überall vor; die kann man als gewissenhafter Revisor nicht totschweigen. Wenn ich aber solch ein Amt übernehme, dann laufe ich nicht mit Scheuklappen durch die Aktenstuben und Gerichtszimmer. Da bin ich rücksichtslos, da kenne ich keine Nachsicht, und das giebt Aerger und Verdruß.“

Er griff hastig nach dem Kursbuch auf seinem Schreibtisch und blätterte darin. Eine Eisenbahn nach Nasselburg gab es damals, vor etwa zwanzig Jahren, noch nicht.

„Auf der Landstraße muß man sich heruntreiben,“ brummte er. „Es ist an einem Tage nicht zu machen. Nasselburg liegt eine Meile von der nächsten Bahnstation. Da muß ich mir eine Nacht um die Ohren schlagen. Und mich da allein herumzudrücken —“

„Aber, lieber Franz, dann werden wir mitkommen.“

„Um Gottes willen! Das wäre was, mit der ganzen Karawane nach Nasselburg! Bleib du gefälligst hier. Ich habe keine Lust, auf der Dienstreise auch noch die Verantwortung für dich zu übernehmen.“

„Dann laß wenigstens die Emma mitfahren.“

„Die langweilt sich zu Tode. Wenn ich revidiere, kann ich nicht für ihre Unterhaltung sorgen.“

„Emma langweilt sich nicht; sie nimmt ihr Skizzenbuch mit und wird in dem Städtchen manches finden, was ihr neu und interessant ist; sie kann sich den ganzen Tag mit Zeichnen unterhalten. Soll ich den Koffer schon packen?“

„Koffer? Packen? Das fehlte noch!“ rief er aufschreiend. „Womöglich den großen Korb von der Schweizer Reise!“

„Du mußt doch einen guten Anzug mitnehmen.“

„Fällt mir gar nicht ein, mich zu der Revision wie ein Kikerikihahn aufzuputzen. Hier dieser Rock und diese Hose, die ich an habe — mehr wird nichts mitgenommen.“

„Aber du mußt doch anständig auftreten,“ sagte Frau Bertha händeringend. „Die Nasselburger werden dich nicht respektieren.“

„Das laß meine Sorge sein; die Kerle soll der Teufel holen, wenn ich nicht alles in Ordnung finde. Also nichts weiter als meine Tasche zum Umhängen; da hinein ein Nachthemd, die Pantoffeln, ein Stück Seife, Kamm und Zahnbürste. Auch die Emma nimmt nichts weiter als ihre Tasche mit; sonst danke ich für ihre Begleitung.“

Ein Gerichtsdiener trat ins Zimmer und überreichte dem Rat ein versiegeltes Aktenstück mit der Bemerkung, daß es der Herr Gerichtsrat Kommel übersende; es seien Revisionsakten. Als der Bote verschwunden war und Rat Frege sich an seinen Arbeitstisch gesetzt hatte, eilte Frau Bertha in das andre Zimmer und begann die Reise-Effekten einzupacken. Emma war glücklich, daß sie mitfahren durfte; sie hätte vor Wonne aufjauchzen mögen, aber ein Wink von der Mutter belehrte sie, daß es besser sei, jetzt derartige Ausbrüche zu unterdrücken. Mit dem Vater allein zu reisen, ohne beständige Kontrolle der Mutter, kam ihr wunderbar romantisch vor, auch wenn es nur nach Nasselburg ginge. Ihr war es ganz recht, ohne Koffer zu fahren; sie war dann frei und konnte

nach Behagen umherstreifen. Sie wollte sehr fleißig sein und alles skizzieren, was irgendwie hierfür geeignet sein würde. So ordnete sie denn ihre Habseligkeiten und packte sie in das Täschchen.

Währenddessen hatte der Rat das versiegelte Paket geöffnet und die einzelnen Stücke herausgenommen. Es waren die Personalakten des Amtsrichters Stiebenbach in Nasselburg. Mit einem Gefühl von Unwillen und Spannung begann der Rat das Material zu studieren. Die Revisionsberichte des Kollegen Rommel waren geradezu glänzend. Er lobte Stiebenbachs amtliches Verhalten als Einzelrichter, pries seinen Eifer und seine Fähigkeiten und hob besonders hervor, daß Stiebenbach auch in außeramtlicher Beziehung geradezu das Muster eines Einzelrichters sei.

In seltsamem Widerspruch dazu standen mehrere Beschwerden, die dem Präsidenten zugegangen waren. Aber auch hier hatte Rommel eine kräftige Lanze für den Amtsrichter eingelegt und in den Randbemerkungen die Angriffe energisch zurückgewiesen. An der unglaublichen Verschleppung eines Prozesses sei Stiebenbach völlig schuldlos gewesen. Rommel wies nach, daß das Aergernis durch die Lässigkeit des stellvertretenden Assessors entstanden sei. Als der Amtsrichter von einer Landwehrrüfung zurückgekehrt sei, habe er diese Akten in demselben Zustande gefunden wie bei seiner Abreise, nur mit dem infamen Vermerk des Assessors: „Reproducatur bei der Rückkehr des Herrn Amtsrichters.“

Zu der Notiz des Präsidenten, daß der Amtsrichter seine Landwehrrüfungen, zu denen er schon zehnmal beurlaubt worden sei, nachgerade einstellen könnte, hatte der Rat Rommel bemerkt: er könne nur im Interesse des Dienstes empfehlen, daß sich die Herren so oft wie möglich einziehen ließen. Das militärische Leben wirke auf jeden wie ein Bad der Wiedergeburt; es wirke belebend und erfrischend auf den Geist und die Haltung der Beamten; selbst der eifrigste und begabteste Mensch verkümmere im Aktenstaub. Man sollte der Militärverwaltung Dank wissen, daß sie auch hier der Hecht im Karpenteiche sei.

Zu einer Beschwerde der Schöffen über unwürdige Behandlung hatte Rommel mit Bleistift die Randbemerkung gefügt: „Die Schöffen in Nasselburg sind schwer zu behandelnde Menschen. Der Amtsrichter, dem dabei nicht mal die Geduld reißt, ist keinen Schuß Pulver wert. Man sollte den Stiebenbach nicht so viele Jahre in dem Nest sitzen lassen; selbst mädchenhafte Naturen können in dem kleinstädtischen Milieu wild werden. Stiebenbach hockt jetzt fünf Jahre in Nasselburg; hier gehören ruhige Aktenseelen hin, aber keine triebkräftigen Geister. Wenn Stiebenbach dabei den Flachlandskoller kriegt, so ist das kein Wunder; er gehört in die Großstadt.“

Zu einer Anfrage, ob es ratsam sei, dem Amtsrichter Stiebenbach die Ausbildung eines Referendars anzuvertrauen, hatte Rommel geschrieben: „Ich kann, wenn ich mir die Sache überlege, eigentlich nicht recht dazu raten; aber versuchen kann man es ja.“

Hinter den Personalpapieren des Amtsrichters folgten noch einige Beschwerden über den Gerichtsschreiber Mackebanz und den Gerichtsdiener Pollack,

die sich aber nur grobe Behandlung der Zeugen hatten zu schulden kommen lassen. Auch hier hatte Rommel nur an den Rand geschrieben: „Tout comprendre c'est tout pardonner; die Nasselburger Autochthonen sind eine besondere Species, und die Bauern der umliegenden Dörfer leben noch in mittelalterlicher Dumpfheit.“

In dem Aktenbündel lagen noch einige Zettel, die offenbar aus Versehen hineingeraten waren: Notizen über Jagdergebnisse, Wein- und Speisefarten, Postverbindungen und ähnliche Dinge. Auch ein Brief aus Nasselburg an den Rat Rommel fiel dem Leser in die Hände. Der Brief stammte von dem Wirte des „Gasthauses zur fröhlichen Wiederkunft“ und lautete: „Hochzuverehrender Herr Gerichtsrat, hochwohlgeborener Herr! Euer Hochwohlgeborener wohlwollende Gesinnung, die Sie mir jedesmal bei Ihrer Anwesenheit in Nasselburg haben zu teil werden lassen, ermutigt mich, Euer Hochwohlgeborener die ganz gehorsame Bitte zu unterbreiten, mir gütigst mitzuteilen, wann Sie wieder in unser Städtchen zu kommen gedenken. Sie werden mir diese Frage nicht als bloße Neugier auslegen, da Euer Hochwohlgeborener wissen, wie schwierig es ist, in unserm abgelegenen Orte ohne Vorbereitung ein einigermaßen acceptables Menü zusammenzustellen. Und da ich eine Ehre darin suche, daß Euer Hochwohlgeborener sich stets befriedigt fühlen, so wäre es mir außerordentlich angenehm, wenn ich einige Tage vorher von Ihrem Eintreffen eine kleine Notiz erhalten könnte. Die Hasenjagd hat begonnen. In der nächsten Woche kann ich delikate Schnepfen liefern; der Schnepfenzug soll gut sein; auch Forellen sind mir für nächste Woche angekündigt. Vielleicht gelingt es mir noch, Wildschwein aufzutreiben. Der Honoratiorenrat läßt sich Euer Hochwohlgeborener angelegentlichst empfehlen. In ehrfurchtsvoller Ergebenheit Ihr gehorsamer Andreas Singstock, Hotel zur fröhlichen Wiederkunft.“

Der Gerichtsrat Frege zog die Augenbrauen in die Höhe und stieß einen leisen Pfiff aus.

„Da haben wir den Kaufalnerus,“ sagte er, vor sich hinlachend. „Das sieht dem lieben Kollegen Rommel ganz ähnlich; es ist eben alles Menü bei ihm. Der Andreas Singstock ist ein geriebener Bursche; er kennt seine Leute und versteht sein Geschäft. Der Stiebenbach müßte ein Narr sein, wenn unter solchen Umständen das Amtsgericht nicht jede Revision glänzend bestünde. Wir wollen einmal sehen, wie die Sache verläuft ohne das Menü mit Schnepfen, Forellen und Wildschwein.“

Er stand schnell auf, band die Akten zusammen und schloß sie in den Schrank. Dann griff er nach dem Kursbuch. In einer Stunde ging ein Zug nach der Station Wischnitz bei Nasselburg. Es kam etwas wie ein teuflisches Vergnügen über ihn, und während er noch kurz vorher zaghaft gewesen war, erfüllte ihn jetzt das stolze Gefühl des Gerechten. Niemand durfte etwas von seiner Reise nach Nasselburg erfahren, und so legte er seiner Frau strengstes Schweigen auf. Daß Emma mit ihm fuhr, war ihm ganz lieb; um so weniger würden die Nassel-

burger in ihm einen Revisor vermuten. Schnell tranken beide den Nachmittagskaffee; dann setzten sie sich in eine Droschke und fuhren nach dem Bahnhof.

Die Sonne stand schon tief, als sie in Wischnitz ausstiegen und sich auf den Weg nach dem Landstädtchen machten. Es war ein prächtiger Herbsttag, klare Luft, stahlblauer Himmel, hier und da mit hellen flockenartigen Wolken bedeckt, die am Horizont in gelblicher Farbe schimmerten. Emma ergriff den Arm des Vaters und drückte ihn zärtlich.

„Wie danke ich dir,“ sagte sie freudig, „daß du mich mitgenommen hast! Mir ist zu Mute, als hätte mir jemand etwas sehr Schönes geschenkt.“

„Ihr Mädchen immer mit eurem Schenken,“ sagte der Alte unwillig, „das nimmt gar kein Ende; alles dreht sich bei euch ums Schenken. Den Schenker holt der Henker, und beschenkt ist verrent. Verdienen ist besser als beschenkt werden.“

„Ach, es giebt doch so viele Dinge,“ entgegnete sie feusend, „die man sich nicht verdienen kann, und die einem nur geschenkt werden. Die Mutter meint auch, sie hätte dich gar nicht verdient; sie betrachtet dich wie ein Geschenk des Himmels.“

„Das sind Dummheiten, mein liebes Kind,“ sagte der Herr Rat, indem er sich den kurzgeschuitenen grauen Vollbart rieb.

„Guch hat doch der reine Zufall zusammengeführt,“ fuhr sie nach einer Weile fort. „Wenn Mama nicht in der Königsstraße auf ein Stück Apfelsinenschale getreten, ausgeglitten und in deine Arme gefallen wäre, so hättest ihr euch gewiß nie kennen gelernt.“

Der Herr Rat blieb stehen, hob den Zeigefinger in die Höhe und sagte, während er sie ernsthaft ansah: „Also, liebes Kind, sieh dich vor den Apfelsinenschalen vor; es ist schon manche drauf getreten und ausgeglitten, ist aber nicht aufgefangen worden.“

„Ja, es giebt unhöfliche Menschen genug. Ich glaube, Herr Rat Nonnkel gehört auch zu ihnen; sonst wäre er nicht Junggefelle geblieben.“

Sie schritten munter vorwärts. „Sieh das einsame Gehöft da — wie schön, wie malerisch!“ rief Emma an einer Stelle des Weges.

Sie wies mit der Hand auf ein Bauernhaus, das rechts von der Chaussee lag, von Bäumen und Sträuchern umgeben.

„Das möchte ich skizzieren, ganz schnell; setz dich, bitte, so lang auf die Deichsel der Chausseewalze, lieber Papa. Ich bin in ein paar Minuten fertig.“

Sie standen an dem Kreuzungspunkte zweier Wege. Links lag ein Wäldchen, aus dem der Weg nach dem Gehöft führte. Der Alte setzte sich gern auf die Deichsel, denn sie waren schon eine ziemlich große Strecke gewandert; auch war ihm in Bezug auf die Revision manches eingefallen, was er sich noch notieren wollte. Mittlerweile war die Sonne untergegangen, und leichte Dämmerungsschatten breiteten sich über das Gelände. So saß denn der Herr Rat eifrig schreibend da, während Emma mit ihrem Skizzenbuch mitten auf der Chaussee stand und die kleine Idylle zu zeichnen versuchte.

Plötzlich hörten sie vom Walde her Wagen-gerassel, Peitschengeknall und lautes Rufen, und noch

ehe sie sich dessen versahen, sprengte ein Reiter, ein dicker Mensch mit aufgedunsenem, von Schmissen durchkreuztem Gesicht, auf die Chaussee und brüllte mit mächtiger Vierstimmigkeit: „Plas, Plas dem Landvogt!“ Und hinter ihm her kam ein Wagen gejagt mit einer Zickzackrichtung, als seien Pferde und Kutscher betrunken.

Emma hatte gerade noch Zeit, in den Chaussee-graben zu springen.

„Netter Käfer das!“ schrie der Reiter. Und der Herr im Wagen beugte sich vor und winkte ihr huldvoll zu. Es kamen noch zwei Wagen hinterher gefahren, in denen singende, augenscheinlich sehr angeheiterte Herren saßen. Auch sie nahmen mit Behagen Notiz von dem jungen Mädchen, das in den nassen Graben gesprungen war und mit Entsetzen fühlte, wie ihr das Wasser in die Schuhe drang. Endlich war die mächtige Staubwolke verflogen; Emma wagte sich wieder hervor und eilte auf die andre Seite der Chaussee, wo der alte Herr hinter der Chausseewalze Posto gefaßt hatte. Bei jedem Schritte hörte sie es in ihren Schuhen quietschen.

Der Alte bebte vor Wut. „Das sind hier ja nette Zustände! Wenn man nur wüßte, wer die Kerle gewesen sind! Denen müßte man sofort den Gendarm auf den Hals schicken. Da hört doch die Gemütslichkeit auf!“

Emma sprach kein Wort; sie setzte sich ruhig auf den Grabenrand, holte aus ihrem Täschchen ein Paar trockene Strümpfe hervor, wechselte die mit den nassen und wollte weiter zeichnen.

Aber mit dem Humor des Alten war es nun zu Ende. „Ich habe keine Lust,“ rief er, „mich hier über den Haufen rennen zu lassen. Laß jetzt die Allotria und komm weiter.“

Emma steckte ihr Skizzenbuch ein, und beide wanderten mit beschleunigten Schritten vorwärts, bis sie bei einer Biegung der Chaussee das Städtchen vor sich liegen sahen.

Noch ehe es dunkel war, kamen sie dort an, erkundigten sich nach einem Gasthause und wurden in das Hotel „Zur fröhlichen Wiederkunft“ gewiesen, als das einzige, wo anständige Leute übernachten könnten.

Der Wirt begrüßte sie höflich, aber doch mit einem Gesichtsausdruck, als wollte er sagen: Ihr Fremdlinge kommt nicht einmal zu Wagen! „Haben die Herrschaften keine Bagage?“ fragte er etwas verwundert.

„Wir sind Touristen,“ antwortete der Herr Rat, „und gedenken morgen wieder weiterzuziehen.“

„So, so,“ stötte der Wirt. „Ja, Raffelsburg ist in diesen Tagen viel von Touristen besucht worden — es scheint etwas in Mode zu kommen. Der Blick vom Galgenberg über den Judenkirchhof ist einzig in seiner Art — das müssen Sie sehen. August, führen Sie die Herrschaften auf Zimmer vier und fünf — die liegen nach hinten; es ist Ihnen doch gleich, ob nach hinten oder nach vorn?“

„Ganz gleich, natürlich — wenn wir uns nur mal die Hände waschen können,“ sagte der Rat mit einem gewissen Humor.

ein
iffen
üllte
und=
jagt
und

ffee=

der
ihr
rher
an=
Be=
den
egen
ang.
gen ;
die
nter
dem
hen.
ja
die
den
die

thig
ein
mit

mun
über
tria

eide
rts,
hen

an,
den
ge=
der=

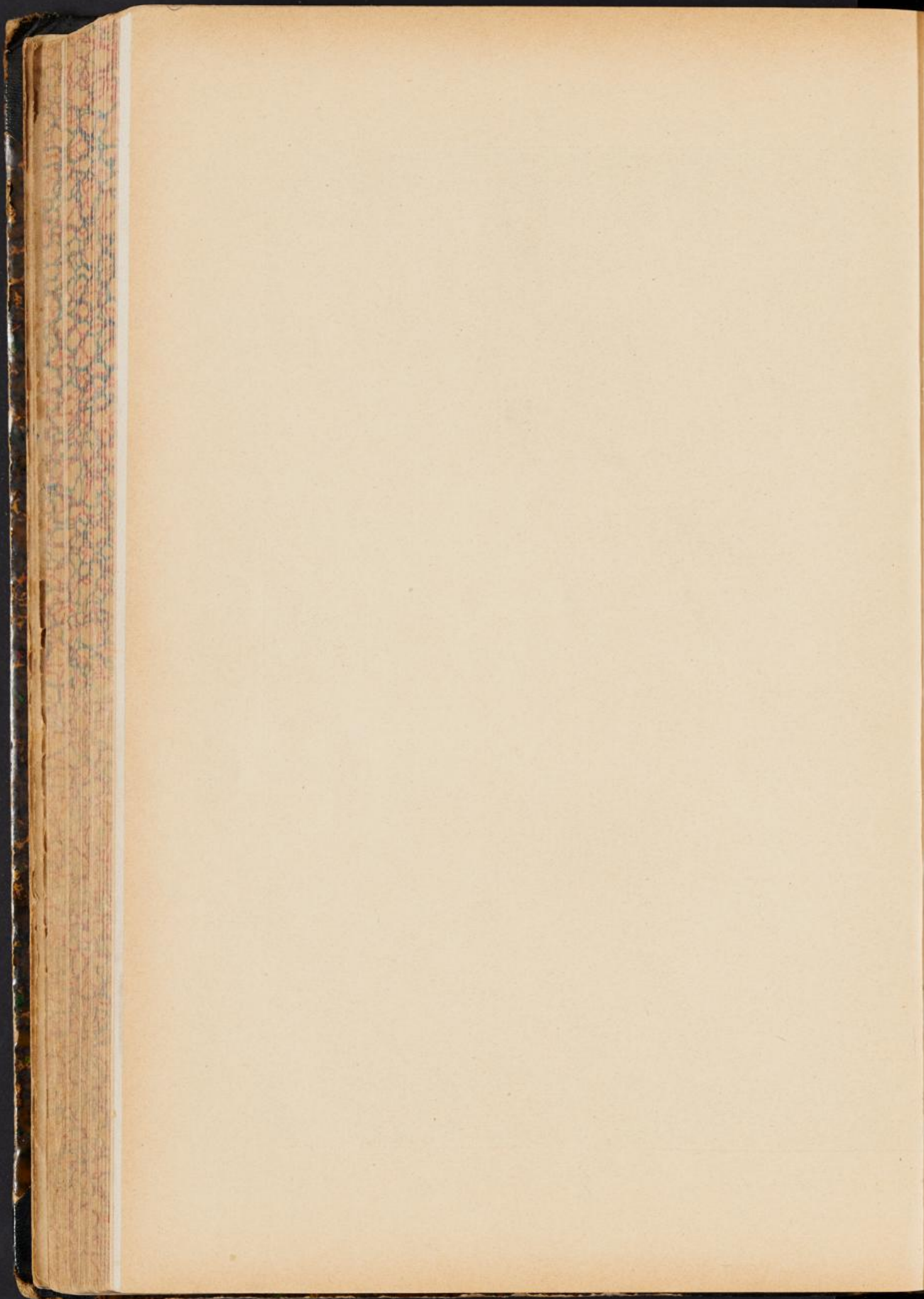
mit
Zhr
ben
was

lat,

urg
ucht
ten.
hof
ten.
ner
ift
a?"
nur
mit



Ein Sch zu Ehren Albrecht Dürers. Nach dem Gemälde von Eduard de Jans.



ro
wo
be
qu
et
(
ge
m
ef
M
do
ho
L
m
vo

be
"
ut
hi
er
di
ne

er

fi
m
ir
se
de
fo
su
(
de
er
ge
fu
er

do
a

E
li
fo

d
fr

fo
d
er
fi
d
d
9
&

Die Zimmer waren nicht übel, hoch und geräumig, die Bettwäsche sauber und trocken. Emma war froh, die nassen Schuhe von den Füßen zu bekommen; auch der Herr Rat machte es sich bequem und zog die Pantoffeln an. Dann ließ er ein einfaches Abendessen heraufbringen und rief Emma in sein Zimmer. Sie war glücklich, einmal ganz allein in einem Hotelzimmer zu wohnen und nun beim Vater, wie auf Einladung, zu Abend zu essen. Ihr leuchteten förmlich die Augen vor Wonne. Auch das Gefummel der Stimmen und das Gelächter, das von unten aus der Gaststube heraufschallte, hatte etwas Anheimelndes. Und wenn so eine bellende Lachsalbe erscholl, die kein Ende nehmen wollte, mußte sie mitlachen, und der Alte sicherte dann auch vor sich hin.

Als wiederum eine dröhnende Lachsalbe zu den beiden Gästen hinaufschallte, meinte Emma vergnügt: „Ich glaube, die Leute sind hier lustiger als bei uns. So laut habe ich in Berlin noch nie lachen hören. Sie müssen sich doch sehr komische Geschichten erzählen — vielleicht aus den ‚Fliegenden Blättern‘ die Geschichte von dem Kienöl, Papa, über die wir neulich so lachen mußten.“

„Ja wohl, ‚Fliegende Blätter‘ und Kienöl,“ rief er heiter, „solche Witze werden's wohl sein!“

„Ich werde nun in meine Stube gehen,“ sagte sie nach einer Weile, „und meine Skizze fertig machen. Schlaf wohl, liebster Vater.“ Sie huschte in das Nebenzimmer, während der Herr Rat wieder seine Revisionsnotizen vornahm und den Lärm aus der Gaststube nicht mehr zu hören schien. Allmählich kam jedoch die Müdigkeit über ihn, und er legte sich zu Bett. Aber das Stimmengewirr, das brüllende Gelächter und rohe Singen wurden immer ärger; dabei zu schlafen war unmöglich. Der alte Herr ertrug es geduldig eine halbe Stunde, sogar eine ganze Stunde, dann aber sprang er aus dem Bette, fuhr in die Kleider und drückte an die Klingel, bis er eilige Schritte die Treppe heraufkommen hörte.

Der Wirt trat mit lächelnder Miene ein.

„Herr,“ rief der Rat, „wenn dieses Gebrülle da unten noch weitergehen soll, dann bitte ich mir andre Zimmer aus!“

„Bedaure außerordentlich; es ist leider kein Zimmer mehr frei. Die Hotelgäste kommen gewöhnlich alle herunter und nehmen an dem heiteren Zusammensein teil. Dürfte ich vielleicht bitten?“

„Ich danke für die Gesellschaft!“

„O, ich bitte um Entschuldigung, es ist bei mir die erste, die beste Gesellschaft,“ sagte der Wirt gekränkt, „der Herr Amtsrichter —“

„So, der Herr Amtsrichter?“

„Ein herrlicher Mann; den müssen Sie kennen lernen; der ist großartig, der ist unbezahlbar! Was der für Kunststücke macht! Dagegen ist Belladini ein Waisenknaube. Hören Sie nur! Jetzt reiten sie auf den Stühlen um den Tisch; es sind alle dabei, sein Adjutant, der Herr Referendar Schorlopp, der Tierarzt Willrich, der Apotheker Ribewanz, der Rektor Krumbügel und noch andre Honoratioren. Heute sind sie besonders lustig, denn der Herr

Amtsrichter hat seinen ersten Hasen geschossen, und wer mit ihm, das heißt mit dem Hasen in der Hand, nach dem Feuerzauber noch auf der Dielenrinne gehen kann, ohne zu torkeln, der kriegt ihn — na, wie wäre es?“

„Daß dich — soll denn auch noch Wagnersche Musik gemacht werden, — was wollen Sie mit dem Feuerzauber?“ fragte der Herr Rat ganz entsetzt, während er sich fröstelnd den Ueberzieher anzog.

„Der Feuerzauber würde Ihnen auch gut thun. Das ist ein vom Herrn Amtsrichter erfundenes Getränk: Burgunder, Cognac und Rheinwein aufgekocht. Ich sage Ihnen, da fliegen sie nur so untern Tisch. Uebrigens, Wagnersche Musik machen sie auch noch; ja, bei uns geht's immer fidel zu. Meine Frau hat schon die Kochdeckel, die Kupferkessel, die Gießkannen und was weiß ich bereitstellen müssen; das kommt aber erst bei der Götterdämmerung.“

„Wann ist denn die?“ fragte der Rat mit stieren Blicken.

„Das kommt darauf an, wie lang es der Herr Referendar aushält; der hat sich schon auf der Jagd die Nase beschüttet und konnte kaum noch reiten. Hören Sie? Jetzt hält er die Kritik über den Kavallerie-Angriff ab. Ich sage Ihnen, das ist zum Langlegen — das müssen Sie hören! Na, seien Sie kein Störenfried,“ fuhr der Wirt geschwätzig fort, „so ein richtiger Touriste, der muß doch auch das Volksleben ein bißchen kennen lernen. Wir Nasselburger sind noch vom alten Schlage; hier können Sie Studien machen.“

„Jetzt lassen Sie mich in Ruh!“ rief der Rat wütend. „Schicken Sie eine Tasse Kaffee herauf oder besser zwei, denn meine Tochter wird wohl auch vorziehen, zu wachen, bis das sogenannte gemüthliche Zusammensein da unten zu Ende ist.“

Die Nacht war gräßlich. Erst in früher Morgenstunde war es möglich, ungestört zu schlafen. Um neun Uhr wollte der Herr Rat aufs Amtsgericht gehen, aber er hatte verschlafen, und so trat er seinen Revisionsgang erst um zehn Uhr an, man kann nicht sagen, in rosigter Stimmung. Emma dagegen schien das Nachterlebnis viel Vergnügen bereitet zu haben. Auf dem Marktplatz vor dem Amtsgericht, einem alten, müden Hause, trennte sie sich vom Vater und wanderte mit ihrem Skizzenbuch aufmerksam durch die engen, winkligen Gassen.

Währenddes war der Herr Rat in das Haus getreten; er stieg eine Treppe hinauf und sah sich forschend um. Er klopfte an verschiedene Thüren, aber niemand meldete sich. Endlich steckte der Gerichtsdienner den Kopf durch eine Thürspalte und rief: „Nummer rin, ohne anzukloppen! Was wollen Sie denn?“

Das ist also der Gerichtsdienner Pollack, dachte der Herr Rat; er schien dem Diener nicht zu imponieren, dann konnte man das Weitere abwarten.

„Ich hätte gern einige Auskunft gehabt,“ sagte der Rat fast ängstlich.

„So, Sie sind wohl vom Lande? Na, dann setzen Sie sich man da auf die Bank, wo die olle

Frau sitzt, und warten Sie, bis der Herr Sekretär kommt."

Pollack hatte eine Thür geöffnet, schob den Fremden in das Vorzimmer zur Amtsstube und verschwand. Der Herr Rat setzte sich, ohne eine Miene zu verziehen, neben das Bauernweib und fragte:

"Die Amtsstunden fangen doch schon um neun Uhr an; hier ist ja aber noch niemand im Bureau?"

"Jo, id' sütt hie schon seit nägen. Awer," fuhr sie, mit dem Finger warnend, fort, "moken Sei man keine Sperenzkens hier; der Pollack is 'n krätscher Kerl, der versteiht kein' Spaß nich. De Herrens warn schon komme; dat is nu mol nich anders; wi hebbe jo ook Tied."

Dem Rat kam die ganze Lage, in der er sich hier befand, sehr seltsam vor; aber ihm blieb nichts weiter übrig, als die Sache vorläufig mit Humor aufzufassen. Die alte Frau hatte ihn bald mit ihrem ganzen Prozeß, der sich um eine Ziege drehte, bekannt gemacht. Er sah daraus, mit welcher Machtvollkommenheit der Herr Gerichtsschreiber in diesem Bezirke herrschte, und wie Pollack geradezu der Schrecken des ganzen rechtsuchenden Landvolks war.

Nach einer geraumen Zeit trat der Herr Gerichtsschreiber ins Zimmer, eine lustige Melodie vor sich hinpfeifend. Er schritt gravitatisch mit dem Hut auf dem Kopfe durch den Warteraum, ohne auf die Bank an der Wand einen Blick zu werfen, ging in das Amtszimmer, räusperte sich wie ein Tyrann und schneuzte sich umständlich. Dann zündete er sich eine Zigarre an und setzte sich behaglich in seinen Ledersessel.

"Pollack," rief er, "kommen Sie mal her, Sie Cerberus."

Pollack erschien.

"Sehen Sie mal nach, ob nebenan bei Nies frisch angestochen ist; er soll aber gut einfüllen, der alte Gauner; den Schaum schenk' ich ihm. Sind Leute da?"

"Wieder die olle Kroppsche aus Pegelow und noch einer."

"Noch einer? Wer ist das? Woher? Was will er?"

"Er will Auskunft haben."

"So? Da fragen Sie gefälligst den Mann aus dem Nubierlande, was er für Auskunft haben will."

Pollack kam und fragte, aber der Fremde sagte ruhig und höflich: "Die Frau hier ist vor mir dagewesen; wollen Sie die zuerst abfertigen." Pollack ging zurück und überbrachte die Antwort.

Der Herr Gerichtsschreiber stand auf, trat in die Thür und sagte herrisch zu dem Manne auf der Bank: "Sie wollen Auskunft haben? Kommen Sie mal herein."

Der Fremde wiederholte seine Antwort.

Da brauste der Herr Gerichtsschreiber auf: "Hören Sie mal, alter Freund, wenn ich hier sage, daß Sie zuerst an die Reihe kommen, so haben Sie gefälligst zu schweigen. Das habe ich zu bestimmen, wer warten soll und wer nicht. Ist gut, nun sollen Sie warten. Kommen Sie herein, Frau Kropp!"

"Hebb id's Ihne nich seggt?" flüsterte die Frau, "hier mott man dat Mul holle."

Die Verhandlungen zwischen dem Gerichtsschreiber Mackedanz und der alten Frau boten dem Herrn Rat eine Fülle sehr interessanter Einblicke in das Nasselburger Gerichtsverfahren.

Plötzlich ertönte auf dem Marktplatz eine Trillerpfeife. Mackedanz sprang ans Fenster und rief hinaus: "Es ist nichts von Bedeutung, Herr Amtsrichter; was hier ist, besorg' ich allein, der Herr Referendar ist auch nicht hier."

"Ei, daß dich die Schwerenot!" dachte der Herr Rat, "die scheinen sich diesen Tag besonders ausgewählt zu haben." Die Sache wurde ihm immer ungemütlicher; auf diese Art die Rolle des Lauschers spielen zu müssen, war ihm im höchsten Grade zuwider. Fast bedauerte er es, Nasselburg so meuchlings überfallen zu haben. Was hatte er schon seit gestern für unangenehme Dinge erlebt! Die Scene auf der Chaussee, die grauenhafte Nacht im Gasthose und nun diese Zustände in der Gerichtsstube! Er wußte nicht, ob er ruhig wieder fortgehen oder wie ein Gewitter dazwischenfahren sollte. Als er aber hörte, wie der Herr Gerichtsschreiber mit der alten Frau verfuhr, wie er sie unter Schimpfen wieder fortschickte, da stand er schnell auf, trat mit großen Schritten ins Gesprächszimmer und rief mit scharfer Betonung:

"Nun habe ich genug von dieser Komödie hier gesehen."

"Was wollen Sie? Wer sind Sie?" brüllte Mackedanz.

"Ich bin der Landgerichtsrat Frege und bin hergekommen, um das Amtsgericht zu revidieren." Dabei zitterte der alte Herr vor Aufregung.

Der Gerichtsschreiber taumelte zurück, wurde leichenblau und sank auf seinen Drehstuhl. Pollack fragte sich hinter den Ohren und wollte wegschleichen, aber der Gerichtsrat rief ihm donnernd zu: "Hierbleiben! Sonst sind Sie die längste Zeit im Amte gewesen." Er gab seine Wahrnehmungen sogleich zu Protokoll und revidierte die Gerichtsstube, soweit das ohne die Anwesenheit des Amtsrichters möglich war.

*

Während dieser Begebenheiten war Emma durch das Städtchen geschlendert, hatte die Anlagen gefunden und dort einige Skizzen von Baumgruppen angefertigt. An einem Wege sah sie ein paar kleine Häuser, die mit ihren winzigen, grünlich schimmernden Fenstern, den verfallenen Lehmwänden und schiefen Dächern ihr Interesse besonders fesselten. Ein alter Ziehbrunnen stand auf dem Plage, und zwei Kinder waren beschäftigt, einen Topf mit Wasser zu füllen. Die Scene war niedlich, und Emma setzte sich sogleich auf einen alten Baumstumpf am Wege und rief den Kindern zu, sie möchten eine Weile ganz stille stehen, sie wolle sie abzeichnen. Sie hoffte, daß das den Kleinen auch Spaß machen würde, aber sie erreichte mit ihren Worten gerade das Gegenteil; sie erhoben ein entsetzliches Geschrei und rannten nach der nächsten Hütte. Dabei fiel das

Kleinste mit dem Topfe hin, so daß dieser in Scherben zerplitterte.

Emma lief sogleich hinterher, um das schreiende Kind aufzuheben. In demselben Augenblicke stürzte auch schon ein schmutziges Weib im Unterrock und mit Nachtmütze aus der Kate, schwang wütend die Fäuste und schüttete eine wahre Flut von Schimpfreden und Schmähungen auf das sprachlos dastehende Mädchen. Andre Weiber kamen neugierig aus den Häusern; die Hunde fingen an, wütend zu bellen, und die Kinder verdoppelten ihr Geschrei.

Emma konnte sich mit dem aufgeregten Weibe nicht verständigen, sie merkte aber, daß es sich in der Hauptsache um den zerbrochenen Topf handelte. So griff sie denn schnell in die Tasche und wollte den Topf bezahlen; sie suchte und suchte, aber sie hatte ihr Geldtäschchen im Gasthose liegen lassen. In ihrer Angst nahm sie einen kleinen Ring, ihren Einsegnungsring, vom Finger.

„Ich habe kein Geld bei mir,“ sagte sie ganz eingeschüchtert; „ich lasse Ihnen diesen Ring als Pfand; ich werde wiederkommen und den Topf bezahlen.“

Das Weib nahm den Ring mit argwöhnischen Blicken, die andern Weiber drängten sich heran und prüften den Ring.

„Dat's Messing,“ sagte die eine, „Gold ward se di nich gewe.“

Das Weib jammerte, der Topf hätte fünfunddreißig Pfennige gekostet, es wäre ihr bester Topf, sie hätte ihn auf dem letzten Jahrmarkt zu Johanni gekauft, sie würde die Polizei rufen.

Emma war in entsetzlicher Verlegenheit; mit solchen Weibern konnte sie nicht fertig werden. In diesem Augenblick kam ein Herr auf die Gruppe zu. Emma eilte ihm entgegen und sagte mit zitternder Stimme: „Ach Gott, nehmen Sie sich doch meiner an. Ich wollte die Kinder abzeichnen, dabei ist ein Topf zerbrochen worden — ich habe kein Geld bei mir; den Ring, den ich den Frauen als Pfand angeboten habe, halten sie für Messing.“

Als die Weiber den Herrn Amtsrichter sahen, verschwanden sie schleunigst in ihren Katen; nur die Besitzerin des Topfes blieb zurück.

„Hier haben Sie fünfzig Pfennige,“ rief er, „geben Sie sofort der Dame den Ring wieder! Was ist das für eine unverschämte Art, Fremde so anzuschreien! Ich habe den Lärm bis in die Anlagen gehört. Schert euch nach Hause, sonst schieß ich euch den Pollack auf den Hals.“

Das Weib nahm die Kinder an die Hand und schlich davon.

„Ja, so ist das Volk hier,“ sagte er zu Emma; „mit faulsten Mitteln ist gar nichts auszurichten. Ein abergläubisches Gesindel! Die haben sicher geglaubt, Sie wollten mit Ihrem Zeichnen die Kinder verrufen, wie sie das nennen, das heißt, ihnen irgend eine Krankheit oder ein andres Unglück aufsteufeln oder auferen.“

„Du göttiger Himmel,“ erwiderte Emma aufatmend, „ich und beheren!“

Stiebenbach sah ihr schelmisch in die Augen und

sagte: „Nun, für so ganz unmöglich halte ich das gerade nicht.“

Emma schien diese Worte zu überhören und fuhr fort: „Sehen Sie, hier ist mein Skizzenbuch. Da sind auch schon einige Sachen aus Rasselburg, hier dieses alte Thor an der Stadtmauer, dort die Birkenallee und die Buchen am Teiche.“

„Gi, sehen Sie mal! Ich hätte nicht geglaubt, daß wir hier etwas zum Malen hätten; das sieht ja ganz poetisch aus.“

„O, das Bildchen da oben am Ziehbrunnen wäre noch hübscher geworden,“ antwortete sie eifrig. „Aber gerade mit den besten Motiven habe ich Unglück. Schon gestern, als ich von der Chaussee eine malerisch gelegene Bauernhütte zeichnen wollte, da kam ein Wagen mit betrunkenen Männern angejagt, so daß ich mich nur durch einen Sprung in den Chausseegraben retten konnte, und der war obendrein noch jumpfig.“

Der Herr zuckte zusammen und drehte verlegen an seinem Schnurrbart.

„Ah, allerdings,“ sagte er stockend, „das ist fatal, aber glauben Sie mir, mein Fräulein, es war Schuld des Kutschers, lediglich, gewiß. Es ist schauerhaft, daß mir das passiert ist! Ich wußte doch gleich, daß ich Sie schon irgendwo gesehen hatte — ich hatte Ihr Bild so im Fluge aufgenommen, aber — verzeihen Sie — wirklich dieser Müpel von Kutscher — daß Sie da in den Graben stüchten mußten, ist mir wirklich sehr peinlich. Ich muß Ihnen die Wahrheit sagen, ich sah nämlich in dem Wagen.“

„Nun, dann sind wir ja quitt,“ rief Emma lachend, während sie weitergingen. „Hier haben Sie mir Ihre Hilfe geboten, wo ich in großer Angst war, und dafür dank' ich Ihnen sehr. Das sind wirklich böse Weiber.“

„O, die sollten Sie kennen und mit dieser Gesellschaft verhandeln und jahrelang sich herumärgeren müssen; das macht einen mürrischen, müden, stumpfsinnigen — und die Leute, mit denen man hier verkehrt, sind ebenso. Nur durch Tollheiten kann man sich aus diesem Zustande der geistigen Dede mal wieder aufrütteln.“

„Das Leben in der kleinen Stadt hat doch auch manche Reize?“

„Gewiß, wenn man es aus der Perspektive ansehen kann. Das thut man denn auch in der ersten Zeit. Man denkt: na, die Metamorphose dauert nicht lange, sie muß durchgemacht werden; nachher fliegt man doch wieder fort. Wenn man aber jahrelang in solchem Nest zu bleiben aus amtlichen Gründen gezwungen ist, viele Jahre, dann wird die Schwungkraft immer lahmer und lahmer, die Kreise werden immer enger und die Flughöhe immer kleiner. Und mit einemmal sitzt man, ehe man sich's versteht, mitten drin in dem alten Hühnerhof, wühlt sich, wie die andern, im Sande seine Kaula aus, spreizt die Federn, sonnt sich, guckt nach dem Himmel und schaut neugierig hin, wenn mal so ein Zugvogel über das weite Himmelsgewölbe dahinstreicht. Ach, da lebt das Glend wieder mit Gewalt auf, es packt



Die Familie Niedermair. Nach der Gemälde von Philipp Sporer.

Photogravirung von Franz Gutzberg in Wien.

einen der Menschheit ganzer Jammer. Und sehen Sie, so geht es mir nun, wo ich Sie mit dem Stützenbuch in der Hand durch diesen Ort wandeln sehe.“

„Ach Gott, halten Sie mich nur nicht für ein umherstreifendes Mädchen,“ sagte Emma halb ängstlich, halb bittend.

„Sie sind doch, mein Fräulein, mit Ihrem Herrn Vater auf einer Rundreise, nicht wahr? Der Hotelwirt sagte es uns wenigstens; wir wußten, daß Sie über der Gaststube wohnten.“

„Ei, dann war die lärmende Musik gestern wohl eine besondere Aufmerksamkeit für uns?“ fragte Emma lachend.

„Nun, offen gestanden, ein bißchen ärgern wollten wir Ihren Herrn Vater, weil er sich so geflissentlich von uns fern hielt. Sonst bilden alle Gäste immer eine gemüthliche Tafelrunde mit uns, aber Sie hatten es stolz abgelehnt; das ärgerte uns, und daher war der Lärm größer als sonst.“

„Das ist aber böshaft. Mir freilich war diese komische Musik sehr belustigend, aber dem armen Vater wurde dabei ganz schlimm. Er ist nicht einmal dazu gekommen, seine Revisionsnotizen ordentlich durchzulesen.“

Der Herr horchte auf.

„Revisionsnotizen?“ fragte er zögernd.

„Ja. Ich sollte eigentlich nicht davon sprechen, aber da Sie so gütig zu mir gewesen sind, so will ich Sie doch nicht in einem falschen Glauben lassen. Wir sind gar keine Touristen.“

„So, Sie haben hier Geschäfte in Nasselburg?“

„Mein Vater ist der Landgerichtsrat Frege; er ist hierher geschickt worden, um das Amtsgericht zu revidieren.“

Stiebenbach stand da mit aufgerissenen Augen, wie versteinert. „Himmeldonnerwetter!“ rief er. Dann schoß ihm das Blut in den Kopf, er fuhr mit den Händen aufgeregter in die Taschen, riß die Uhr hervor, rang eine Weile unentschlossen mit sich — dann stürzte er, ohne Emma ein Wort zu sagen, wie verfolgt von dämmern. In wenigen Augenblicken war er verschwunden.

Emma schaute ihm ganz verdutzt nach. Ihr wurde etwas unheimlich zu Mute, und sie eilte durch die engen, winkligen Gassen wieder zurück nach dem Gasthose zur fröhlichen Wiederkehr. Sie brannte darauf, ihrem Vater das ganze Erlebnis zu erzählen. Als sie aber in sein Zimmer trat, sah er zwischen einem mächtigen Haufen Akten, und er war so in das Studium vertieft, daß er sie nicht kommen hörte. Sie wußte, daß sie ihn jetzt nicht stören durfte; so setzte sie sich still an das Fenster und arbeitete, so gut es ging, an ihren Skizzen.

Mittlerweile war Stiebenbach schweißtriefend, atemlos im Amtsgericht angelangt. Im Hausflur stand Frau Pollack, rot im Gesicht, mit dem Schrubber in der Hand und scheuerte, daß das Wasser nur so spritzte. Ihre Tochter war auf eine Leiter geklettert und putzte hastig die Fenster. Im Wartezimmer stand Pollack, umgeben von mächtigen Stößen alter Aktenstücke und schlug mit einem Klopfer drauf, daß

die Staubwolken wie dichter Qualm aus den Fenstern zogen. Als er den Amtsrichter bemerkte, ließ er die Arme sinken, sah ihn mit gläsernen Augen an und sagte im Tone völliger Verzagtheit: „Ach, du lieber Gott, Herr Amtsrichter, was wird das werden? Du is allens Eßig. Der neue Herr Revisor, der Herr Landgerichtsrat, ist eben hier gewesen.“

Stiebenbach stürmte in die Amtsstube. Ein seltsamer Anblick: der Herr Referendar Schorlopp saß eifrig schreibend da; ein konvulsivisches Zucken ging zuweilen durch seinen dicken Körper. Er sah den Amtsrichter von der Seite an und blies die Backen auf, während er mit der rechten Hand eine Bewegung machte, als wollte er sagen: „Das war 'ne nette Ueberraschung, aus dem Bette haben sie mich geholt — der verdammte Feuerzauber — o jerum, jerum!“

Der Gerichtsschreiber Mackedanz stand kreidebleich da; er mußte sich an dem Ledersessel festhalten, so zitterten ihm die Beine. Es war schwer für Stiebenbach, aus diesem verstörten Menschen zusammenhängende Antworten herauszubekommen, nur so viel hörte er, daß der Herr Landgerichtsrat ihn um zwölf Uhr, nach Schluß der Dienststunden, zu sprechen wünsche. Er trat in sein Zimmer; sein Blick flog über die Akten. Er atmete auf. Der Revisor hatte den Stoß mit den unerledigten Sachen liegen lassen. Sogleich machte er sich daran, noch so viel wie möglich Reste aufzuarbeiten. Aber er konnte kaum schreiben, so zitterte ihm die Hand. Herr des Himmels, was war das für eine Blamage! Er stand auf und ging aufgeregter im Zimmer hin und her. Sonst war er unter der Hand von jeder Revision benachrichtigt worden — und nun diese unerwartete Revision und dazu ein neuer Revisor! Wäre er wenigstens im Amtszimmer gewesen, aber dieser infame Mackedanz — wie konnte er ihm zurufen, es sei nichts von Bedeutung da! Stiebenbach suchte festzustellen, welche Akten sich der Herr Revisor nach dem Gasthof hatte kommen lassen. Es waren, Gott sei Dank, mehrere Zivilprozesse, die nach Stiebenbachs Meinung wenig Anlaß zu tadelnden Bemerkungen geben konnten. Aber die Reste, die Reste! Er setzte sich wieder an den Schreibtisch — doch seine Gedanken waren nicht bei der Sache. Er las und las, aber er fand keinen Zusammenhang; die Auslagen der Frau Kropf aus Pegelow und anderer Weiber wurden ihm nicht klar. Dieses verdammte Weibervolk! Er stand wieder auf und ging hin und her — Herr Gott, die Geschichte auf der Chaussee und während der Nacht der Madau im Gasthose — das war ja eine nette Einleitung zu der Revision. Die junge Dame war also seine Tochter — hätte er das nur früher gewußt — wie sie in den Anlagen so rührend vor ihm stand und ihn mit ihren großen blauen Augen bittend ansah — so ein entzückendes Mädchen! Stiebenbach hätte sich ohrfeigen mögen. Er setzte sich wieder an den Arbeitstisch, aber die Mädchengestalt huschte ihm beständig über das Papier; es wollte mit der Arbeit nicht recht vorwärts gehen.

Währenddessen war Emma eifrig mit ihren Zeichnungen beschäftigt. Der Vater sah noch immer da,

ganz in das Studium der Akten versunken. Nur zuweilen horchte sie auf, wenn der alte Herr vor sich himmelmelte: „Ist nicht übel“ oder: „Hab' mir's schlimmer gedacht“ oder: „Sein Glück, daß die Sache in Ordnung ist!“ Als er das letzte Aktenstück durchgelesen hatte, sagte er vor sich hin: „Gut, unzweifelhaft ein ganz tüchtiger Mensch; schade, daß der hier so versumpft. Es ist nicht viel auszusagen, aber die Unpünktlichkeit will ich ihm denn doch unter die Nase reiben. Da hört denn doch die Gemüthlichkeit auf!“

In diesem Augenblick klopfte es, und der Amtsrichter Stiebenbach trat ins Zimmer mit einer Schüchternheit, die nicht recht zu seiner ansehnlichen Erscheinung passen wollte. Er stellte sich vor, bat um Entschuldigung, konnte aber die richtigen Worte nicht finden und blickte Emma, die vor Ueberraschung erröthete, wie um Hilfe stehend an.

Emma stand auf, reichte ihm zur Verwunderung des Vaters die Hand und sagte stockend: „Lieber Papa, der Herr Amtsrichter hat mich aus einer schauderhaften Verlegenheit befreit. Denke dir, ich wurde da draußen bei den Anlagen, wo ich zeichnete, von ein paar wütenden Frauen geradezu ausgeschimpft. Ich sollte einen Krug bezahlen, den die Kinder zer schlagen hatten, aber ich hatte keinen Pfennig bei mir, und da hat mir der Herr so bereitwillig ausgeholfen. Was haben Sie doch für mich ausgelegt, Herr Amtsrichter?“

Aber ich bitte Sie, mein gnädiges Fräulein,“ sagte Stiebenbach aufatmend, „ich konnte Sie doch nicht in den Händen dieser brutalen Weiber lassen.“

„Was ist denn das nun wieder für eine Geschichte?“ fuhr der Gerichtsrat unwillig dazwischen.

„Ja, es ist wahr, Papa; sie verlangten, ich sollte den Krug bezahlen — sie schrien sogar schon nach der Polizei.“

„Es ist da draußen ein verrufenes Viertel, Herr Landgerichtsrat,“ fuhr Stiebenbach fort; „wir haben mit dem Pakt da unsre liebe Not.“

„Gewiß habe ich Sie dadurch von Ihrem Bureau ferngehalten, Herr Amtsrichter?“ sagte Emma mit einem Blick, den Stiebenbach sogleich verstand.

„Leider, mein gnädiges Fräulein, kann ich das nicht in Abrede stellen. Ich wäre ohne diese Abhaltung wohl pünktlicher —“

Der Gerichtsrat räusperte sich auffallend und schnitt ihm das Wort ab.

„Wir haben noch verschiedene amtliche Dinge zu erledigen, mein liebes Kind,“ sagte er zu Emma, „du gehst wohl so lange in dein Zimmer.“

Emma ging und schloß die Thür. Sie hätte gern gelauscht, aber sie bezwang sich. Was hatte sie für ein Interesse an den Verhandlungen? Was ging sie im Grunde der Amtsrichter Stiebenbach an? Der arme Mensch, wie niedergeschmettert er dagesstanden und wie ängstlich er sie angesehen hatte — und dann dieser Blick voll Dankbarkeit! Er war wirklich zu bemitleiden. Sie war ihm doch auch ein wenig Dank schuldig, sie mußte ihm doch auch das ausgelegte Geld wiedergeben. Die Unterredung zwischen dem Landgerichtsrat und dem Amtsrichter

dauerte ziemlich lange. Emma konnte die Neugierde nicht mehr bezähmen und legte das Ohr an die Thür. Der Vater sprach nicht heftig, wie sie gefürchtet hatte, sondern ruhig und behaglich.

Endlich verabschiedete sich der Amtsrichter.

„Ich freue mich,“ sagte der Vater, „daß ich zu Ihren Akten nur wenig Monita anzubringen in der Lage bin. Wenn es Ihnen genehm ist, können wir unten zusammen zu Mittag speisen.“

„Eine ganz besondere Ehre,“ antwortete der Amtsrichter freudig überrascht.

„Da können Sie mir dann auch die Geschichte vom zerbrochenen Krug erzählen; ich meine nicht das Lustspiel von Heinrich von Kleist, sondern die Affaire mit meiner Tochter dahinten bei den Akten.“

Das Mittagessen war nicht besonders, obgleich der aufgeregte Wirt in der ganzen Stadt umhergerannt war, um allerhand Leckerbissen zusammenzuholen. Aber der Rheinwein war gut, und so schwand unter seiner herzöffnenden Wirkung bald das etwas unbehagliche Verhältnis, das zwischen dem revidierenden und dem revidierten Beamten zu herrschen pflegt. Jede Revision ist immer eine Art Vivisektion; so geschieht und schnell sie auch ausgeführt werden mag, sie hinterläßt doch schmerzhaft Stellen.

Auch Stiebenbach litt noch unter den Nachwirkungen der Operation, bei dem Herrn Landgerichtsrat jedoch schwand bald der Heiligenschein der Unfehlbarkeit, mit dem sich Vorgesetzte zu umgeben pflegen, und rein menschliche Stimmungen zogen in seine Seele. Er wurde heiter, gesprächig, lebenswürdig, sprach von seiner Amtsrichterzeit und erzählte, wie er einmal als junger Richter in Karthaus revidiert werden sollte, und wie er den Revisor überredet hätte, statt Akten zu lesen, am nahen See angeln zu gehen.

Stiebenbach lebte wieder auf; das hatte er denn doch nicht riskiert.

„Na, stoßen wir mal an,“ rief der Herr Rat in heiterer Laune, „ich halte es auch zuweilen mit dem Dorfrichter Adam und sage:

„Mein Seel! Es ist kein Grund, warum ein Richter,
Wenn er nicht auf dem Richtstuhl sitzt,
Soll gravitatisch wie ein Eisbär sein.“

Alle lachten vergnügt, und während Stiebenbach die Gläser wieder schnell füllte, sprach er seine Verwunderung über die Belesenheit des Herrn Landgerichtsrats aus.

„Ja, glauben Sie nur, mein lieber Stiebenbach, ich habe während meiner ganzen Revision das Kleist'sche Stück nicht aus dem Kopf gekriegt; es hat mich mit seinen wunderlichen Gestalten überallhin verfolgt. Sie glauben ja gar nicht, wie froh ich bin, daß diese verdammte Revision hinter mir liegt. Muß den Präsidenten der Teufel reiten, daß er mir das Geschäft aufbürdete, zu dem ich passe wie ein Packtrog zur Baggeige — wahrhaftiger Gott! Ich bin ein harmloser Mensch, aber als Revisor muß man unter Umständen ein Satan sein, und das wird mir höllisch schwer. Gott, man kann es ja auch anders machen, nämlich wie mein

Kollege Rommel, und dann wird die Sache freilich sehr gemüthlich, nicht wahr, lieber Amtsrichter? — Na, mein liebes Kind," sagte er zu Emma, die mit hochroten Wangen dasaß, „wir müssen uns nun bald rüsten; der Zug wartet nicht auf uns.“

Stiebenbach erhob sein Glas, sprach einige schön gewählte Worte und stieß auf das Wohl der Frau Landgerichtsrat an.

Der Herr Rat war offenbar gerührt; er stand auf, ging zum Amtsrichter, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte in nicht mehr ganz festen Satzgefügen: „Mein lieber Stiebenbach, das war sehr hübsch von Ihnen. Was Sie da gesagt haben von häuslichem Glück, ist sehr richtig. Ohne das ist doch das Leben eine langweilige Treitmühle, eine Landschaft ohne Sonnenschein oder, wie Sie ganz richtig bemerkt haben, mein lieber Stiebenbach, ein Tempel ohne Heiligtum — das haben Sie sehr hübsch gesagt. Ja, die Mutter, liebe Emma," fuhr er gerührt fort, „unsre gute Mutter — stoßen wir mal an! — das ist eine vortreffliche Frau! Gott, ich sehe sie noch vor mir, als sie so ein Mädchen in deinen Jahren war.“

„Ach, Papa," rief Emma fröhlich, „nun kommt gewiß die Geschichte mit der Apfelsinenschale in der Königsstraße.“

„Ja, fällt mir gar nicht ein! — Ja, was ich sagen wollte, mein lieber Stiebenbach — richtig — die Trillerpfeife! Hören Sie mal, die Trillerpfeife — die müssen Sie wieder abschaffen. Und dann, was ich noch sagen wollte — der Feuerzauber und die Götterdämmerung in Nasselburg, die bis morgens drei Uhr dauert, das ist ja sehr amüsant, natürlich — aber das hat doch alles so seine zwei Seiten; da kommen Sie doch lieber einmal nach unsrer Stadt und sehen Sie sich den ‚Nebelungenring‘ mal an, wie er wirklich ist.“

„Wenn Sie gestatten, Herr Landgerichtsrat," rief der Amtsrichter freudig erregt mit bebender Stimme.

„Da habe ich gar nichts zu gestatten, mein lieber Stiebenbach, das ist Ihre Sache," sagte der Herr Rat, indem er mit Behagen den Rest sein Glases über die schnalzende Zunge gleiten ließ. „Der Nasselburger Wein — das muß ich sagen — der gefällt mir, er macht einem ordentlich die Beine leicht — na also, mein lieber Stiebenbach, auf Wiedersehen, auf baldiges Wiedersehen bei uns!“

Der Amtsrichter wollte etwas erwidern, aber dem sonst so gewandten Manne kam keine der üblichen Redensarten über die Lippen. Um so inniger drückte er Emma die Hand, die sie ihm zum Abschied reichte, und um so tiefer schaute er ihr in die blauen Augen.

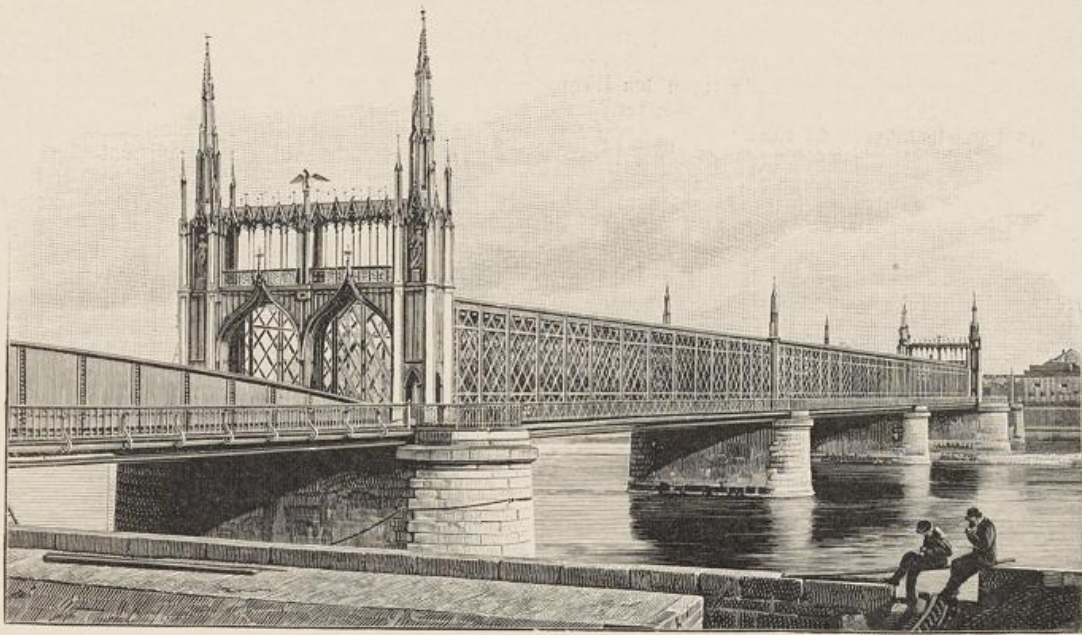
Die Rheinbrücken bei Straßburg.

(Siehe die Abbildungen Seite 397.)

Schon zu Zeiten des Germanenhäuptlings Ariovist, also ein halbes Jahrhundert vor Christi Geburt, war bei dem heutigen Straßburg, das heißt etwa vier Kilometer östlich von der Stadt, der bequemste Uebergang über den Rhein, der damals noch in völlig ungebändigter Jugend-

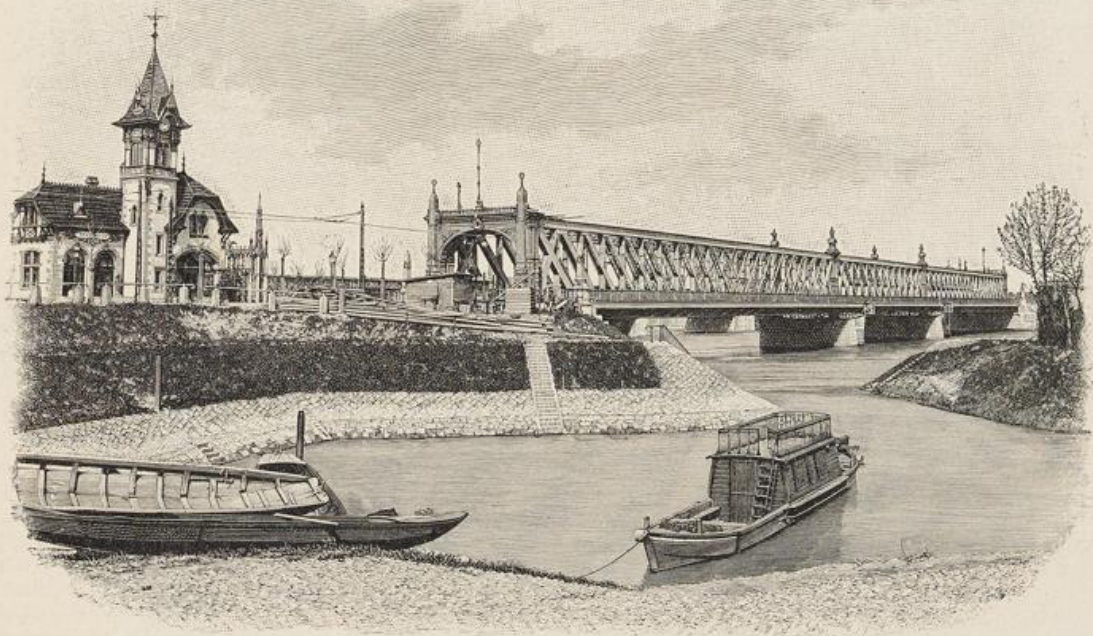
lust, in viele und breite Arme geteilt, durch die Urwälder rauschte. An dieser Stelle liegt nämlich im Flussbett die breite „Sporeninsel“, die den Hauptstrom auf etwa 250 Meter einengt, und da sich hier durch die Stromverhältnisse auch noch gern Kiesbänke ablagern (heute noch ein Hindernis für die Schifffahrt), so mag wohl zu jener fernen Zeit eine passable Furt bestanden haben, als Vorläufer für später erbaute Brücken. Schon die römische Stadt Argentoratum war die Burg an der Straße von Südgermanien nach Gallien (in diesem Sinne erklärt man auch den Namen Straßburg). Besagte feste Brücke, auch auf dem rechten badischen Ufer durch Festungswerke geschützt, bildete im Lauf der Zeiten oftmals den Gegenstand des Kampfes und wurde infolgedessen auch verschiedentlich abgebrannt oder anderweitig zerstört. Seit Anfang dieses Jahrhunderts wurde sie durch eine Schiffbrücke ersetzt. Aber zur Freude der Geschichtsforscher war der gute, alte Vater Rhein von Zeit zu Zeit so gefällig, durch Niedrigwasser die Pfahlfeste im Kiesgrund beaugenscheinigen zu lassen. Gleichzeitig war hiermit aber die Unannehmlichkeit verbunden, daß die Pontons der Schiffbrücke teilweise so hoch auf den Kiesbuckeln zu liegen kamen, daß die Brückenbohlen Berg und Thal bildeten. Man hätte also gewiß damals schon auf Abhilfe gedrungen, aber der Strom war noch Deutschlands Grenze, und der Verkehr ließ sich immerhin noch ermöglichen. Mit der beginnenden Eisenbahnzeit mußte natürlich eine solidere Verbindung der Stromufer geschaffen werden, und so entstand die berühmte Eisenbahnbrücke, ein Gitterwerk von gefälliger, ja grazioser Wirkung auf vier mächtigen Strompfeilern. (Etwas früher — 1840 — war der Wildstrom auch reguliert, mehr gerade gerichtet und in hohe Dämme eingezwängt worden.) Auf der französischen Seite wurde schon damals das letzte Joch zum Abbreiten eingerichtet, auf der badischen Seite nicht. Die Folge davon war, daß, als 1870 der Krieg ausbrach, die Franzosen den Schlüssel zur Brücke in der Hand hatten und ihn vorjorglich abdrehten. Auf badischer Seite wurde zur kritischen Zeit das letzte Brückenjoch in die Luft gesprengt.

Als nun einige Monate darauf der Rhein nicht mehr Deutschlands Grenze, sondern wieder Deutschlands Strom geworden war, wurde der Verkehr zwischen hien und drüben immer reger. Mit jedem Jahr mehr sah man ein, daß die launische Schiffbrücke nicht mehr genügen könnte. In kriegstechnischer Hinsicht wurde Rehl sogar in die „Festung Straßburg“ hineingezogen, kam innerhalb des Fortsgürtels zu liegen und erhielt selbst eine ziemlich bedeutende Garnison. Auch die Dampfstraßenbahn, die sich von der Uebergangsstelle sowohl nach dem Elsaß als auch nach Baden hinein verzweigte, wies hier eine empfindliche Lücke auf, so daß eine feste Brücke eine unumgängliche Notwendigkeit wurde. Das einfachste wäre bei den schwierigen Bauverhältnissen auf den riesenhaften beweglichen Kiesbänken gewesen, die Eisenbahnbrücke entsprechend zu erweitern. Dem widersetzte sich jedoch die Verwaltung der Reichsbahn, die, abgesehen von gewichtigen technischen Gründen, an ihrem Schmuckstück wohl nichts geändert haben wollte, und da überdies an dem Brückenbau die Stadt Straßburg, die Straßenbahngesellschaft, die Verwaltung des Reichslandes und der badische Staat sich gemeinsam beteiligen mußten, so dauerten die Verhandlungen über die Kosten und ihre Verteilung jahrelang. Endlich erfolgte die Einigung, und der Bau begann, und zwar zwischen Schiffbrücke und Eisenbahnbrücke, kaum hundert Meter oberhalb der letzteren. Die Fundamentierung der neuen Brücke war schon sehr interessant durch die Anwendung riesenhafter eiserner Senkkränze bis zu einer Tiefe von 25 Metern, in denen trotz der hineingetriebenen Preßluft, die das Wasser hinausdrängen mußte, von hierzu speziell trainierten Arbeitern,



Die Eisenbahnbrücke zwischen Straßburg und Kehl.

Arch. Kupf. von G. J. Wallrapp.



Die neue Rheinbrücke bei Straßburg.

Amateuraufn. von J. Lutz.

deren Körperkonstitution den schweren Luftdruck aushielt, der Ries weggeschaufelt wurde, bis man festen Baugrund erreichte. Als die massigen Pfeiler, zwei an den Ufern und zwei im Strombett, erst fertig waren, ging der Oberbau schnell von statten, und im vorigen Jahre konnten die Baufirmen Philipp Holzmann & Co. (Unterbau) und Harfort in Duisburg (Oberbau) ihr Riesenwerk dem Verkehr übergeben. Leider steht es in künstlerisch-architektonischer Wirkung — trotzdem es nicht die schweren Lasten der Bahnbrücke zu tragen hat — hinter dieser zurück. Immerhin aber erfüllt die Brücke ihren Zweck; sie bildet ein festes Band zwischen Elßaß und Baden, und die bei ähnlicher Gelegenheit gesprochenen Worte des Straßburger Volksdichters Gustav Mühl lassen sich hier wiederholen:

„Mer henn es uff der Brud gereicht die Bruderdand;
Hoch Elßaß, Bade hoch! — e jed's e brächdis Land! —
Um jed's vum Johr zue Johr soll herrlicher floriere!
Die Brud, die soll juglich an zue de Herze siehre!“

Max Kay.

Das Makart-Denkmal in Wien.

(Siehe das Titelbild.)

So wie den Dichtern Monumente errichtet werden, so sollte die Nachwelt auch die bildenden Künstler durch Denkmäler verehigen. Dies war der leitende Gedanke eines bekannten Wiener Malers, als er die Anregung gab, in einen lauschigen Gartenwinkel des Wiener Stadtparks, dieser grünen Oase in der Steinwüste der Großstadt, das schöne Monument des früh verstorbenen Landschafters Schindler zu stellen. Längst erhebt sich im Stadtpark das herrliche Standbild des liederreichen Schubert, und unweit davon wurde am 13. Juni das Denkmal Hans Makarts enthüllt. Der Wiener Tizian, wie man Makart genannt hat, entzückte alle Welt durch die von kaum einem zweiten modernen Maler erreichte Farbenpracht seiner Bilder, doch Wien dankt ihm noch weit mehr. Er bleibt hier unvergessen als künstlerischer Schöpfer und Arrangeur des denkwürdigen Festzugs anlässlich der silbernen Hochzeit des Herrscherpaares. So hat ihn auch Viktor Tilgner, dessen letztes und nachgelassenes Werk das Makart-Denkmal ist, aufgefaßt. Im reichen Festzugskostüm, eine Hand auf einen vornehmen Renaissancestuhl gestützt, Pinzel und Palette auf kostbarem Teppich zu seinen Füßen, giebt die in anmutigen Linien bewegte Gestalt Makarts neues Zeugnis von dem großen Verlust, den die Wiener Plastik durch den Hingang Tilgners erlitten hat. Nach dem Tode des Meisters wurde das Werk von den Gehilfen seines Ateliers in Laaser Marmor ausgeführt. Wenn diese Kunstbewegung in Wien anhält, so sehen wir im Stadtpark in nicht zu ferner Zeit auch die Denkmäler Hans Canons und Pettenkofers. M. 23.

Ein Fest zu Ehren Albrecht Dürers.

Von

Adolf Rosenberg.

(Zu unsrer Kunstbeilage.)

Noch viel mehr als im Leben des modernen Menschen, dem alle die hoch ausgebildeten Verkehrsmittel unserer Zeit zur Verfügung stehen, waren vor drei und vier Jahrhunderten weite Reisen Lichtblicke im Leben geistig hervorragender Individuen. Freilich reiste damals kein Mensch zur bloßen Unterhaltung oder um die Zeit totzuschlagen. Immer war mit den Reisen ein praktischer Zweck verbunden: entweder Stärkung und Erweiterung des Erwerbs oder bei Künstlern und Gelehrten die Absicht, ihr geistiges

Gut zu mehren. Auch darf man sich insbesondere die Studienreisen der Künstler des 15. und 16. Jahrhunderts nicht so vorstellen wie die der heutigen, die mit einem Stipendium oder einem von den Vätern gefüllten Geldbeutel lustig in die Welt hinausfahren und je nach Laune und Bequemlichkeit ihre Skizzenbücher mit Zeichnungen ausfüllen, im schlimmsten Falle einer akademischen Behörde Rechenschaft über ihren Studienfleiß ablegen müssen. Die Künstler des Mittelalters und der Renaissancezeit mußten ihre Studienreisen machen wie noch jetzt die ehrbaren Handwerksburichen. Sie mußten auf ihren Wanderungen von Stadt zu Stadt bei Meistern ihrer Kunst Arbeit suchen und, wenn sie solche gefunden hatten, so lange arbeiten, bis sie mit ihren Ersparnissen weiter wandern konnten, immer nach Westschland, der schon damals gepriesenen Heimat und Pflanzstätte aller Künste. Selbst die größten deutschen Künstler des 16. Jahrhunderts, Albrecht Dürer und Hans Holbein der Jüngere, mußten sich in dieser Art nach Italien durchschlagen, wobei Holbein nur bis Mailand gekommen zu sein scheint, während Dürer wenigstens zweimal bis nach Venedig, vielleicht auch bis nach Bologna vordrang. Diese zweimalige Reise nach Italien, die ihn auch künstlerisch förderte, ohne seine urgermanische Eigenart zu zerstören, erfüllte sein ganzes späteres Leben in Nürnberg mit einem festlichen Glanze. Zwölf Jahre lang zehrte er an den Erinnerungen; aber der farge Erwerb des großen Künstlers und die häuslichen Lasten hinderten ihn, noch einmal die Sonne aufzusuchen, in deren Schein er sich trotz der Anfeindungen der neidiichen Italiener so unjählich wohl befunden hatte.

Die äußeren Verhältnisse fügten es jedoch, daß Dürer einen reichen Erßaß durch eine Reise nach den Niederlanden fand, die er im Juli 1520 antrat und die über ein Jahr lang dauerte. Der nächste Anlaß dazu war, dort eine Begegnung mit dem jungen Kaiser Karl V. herbeizuführen, der ihm die von Kaiser Maximilian gegebenen Privilegien zum Schutze der Nachbildung seiner Kupferstiche und Holzschnitte bestätigen sollte, dann aber vielleicht auch die Furcht vor der Pest, die damals Nürnberg verheerte und alle, die es konnten, zu schleuniger Flucht drängte.

Auch dieses Mal war Dürer als sparjamer Hausvater bedacht, die Reisekosten, die sich noch dadurch erhöhten, daß er seine Frau und deren Magd mitnahm, unterwegs durch allerhand Malerarbeiten, namentlich aber durch den Verkauf seiner Kupferstiche und Holzschnitte möglichst zu decken. Durch diese Blätter war aber sein Ruhm in den Niederlanden schon so weit verbreitet, so fest gegründet worden, daß ihm, als er in Antwerpen, der damaligen Metropole des europäischen Handels und des europäischen Reichthums, eintraf, nicht nur seine engeren Landsleute, sondern auch seine Kunstgenossen einen glänzenden Empfang bereiteten. Wir erfahren das aus seinen eignen schlichten Aufzeichnungen, die er in einem uns erhaltenen Tagebuch niedergeschrieben hat, das eigentlich nur zur Registrierung seiner täglichen Ausgaben und Einnahmen dienen sollte. Am 2. August 1520 war Dürer in Antwerpen angekommen, und schon drei Tage darauf gaben ihm die Künstler ein Fest, über das er selbst, ausführlicher als es sonst seine Gewohnheit war, berichtet hat. „Am Sonntag, es war Sankt Oswaldstag,“ so erzählt er, „luden mich die Maler auf ihre Kunststube mit meinem Weibe und meiner Magd. Sie hatten alles voll Silbergeschirr und andern kostbaren Bierat und überköstliches Essen. Es waren auch ihre Frauen zugegen, und als ich zu Tisch geführt wurde, da stand das Volk zu beiden Seiten, als führte man einen großen Herrn. Es waren unter ihnen auch Männer von gar trefflicher Persönlichkeit, die sich alle mit tiefer Verneigung auf das allerdemütigste gegen mich benahmen und sagten, sie wollten, so viel wie nur möglich, alles das thun, was sie wüßten, daß mir lieb wäre.“

Diese Erzählung hat dem Maler unser Bildes, dem in Antwerpen lebenden Eduard de Jans, der damit eine der schönsten Erinnerungen aus dem Künstlerleben der auch heute noch in Kunst, Handel und Gewerbesleiß gleich mächtigen Stadt wieder wachgerufen hat, als Grundlage seiner Darstellung gedient. Viel brauchte er nicht mehr hinzuzufügen. In dem jetzt belgischen Teil der Niederlande giebt es noch Räume genug, die uns den Glanz und die Pracht mittelalterlicher Kunststüben mit ihrer reichen Ausstattung vergegenwärtigen können, und an Silbergeschirr, wie es Dürer einst selbst bewundert hatte, fehlt es auch nicht. Eine freie Erfindung des modernen Malers ist nur der von ihm gewählte Einzelmoment seiner Darstellung: das ehrwürdige Haupt der Antwerpener Gilde des heiligen Lukas, deren Kunstwappen die Wand schmückt, erhebt sein

Vom spanisch-amerikanischen Kriege.

(Siehe auch die Abbildung Seite 400/401 und die Porträts Seite 402.)

Die an der Südostküste der Insel Cuba gelegene Bucht von Santiago de Cuba, auf die in jüngster Zeit mehrfach die Aufmerksamkeit gelenkt worden ist, bildet ein natürliches Hafenbecken von ziemlicher Ausdehnung. Von den Verhältnissen desselben giebt unsre aus der Vogelschau aufgenommene Abbildung eine ziemlich deutliche Anschauung. Berge schüzen von allen Seiten das langgestreckte, vielfach gewundene Wasserbecken, dessen Einfahrt eng und schwierig ist. Das Wasser hat eine auch für die größten Schiffe genügende Tiefe. Eine Anzahl von Leuchttürmen ermöglicht die Fahrt durch die Bai auch während der Nacht.



Admiral Sampson,
Chef des amerikanischen Südgewaders.



Contre-Admiral Cervera,
Chef des spanischen Geschwaders bei Cuba.

Glas zum Willkommtrunk für den Gast aus deutschem Lande. Es ist kein anderer als der weitberühmte Quintin Massys, der Mann, der aus einem Schmiedegesellen zu einem großen Maler geworden war, und auch mit der Einführung dieser historischen Persönlichkeit hat sich der Maler seine poetische Freiheit erlaubt. Denn bald nach dem Fest hat ihm Dürer, wie er selbst erzählt, in seinem Hause einen Besuch gemacht, und als Dürer nach Nürnberg heimgekehrt war und er seine Malerei wieder aufnahm, wirkten darin die Eindrücke nach, die er von den farbenprächtigen Gemälden des Meisters Quintin Massys mitgenommen hatte. So war das Geben und Empfangen wechselseitig, und darum begrüßen wir in dem Gemälde des Antwerpener Künstlers ein Sinnbild der Verschwiebung nordgermanischer und süddeutscher Kunst, das auch in der Gegenwart, trotz aller französischen Einflüsse, noch nicht seine Bedeutung verloren hat.



Der Eingang wird durch verschiedene Befestigungen geschützt, von denen das Castillo Morro die älteste ist. Die weiter nach innen liegenden Forts und Strandbatterien, wie die zwischen Morro und Santa Catalina, sowie westlich bei La Socapa sollen nach den neuesten Methoden befestigt und mit modernen Geschützen armiert sein. Die Stadt Santiago, vor der sich die eigentlichen Hafenanlagen ausdehnen, war bis zum Jahre 1607 die Hauptstadt der ganzen Insel und wird auch heute im Lande häufig nur einfach Cuba genannt. Sie ist jetzt die Hauptstadt des östlichen Departements und der Hauptausfuhrhafen für Rohrzucker, Rum, sowie Farb- und Edelhölzer, Produkte, die meist nach den Vereinigten Staaten Absatz finden. Die Bevölkerung, gegen 63 000 Köpfe, besteht größtenteils aus Negern oder Mischlingen. Die Stadt liegt an der Mündung des Rio Yarayo in prachtvoller Umgebung. Sie ist Sitz eines Gouverneurs und eines Erzbischofs, auch befindet sich in ihr ein deutsches Konsulat. Die Häuser sind wegen der häufigen Erdbeben einstöckig, mit flachen Dächern versehen und grell gestrichen, zu großem Teil nur aus Holz hergestellt. Santiago ist durch Eisenbahnen mit den übrigen



Santiago.

San Felipe.

Venta Real.

Santa Clara.

Castro in the North.

Der Hafen von Santiago de Cuba.



Kommodore Schley.

Teilen der Insel und durch ein Kabel mit Jamaica verbunden. Von den vielen in die Bai vorpringenden Anhöhen ist besonders die der Eisenbahnstation Julian Deckung gewährende Punta de Sal bemerkenswert.

Unter den Persönlichkeiten, die bisher in dem spanisch-amerikanischen Kriege als Führer hervorgetreten sind, ragt auf spanischer Seite vor allem Admiral Cervera hervor. Mit außerordentlichem Geschick hat er die Aufgabe gelöst, ein aus 4 Panzerschiffen, 1 Torpedojäger und 2 Hilfskreuzern bestehendes Geschwader von dem Standorte bei den Kap Verdeischen Inseln über den Transatlantischen Ozean nach Cuba zu führen und so eine nachdrückliche Operation auf diesem Teile des sich auf zwei Hemisphären erstreckenden Kriegsschauplatzes vorzubereiten. Wie hoch ihm seine Landsleute das angerechnet haben, geht daraus hervor, daß ihm — vielleicht etwas voreilig — Senat und Deputiertenkammer in Madrid dafür den Dank der Nation votierten.

Sein Gegner auf dem westlichen Teile des Kriegstheaters ist der amerikanische Admiral Sampson, der das ursprünglich bei Key West stationierte amerikanische Südgewader befehligt. Es besteht aus 21 Schiffen, führt etwa 240 schwere und 100 leichte Geschütze und Mitrailleusen an Bord und verfügt über 60 Torpedolancierrohre. Dieses Geschwader war anfangs zur Durchführung der Blockade von Cuba bestimmt. Mit einem Teile desselben führte jedoch später Admiral Sampson die Operationen gegen Puerto Rico aus. Zur gemeinsamen Aktion mit dem Key West-Geschwader wurde das fliegende Geschwader unter Kommodore Schley bestimmt, das fast nur aus modernen, sehr leistungsfähigen Schiffen besteht, 2 Schlachtschiffen und

5 geschützten Kreuzern. Kommodore Schley, der zuerst bei der Operation gegen den Hafen von Santiago de Cuba in Aktion trat, ist ein hervorragender Seemann, der seine Tüchtigkeit schon mehrfach bewährt hat. Im Jahre 1839 in Frederick County (Maryland) geboren, legte er 1860 sein Marine-Examen in Annapolis ab und nahm, in den Dienst getreten, sofort an den kriegerischen Ereignissen teil, die zur Einnahme von Port Hudson führten. Später zeichnete er sich bei Unterdrückung eines Aufstandes chinesischer Arbeiter auf den Inseln im Stillen Ozean aus. An dem Kriegszuge gegen Korea (1869—1872) war er gleichfalls beteiligt und wurde 1874, nachdem er bereits zu höherer Stellung befördert worden war, mit der Führung der brasilianischen Expedition betraut. Im Jahre 1884 befehligte er die zur Rettung des Nordpolfahrers Greeley entsandte Expedition, auf der es ihm gelang, nach einer Fahrt von 1400 Seemeilen durch die Eisregion Greeley und sechs seiner Gefährten vom Kap Sabiel in Grinnell-Land wieder heimzuführen.

Zu den Persönlichkeiten, die mehr und mehr die Aufmerksamkeit auf dem östlichen Teil des Kriegsschauplatzes auf sich lenken, zählt auf spanischer Seite Generalleutnant Augustin, der Generalkapitän von Manila und Höchstkommmandierender der spanischen Armee auf den Philippinen. Er ist Berufssoldat mit Leib und Seele und hat sich von jeher allen politischen Machenschaften ferngehalten. Die verzweifelte Energie, mit der er es abgelehnt hat, nach dem Unglück von Cavite die Stadt Manila dem amerikanischen Kommodore Dewey auszuliefern, ist ein Beweis hohen Mutes und ungewöhnlicher Entschlossenheit, der noch Hervorragendes von ihm erwarten läßt.

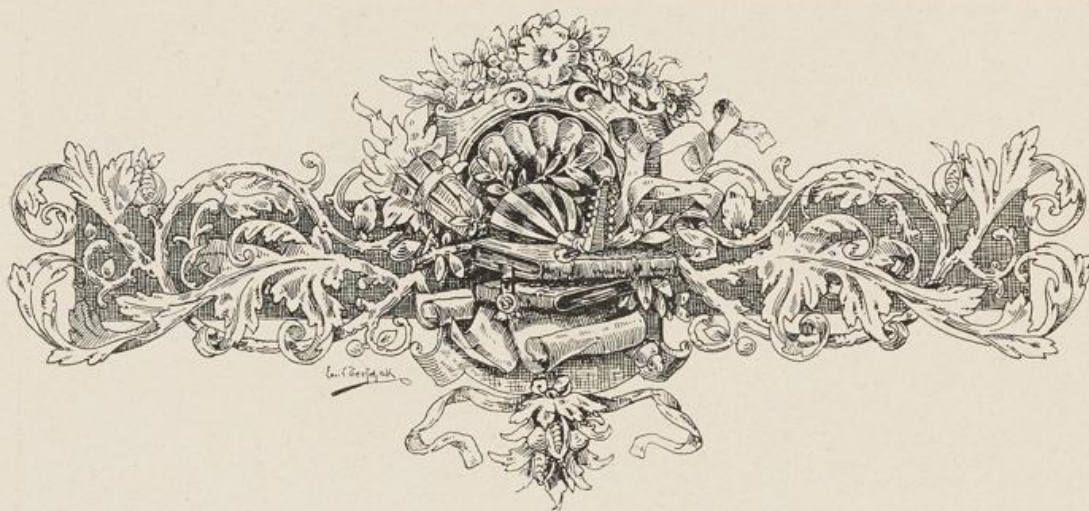


Generalleutnant Augustin,

Generalkapitän von Manila.



Späditransport für die nach Cuba bestimmten Truppen in Tampa, Florida.
Von spanisch-amerikanischen Kriegsschiffen.



Neues vom Bücherfisch.

Von

Paul von Szczeński.

Eine Neue Folge seiner „Harmlosen Plaudereien eines alten Münchners“ ließ Otto Freiherr von Bölderndorff erscheinen (München, C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung), sicher zur Freude aller derer, die den vor einigen Jahren erschienenen ersten Band seiner Plaudereien gelesen haben. „Ne sait pas bien causer qui veut,“ so lautet das Sprichwort,“ sagt Freiherr von Bölderndorff, indem er zum Eingang über das Wesen der Plauderei selbst plaudert; „nein, das Plaudern ist eine Kunst und hängt wie jede Kunstleistung nicht vom freien Willen, sondern von der glücklichen Stimmung und dem günstigen Momente ab. Ein hoher Herr frug einmal unsern berühmten Dialektdichter Franz von Kobell: „Sagen Sie mir doch, Herr Professor, zu welcher Zeit des Tages machen Sie denn Ihre hübschen Gedichte?“ Kobells echt oberbayerische Antwort war: „Ja, hal mir was einfällt, königliche Hoheit.“ Erstaunt bemerkte der Prinz: „So, ich dachte, ein Dichter könnte immer Verse machen, so oft er wolle?“ „Das schon,“ erwiderte Kobell trocken, „aber sie sind dann danach.“ So läßt sich auch unter allen Umständen ein „Geplauder“ hervorbringen, aber es ist dann eben keine „Causerie“. Denn eine solche muß, wenn sie ihren Namen verdienen soll, zwar leicht dahinstreifen, sie darf von diesem zu jenem abspringen, sie soll anscheinend ganz willkürlich ihre Thematata wechseln, aber es muß, dem fundigen Auge leicht erkennbar, ein Grundgedanke als roter Faden durchgeflochten sein, sie muß kurz geschürzt, mit ziellichen Schritten ihren Weg gehen und unter ihrer heiteren und harmlosen Außenseite stets eine tiefere Bedeutung und eine dem, den es angeht, fühlbare Spitze haben.“ — Wer sich das merken und danach ein Causieur wie Freiherr von Bölderndorff werden wollte, würde doch bald vor der verschlossenen Pforte stehen: „Ne sait pas bien causer qui veut.“ Denn da diese Art der Causerie eine Kunst ist, muß man für sie wie für jede Kunst geboren sein. Wer plaudern will, dem muß die Natur das Talent zur Plauderei mitgegeben haben, ein gewisses Mittheilungsbedürfnis in erster Linie, geistige Elasticität, ein gutes und auf die leiseste Anpassung hin reagierendes Gedächtnis, den Sinn für das Große und für das Kleine, und Ernst und Humor

in guter Mischung. Diese angeborenen Eigenschaften aber bringt erst ein langes Leben zur Reife, indem es ihnen den nötigen Zusatz von langjährigen Erfahrungen, von vielem Wissen — es braucht nicht ein übermäßig gründliches zu sein —, von Erinnerungen an Erlebtes und an interessante Persönlichkeiten und von heiterem Drübersehen über dem Stoff giebt. Vollendete Plauderer sind deshalb immer nur ältere Leute, aber Leute von jenem seltenen Alter, das immerlich jung geblieben ist. Und deshalb, weil die Kunst des Plauderns in ihrer Vollreife die Kunst alter Herren und alter Damen ist, hat man wohl von ihr zu jeder Zeit behauptet, sie sei eine Kunst, die im Absterben begriffen sei. „Wenn mein Vater oder mein Großvater erzählte,“ — das sagt jeder mit einer Betonung, als ob er andeuten wolle, daß zu Vaters oder Großvaters Zeiten überhaupt viel besser erzählt worden sei als heutzutage, und als ob mit ihnen eine Kunst zu Grabe getragen worden sei. Daß diese Kunst auch heute noch lebendig ist, beweist Freiherr von Bölderndorff. Er zeigt sich auch darin als vollendeter Plauderer, daß er die gute Stunde abwartet, trotzdem er wohl zu denen gehört, denen immer „was einfällt“. So ist sein Buch interessant, wo man es auch aufschlägt, und am wenigsten giebt der Plauderer da, wo er nichts oder wenig von sich giebt, wie in den Briefen von Oskar von Redwitz. Ob er von seiner Familie, von einer Begegnung mit dem Fürsten Bismarck, von Helene von Dönnings — Macowiza — Friedmann — Schewitsch, von Münchener Hinrichtungen, dem unglücklichen König Ludwig, vom Reichskanzler Fürsten Hohenlohe, von guten und schlechten Schweizer Hotels erzählt, ob er sich ernsthaft oder scherzend giebt — man hört ihm nicht nur gerne zu, sondern man nimmt auch etwas zum Nachdenken mit. So wirkt die Bemerkung Bismarcks, die Freiherr von Bölderndorff in eine Besprechung von Sybels Geschichte der Entstehung des Deutschen Reiches einfließt, ein so helles und warmes Licht auf den Charakter des eisernen Kanzlers, daß ich mir nicht versagen kann, sie zu citieren. „Vielleicht würde ich mir weniger Mühe geben,“ sagte Bismarck 1868 zu Freiherrn von Bölderndorff, der die Neuerung nach seinen sofort gemachten Aufzeichnungen wiedergiebt, „den

Krieg mit Frankreich zu vermeiden, wenn ich nicht die böhmischen Schlachtfelder in der Erinnerung trüge und die Lazarette und Spitäler besucht hätte. Allein das Elend, die Leiden, welche ich da gesehen, kann ich nicht vergessen. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß schließlich der Krieg uns doch aufgezwungen wird, und ich zweifle keinen Augenblick, daß wir ihn siegreich beendigen werden. Aber andererseits bleibt es doch auch möglich und bei den Umständen in Frankreich jedenfalls nicht völlig unmöglich, daß wir um den Krieg herumkommen. Und der müßte ein schlechter Christ und ein gewissenloser Mensch sein, der nicht schon um dieser Möglichkeit willen alles aufbieten würde, seinen Mitbürgern einen — wenn auch siegreichen — Krieg zu ersparen, solange es ohne Schaden für den Staat und ohne der nationalen Ehre zu nahe zu treten geschehen kann.“ Auch tolerant ist Freiherr von Völberndorf, eine Eigenschaft, die gleichfalls von einem vollendeten Blaudecker unzertrennlich ist. So urteilt er über Helene von Dönniges, die er im Hause ihrer Eltern als ganz junges Mädchen kennen lernte: „Wer Helene Dönniges nicht persönlich gekannt hat, kann sich kaum einen richtigen Begriff machen von der Zaubergewalt, welche sie über Männerherzen auszuüben im Stande war. Ich sagte oft zu ihr im Scherz: ‚Daß Sie, wie Ihre berühmte Namenspatronin, einen trojanischen Krieg entzünden könnten, ist ohnehin gewiß. Aber Sie wären auch im Stande, das größere Kunststück auszuführen, daß Ihr Menelaus, wenn Sie eine zehnjährige Exkursion bei Herrn von Paris und sonstigen Amanten hinter sich hätten, noch verlobt genug wäre, Ihnen alles zu vergehen und ganz vergnügt wieder mit Ihnen nach Hause zu ziehen.‘ Ich wenigstens habe mir oft Mühe gegeben, recht böse auf sie zu sein, und war es auch, solange ich sie nicht sah. Aber wenn ich dann wieder mit ihr sprach, ihr Aug’ in Auge das Ungehörige, mir Anstößiges ihres Verhaltens vorstellig machte, und sie in ihrer — ich möchte sagen — wahrhaft brutalen Naivität gar nicht begreifen konnte, daß sie etwas Unrechtes gethan haben sollte, mußte ich immer wieder sagen: ‚man darf ihr nicht böse sein, sie kann nichts dafür, sie ist eben so wie sie ist.‘ Darf man den Panther schelten, wenn er, seiner Raubtiernatur folgend, die wehrlose Gazelle zerreißt?“ Die „wehrlosen Gazellen“ finde ich, auf die Verehrer der Helene von Racowitza angewandt, ganz reizend. „Nur ihr Buch über Lassalle,“ fährt Freiherr von Völberndorf fort, „und wie sie darin von ihrer Mutter spricht, von der vortrefflichen Frau, die ich so hoch verehrte und noch verehere, das habe ich ihr nicht vergehen können. Von da an brach unser Verkehr ab.“ Gemeint ist das vor ungefähr fünfzehn Jahren erschienene Buch „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle von Helene von Racowitza“, das ebenso wie das von Paul Lindau herausgegebene Jugendtagebuch Ferdinand Lassalles ein ausgezeichnetes Agitationsmittel gegen die Sozialdemokratie abgeben müßte, wenn diejenigen unter den Sozialdemokraten, die zu lesen verstehen, zwischen den Zeilen lesen wollten. Dann erzählt Helene dem Autor, wie sie eigentlich es gewesen ist, die ihrem Ferdinand die Gedanken für seinen Kriegsruf vom 1. März 1863 eingeblasen hat. Es ist sehr spaßhaft, wie viel Mühe sich diese dreimal verheiratete Frau, die durch ihre galanten Abenteuer so viel von sich reden machte, als sie sich auf der Bühne zur Schau stellte, gibt, ihren Namen mit demjenigen Lassalles, dessen Schicksal sie war, in Verbindung zu halten, und wie sie immer wieder posiert, als habe sie die geistigen Interessen dieses Mannes geteilt. Ob sie immer noch hofft, daß die Zeiten kommen könnten, in denen man Lassalle ein Denkmal setzt? Das wäre vielleicht so ganz unmöglich nicht — man braucht dazu noch nicht mal an eine siegreiche, sondern nur an eine verjüngte Sozialdemokratie zu denken. Aber Helene von Racowitza wird schwerlich in diesem

Denkmal mit verewigt werden, trotzdem sie sich vor ihren Verehrern in der Garderobe des Berliner Residenztheaters in einem Kostüm zu zeigen liebte, das Bildhauer reizen konnte.

Von Fridtjof Nansens „In Nacht und Eis“ erschien eine neue, revidierte und, soweit es die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner berühmten Polarexpedition betrifft, stark erweiterte Ausgabe (Leipzig, F. A. Brockhaus). Ich habe bei dem Erscheinen der ersten Auflage das Buch so ausführlich besprochen, daß ich dem nichts hinzuzufügen habe als höchstens meinen Wunsch, daß auch die zweite Auflage schnell vergriffen sein möge und eine dritte, vierte und fünfte nötig werden, bis das Buch Eigentum jedes deutlichen Hauses geworden ist. Aber der Erfolg, den Nansen mit diesem Buche und mit den Vorträgen über seine Polarexpedition gehabt hat — der materielle Erfolg —, der hat eine Erscheinung gezeitigt, über die man wohl einige Worte verlieren kann — einen ganz gemeinen, häßlichen Reiz, der sich leider auch in deutschen Zeitungen in allerhand häßlichen Bemerkungen unter dem Strich Luft gemacht hat. Dumm waren diese Bemerkungen alle, am dümmsten von denen, die mir zu Gesicht gekommen sind, diejenige, wonach Nansen in Petersburg eine Aktiengesellschaft mit zwanzig Millionen Rubel zur Ausbeutung des Mineralreichtums der arktischen Zone gebildet haben sollte. Das wurde gläubig von einer Zeitung in die andre übernommen, und ich habe nirgends einen redaktionellen Zusatz gefunden, der sich über den höheren Blödsinn lustig machte. Aber am erbittertesten äußerte sich dieser Reiz darüber, daß Nansen seine Vorträge über seine Polarexpedition nicht um der Ehre willen, sondern nur dann hielt, wenn ihm von den gelehrten Gesellschaften, die ihn einluden, ein beträchtliches Honorar garantiert wurde. Ja, warum sollte er das nicht thun? Daß Nansen nicht der Mann ist, der sich aus feiltlichen Empfindungen, aus Vanitäten, Orden und goldenen Medaillen viel macht, das konnte jeder wissen, der sein Buch gelesen hat. Da ist so wenig Eitelkeit darin und so viel berechtigtes Selbstbewußtsein, wie nur einem Manne eigen sind, der sich aus Außerlichkeiten verwehrt wenig macht. Was also hätte Nansen bewegen sollen, seine Familie, von der er schweren Herzens Jahre getrennt gewesen ist, auch nur auf vierundzwanzig Stunden zu verlassen, wenn nicht ein ernster Zweck oder der Wunsch, diese Familie sicherzustellen? Die Neugierde eines deutschen, amerikanischen, englischen oder russischen Publikums zu befriedigen, konnte ihn doch nicht reizen. Und Neugierde, den Mann kennen zu lernen, ist es doch in erster Linie gewesen, die das Publikum in seine Vorträge trieb; wer sich für seine Erlebnisse und die Resultate seiner Expedition interessierte, der konnte sich besser darüber orientieren, wenn er sein Buch las, als wenn er ihn zwei Stunden sprechen hörte. Aber daß ein Mann der Wissenschaft in einem Jahr beinahe eine Million verdiente, wie ihm mit Recht oder Unrecht nachgerechnet wurde, das ging den Leuten über den Strich. Einige thaten sogar, als sei Nansen ehrenhalber verpflichtet, diese Million, die wahrscheinlich etwas hoch gegriffen ist, nun schleunigst in einer neuen Nordpol- oder Südpolarexpedition anzulegen. Warum denn? Warum soll er sich nicht eine Villa dafür bauen, wenn er Lust hat, oder das Geld in Staatspapieren anlegen! Es ist ja doch ehrlich und sauer verdientes Geld. Höchstens kann man sich doch darüber freuen, daß der Held der „Fram“ sich auch nach seiner Rückkehr als der praktische Mann gezeigt hat, den das Glück begünstigt. Oder wäre es den Leuten lieber, wenn dieser Mann der Thatkraft, des Mutes und der Umsicht schließlich darauf angewiesen wäre, sein Leben von einer ihm in Anerkennung seiner Verdienste und seiner Dürftigkeit verliehenen Staatspension zu fristen? Der Roman „Ein Hohenzoller in Italien“ von

Julius von Werther (Stuttgart, Verlag von Adolf Bong & Co.) behandelt eine Liebesepiſode, die ſich zwiſchen dem Markgrafen Karl Philipp von Brandenburg, einem Stiefbruder des erſten Königs von Preußen, und der verwitweten Gräfin Salmour abſpielt. Markgraf Karl Philipp kommandierte die brandenburgiſchen Piſttruppen, die den Herzog Viktor Amadens II. von Savoyen gegen Ludwig XIV. von Savoyen unterſtützten, und ſtarb bei einem Sturm auf die Feſtung Caſale den Heldentod. Was an der von Julius von Werther geſchilderten Epiſode hiſtoriſch iſt, kann ich nicht beurteilen. Der Roman hat die Spannung eines gut gemachten höflichen Intrigenromans, der das Intereſſe mehr durch die Ueberräſchungen der Handlung als durch die Feinheit der Charakteriſtik erregt. Markgraf Karl Philipp verliebt ſich leidenschaftlich in die am Hofe des Herzogs von Savoyen lebende Gräfin Salmour, die in ihrer erſten Ehe nicht glücklich geweſen iſt und die Liebe des jungen Prinzen ebenſo leidenschaftlich erwidert. Aber der Kurfürſt Friedrich III. von Brandenburg, der ſpätere König Friedrich I. von Preußen, des Markgrafen Bruder, weigert ſich, ſeine Einwilligung zu der nicht ebenbürtigen Ehe zu geben, und fordert mit der Drohung, andernfalls ſeine Truppen abzuberufen, den Herzog von Savoyen auf, das Liebespaar zu trennen. Der Herzog entſchließt ſich erſt zu Gewaltmitteln, als die Ehe bereits — allerdings in ungewöhnlicher Form, deren Gültigkeit nicht zweifellos erſcheint — geſchloſſen iſt. Das Liebespaar wird gezwungen, ſich zu trennen, die Gräfin Salmour muß ihren Aufenthalt in einem Frauenkloſter nehmen. Da erklärt ſich die Kirche bereit, dem Paar ihren Schutz angedeihen zu laſſen, wenn die Gräfin das Verſprechen abgibt, ihren ganzen Einfluß dahin aufzubieten, den Markgrafen der katholiſchen Kirche zuzuführen. Die Gräfin entſchließt ſich dazu, weil ſie in dieſem Verſprechen die einzige Möglichkeit zu ſehen glaubt, den Geliebten wiederzugewinnen, trotzdem ſie vorher dem Markgrafen die Verſicherung gab, daß ſie niemals den Verſuch machen würde, ihn ſeiner Konfeſſion abwendig zu machen. Markgraf Karl Philipp erfährt davon und ſieht darin eine Untreue der Geliebten, die ſie nicht mit ihm vereinigt, ſondern auf immer von ihm ſcheidet. In ſeiner Verzweiflung ſucht und findet er den Tod in der Schlacht. Erſt ein Brief, der den Schwerverwundeten kurz vor ſeinem Ende erreicht, klärt ihn über die Motive auf, die die Gräfin zu ihrem Verſprechen an die Kirche veranlaßten, und läßt ihn innerlich verſöhnt mit der Geliebten aus dem Leben ſcheiden. In der Behandlung des Stoffes verrät Julius von Werther den routinierten Kenner der Bühne und den praktiſchen Bühnenleiter, der er Jahre hindurch geweſen iſt. Es fehlt nicht an dramatiſchen Zuſpitzungen und Ueberräſchungen, und das Dekorative, Scene und Koſtüm jener Zeit, ſind nicht nur mit großer Sachkenntnis, ſondern auch ſo eingehend behandelt, daß Dekorationsmaler und Theaterſchneider recht wohl danach arbeiten könnten. Aber die Charakteriſtik kommt nicht viel darüber hinaus, daß die auftretenden Brandenburger brav, derb und zuverlässig ſind — den jugendlichen Markgrafen ausgenommen, der das Feine und die Eleganz entwickelt, die dem jugendlichen Liebhaber ziemen —, die auftretenden Italiener lebenswürdig, intrigant und unzuverlässig. Von dem Nuntius, der den Markgrafen Karl Philipp durch die Gräfin Salmour für die katholiſche Kirche einfangen laſſen will, ſagt Julius von Werther: „Aus dem Auge des Nuntius bligte wilder Haß. Ein polniſcher Edelmann — war er von dem Großen Kurfürſten außer Landes verwieſen worden, weil er ſich an der polniſchen Inſurrektion beteiligt hatte. Sein Rachegefühl bereinstens zu befriedigen, war er Geiſtlicher geworden. Endlich ſahen ihm der Tag ſeiner Abredung gekommen zu ſein.“ Das ſcheint mir ein etwas verfrühter polniſcher Inſurgent zu ſein. Zur

Zeit des Großen Kurfürſten war Polen noch nicht verloren, ſondern eine ganz anſehnliche europäiſche Macht, und vom Großen Kurfürſten etwa Ausgewiesene hatten es leichter, in Warſchau, Stockholm, Kopenhagen, Dresden oder in Wien als in Rom den Tag der Revanche herbeizujehen. Dieſen polniſchen Edelmann muß wohl etwas andres zum päpſtlichen Nuntius gemacht haben als ein kurbrandenburgiſcher Ausweijungsbeſehl.

Von Richard Bredebrücker liegt ein neuer Band Tiroler Novellen vor, der den Titel der erſten „N bin a Lump und bleib' a Lump“ als Geſamtitel trägt (Berlin, Vita, Deutſches Verlagshaus). Am beſten gefällt mir von den drei Novellen die zweite, „Die ſalige Dirn“, die mit ganz urwüchſigem, kräftigem Behagen und ſo viel Decenz, als der Stoff nur irgend zuläßt, ein ganz durchdringendes Südtiroler Frauenzimmer ſchildert, das die Spröde ſpielt, bis ſie endlich doch noch einen Vater für ihre Kinder feſtgemacht hat. In dieſer und auch in der erſten Novelle iſt eine ſo ſeriöſe Charakteriſtik und ſo unerſättliches Volksempfinden, wie nur Bredebrücker es in Tiroler Gewand zu kleiden weiß. Verfehlt ſcheint mir dagegen die letzte der Geſchichten: „Vom Lopyä, Marl und Napoleon“, ein Kapitel aus Daml Strohgrintners Beiträgen zur merikaniſchen Geſchichte“. Darin erzählt Daml Strohgrintner, was ſich in ſeinem Hirn Konjones über Leben und Sterben Maximilians von Mexiko zuausammengehaust hat, ungeſähr in der Art, wie der bekante Sachſe, deſſen Name mir im Augenblick nicht einfallen will, Napoleon I. in der Schlacht von Leipzig ſchildert. Selbſt wenn das kurzweilig vorgetragen wäre, was es aber nicht iſt — vielmehr hat Bredebrücker die Zitrone bis zum letzten Tropfen ausgepreßt —, ſo würde es doch kaum kurzweilig wirken. Denn Napoleon I. war ein großer Kriegsheld, und der kann ſich auch ſolche Späße gefallen laſſen, wie ſie der ihn ſchildernde Sachſe macht. Aber Maximilian von Mexiko war gar kein Held, in ſeiner Lage ſeines Lebens, ſondern ein Märtyrer, der mutig wie ein Mann in den Tod ging, und er kann daher auch niemals der Held einer Burleſke werden.

Ein Schweizer Autor, Erni Behaim (Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt) eine kulturgeſchichtliche Schilderung der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, deren Schauplatz die freie Bauerngemeinde Abritt des Bernerſolles iſt. Die gründlichen hiſtoriſchen Studien, die dem Werke zu Grunde liegen, haben in der dichterischen Geſtaltungskraft des Verfaſſers reales Leben gewonnen, und die eigenartige Handlung iſt ſo tieferündig motiviert, daß auch das derſelben zu Grunde liegende psychologiſche Problem den Leſer auf das ſtärkſte feſſelt. Erni Behaim iſt der einzige Sohn einer eheverlaſſenen Frau, deren Gatte ſich abentuernd in der Welt umhertreibt. Wißbegierig und mit einem Triebe ausgerüſtet, den Geheimniſſen der Natur nachzugehen, hat er von dem alten Geiſtlichen des Ortes ſo viel gelernt, wie der damalige Stand der ärztlichen Wiſſenſchaft ihm zu geben vermochte. Aber ſein und ſeines alten Lehrers Wiſſen zeigt ſich machtlos dem qualvollen Leiden gegenüber, von dem die eigne geliebte Mutter ſeit Jahren geplagt wird. Die unter ihren Schmerzen verzweifelnnde Frau fleht den Sohn an, da er ihre Leiden nicht zu lindern vermag, ſie von ihren Leiden zu erlöſen, ihr einen Trank zu reichen, der den Tod herbeiführen muß. Nach langen inneren Kämpfen gewährt der Sohn die Bitte; die letzten Worte der Mutter danken ihm ſeine That und ſagen ihm, daß er nichts zu bereuen habe und nichts bereuen dürfe. Aber als der Sohn den Leib der Toten auf dem Friedhof gebettet hat und in die leere Hütte zurückkehrt, packt ihn doch der Zweifel, ob recht war, was er gethan, und die Neue über ſeine That. Er ſlüchtet zu dem alten Geiſtlichen und beichtet ihm. Aber ehe er

aus seinem Munde hören kann, ob ihm seine Sünde vergeben werden kann, trifft den alten Mann ein Schlaganfall. Nun flieht Erni Behaim das Heimatdorf und tritt in ein Kloster ein, wo er in Askese und Selbstkasteiung Frieden zu finden hofft. Doch der Stachel, der in ihm bohrt, drückt sich nur tiefer in seine Seele. Er verläßt das Kloster wieder und schließt sich den schweizerischen Kriegsscharen an, die nach Italien ziehen. Dort verrichtet er Wunder der Tapferkeit für die Freiheit des Vaterlandes. Aber als der Ruhm seiner Thaten durch das ganze Kriegsheer schallt und man ihn auszeichnen und für seine Thaten belohnen will, flieht er wieder. Es zieht ihn zurück in die Heimat; in der sein Heimatdorf umgebenden Wildnis baut er sich seine Einsiedlerhütte, und unerkannt von den alten Heimatgenossen führt er dort ein Leben, das nur der Nächstenliebe und dem Dienst der Mitmenschen geweiht ist. Während die Leute ihn wie einen Heiligen anstaunen, nagt an ihm die Reue weiter über die Sünde, für die er keine Vergebung mehr zu finden hofft. Während ein großes Sterben durch das Land zieht, erscheint er in den Hütten, pflegt die Kranken, tröstet die Sterbenden und begräbt die Toten. Da erkennt ihn die Jugendgeliebte, die er um seiner Sünde willen verlassen hat. Sie findet ein Mittel, ihn dem Leben und der Gemeinschaft der Menschen wiederzugeben, indem sie ihn vor der Gemeinschaft seiner Volksgenossen des von ihm begangenen Verbrechens anklagt und, zugleich seine Verteidigung führend, seine Freisprechung erwirkt. Für die nicht selten diskutierte Frage, ob der Arzt berechtigt sei, einem unheilbar Kranken von unerträglichen Schmerzen zu erlösen, indem er den Eintritt des Todes beschleunigt, vermag die Schilderung eines Einzelfalles natürlich nicht ausschlaggebend zu sein. Ärzte müßten nicht Menschen und Irthümern unterworfen sein, wenn man die Frage jemals bejahen könnte. Dem Verfasser ist es auch wohl nur darum zu thun gewesen, für seinen Helden ein Schicksal zu konstruieren, das ihn stürzlich in die Unruhen und Wirren seiner Zeit hineinwirft, um an ihm zeigen zu können, welche Fragen und Interessen diese Zeit bewegten und wie sie unter Umständen beantwortet wurden. Wer sich gerne aus der Vergangenheit erzählen läßt, der wird den Schicksalen Erni Behaims mit lebhaftem Interesse folgen.

Den deutschen Rennsport schildert der im gleichen Verlage erschienene Sportroman „Derby“ von Wilhelm

Meyer-Förster. Dem Interesse, das aller Sport seit Jahren in Deutschland genießt, ist die schöne Litteratur nur langsam gefolgt. Ich erinnere mich außer dieses Romans von Meyer-Förster nur eines Werkes, das die Schilderung des Lebens auf der Rennbahn in den Vordergrund rückt, des Romans „Maria da Giza“ von Georg Freiherrn von Dampfeda. Aber auch in diesem legt der Verfasser viel mehr Gewicht auf die Entwicklung der Liebesgeschichte, in die sich die an einen großen Sportman verheiratete Heldin verstrickt, als auf sportliche Ereignisse. Meyer-Förster kennt den Rennsport und die Hauptrennplätze, auf denen sich das sportfreundliche Publikum ein Rendezvous giebt, und er versteht gut zu schildern. Seine Figuren haben auch individuelle Züge, und die Handlung wickelt sich flott und spannend wie ein Hindernissemmen ab, in dem es nicht an Ueberraschungen fehlt. Nur der Amerikaner, der, auf sein Geld pochend, auf den deutschen Sportplätzen eine Rolle zu spielen versucht, scheint mir stark Romanfigur zu sein. Wenn Amerikaner sich irgendwo mit großen Summen engagieren, dann sind sie auch praktisch genug, sich ein wenig Sachkenntnis in den Dingen anzueignen, in denen sie ihr Geld aufs Spiel setzen.

Ein Roman von Ludwig Ganghofer, „Rachele Scarpa“ (hübsch illustriert von A. F. Seligmann, Stuttgart, Verlag von Adols Bonz & Co.), ist so gefällig erzählt, daß er Ganghofers große Beliebtheit bei dem Publikum ganz begreiflich macht, aber auch so ganz nach einer alten Schablone gearbeitet, daß einem diese große Beliebtheit doch wieder nicht ganz begreiflich werden will. Aufregungen bietet die Lektüre sicher nicht, trotzdem die Geschichte auf dem romantischen Hintergrunde von Konstantinopel spielt, trotzdem sehr viel Handlung darin ist, und trotzdem auf der einen Seite sehr gute, auf der andern Seite sehr schlechte Menschen die Partie spielen. Dieser Mangel an Aufregung liegt daran, daß der Leser über den schließlichen Ausgang der Partie gar nicht im Zweifel sein kann. Ganghofer folgt dem alten Rezept, das einen glücklichen Ausgang zur Vorbedingung jeder guten Erzählung macht. Auch in der Form ist er in dieser Erzählung recht altmodisch. Nehmen wir an, daß „Rachele Scarpa“ den Ruf des Autors als Erzähler nicht begründet hätte, wenn er nicht schon so fest begründet wäre, daß er nicht mehr nötig hat, mit voller Kraft zu arbeiten.





Anton Kerner von Marilaun †.

In Wien verchied am 22. Juni Hofrat Dr. Anton Kerner von Marilaun, der berühmte Botaniker. Am 12. November 1831 in Mautern bei Krems geboren, studierte er zunächst Medizin, wandte sich aber, nachdem er zwei Jahre ärztlich praktiziert hatte, der Pflanzenkunde zu, der er von Jugend auf rege Teilnahme entgegengebracht hatte,

deutung der Asyngamie für die Entstehung der Arten". Von allgemeinerem Interesse ist Kerner's Schrift über die botanischen Gärten, ihre Aufgaben in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Kulturgeschichtlich von Wert sind Kerner's Untersuchungen über die Flora der Bauerngärten in Deutschland. An weitere Kreise wandte sich der Forscher mit seinem gemeinverständlich gehaltenen, doch streng wissenschaftlichen „Pflanzenleben“.



Anton Kerner von Marilaun.



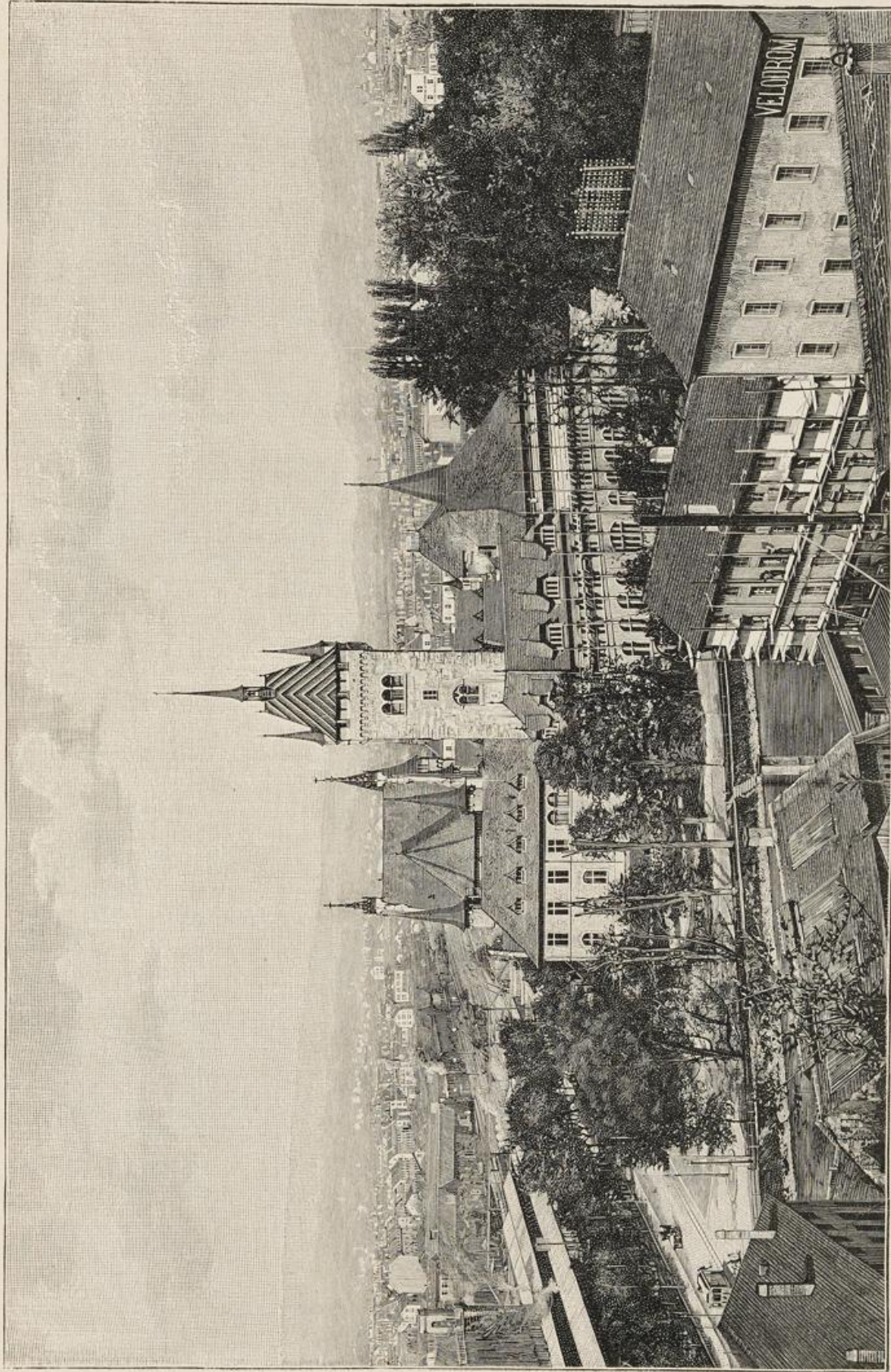
Phot. Wils. Fechner, Berlin.

Professor Friedrich Geßelschap.

wurde dann Professor an der Wiener Oberrealschule, 1858 Professor der Botanik am Wiener Polytechnikum. 1860 wurde er zum Direktor des botanischen Gartens in Innsbruck berufen. Seit 1878 war er Professor der Botanik und Direktor des botanischen Gartens in Wien. Die dauernde Beschäftigung mit der österreichisch-ungarischen Flora giebt der Lebensarbeit Kerner's ihr Merkzeichen. Dieses Studium führte ihn aber auch dazu, sich mit Fragen aus der allgemeinen Botanik zu beschäftigen. Von den Kerner'schen Veröffentlichungen dieser Art sind hervorzuheben: „Gute und schlechte Arten“ (1866), „Abhängigkeit der Pflanzengestalt von Klima und Boden“ (1869), „Die Schutzmittel der Blüten gegen unberufene Gäste“ (1879), „Ueber die Be-

Professor Friedrich Geßelschap †.

Ein tragisches Ende hat Professor Friedrich Geßelschap, in der berühmte Geschichts- und Monumentalmaler, in der Umgebung von Rom gefunden. Seit Jahren von einem schweren Leiden gepeinigt, das keine Aussicht auf Heilung zuließ und sein Schaffen empfindlich beeinträchtigte, hat der Künstler undästeren Gemütes sich selbst den Tod gegeben. Am 5. Mai 1835 in Wesel geboren, erhielt Friedrich Geßelschap seine Ausbildung auf den Kunstakademien von Dresden und Düsseldorf. Nachdem er sich in Rom vornehmlich dem Studium der monumentalen Malerei hingegeben, ließ er sich in Berlin nieder, wo zuerst seine für Privathäuser



Das neue eidgenössische Landesmuseum in Zürich. (Text Seite 410.)

ausgeführten dekorativen Malereien berechtigtes Aufsehen erregten. Die weiteren Kreise lernten ihn gelegentlich der 1877 um die Malereien für das Gofrlarer Kaiserhaus ausgeschrieben Konkurrenz kennen, wo er für mit Meibitren gemeinsam gefertigte Entwürfe den zweiten Preis erhielt. Die Ruhmeshalle des Berliner Zeughauses wurde dann die Stätte auch seines Ruhmes. Hier prangen seine monumentalsten Schöpfungen: die Wandgemälde der Herrscherhalle, die in Gajemfarben ausgeführten Bilderreihen, die den Krieg, die Walhalla, vor allem aber die Wiedererrichtung des deutschen Kaiserreiches und den Frieden veranschaulichen, wobei die porträtähnlichen Züge der dabei verwendeten Idealfiguren ein besonderes Interesse erwecken. Von den ferneren Werken Gesellschaft verdienen noch die malerischen Entwürfe genannt zu werden, die die Stätte zieren, wo er jahrelang als Lehrer und Vorbild der Jugend gewaltet. Es sind das die Entwürfe für Glasfenster in der königlichen Akademie der Künste, Figuren in antiker Gewandung, die das Leben Kaiser Wilhelms I. veranschaulichen. Die fast an antike Vorbilder gemahnende Größe der Auffassung, die markige Kraft der Komposition in den Werken Gesellschaft sichern ihm eine bleibende Anerkennung.

Das neue eidgenössische Landesmuseum in Zürich.

(Siehe die Abbildung Seite 409.)

Am 25. Juni ist in der uralten Helvetenstadt an der Limmat das neue eidgenössische Landesmuseum feierlich eingeweiht worden. Der mächtige Bau, der sich im parkartigen „Blagplatz“, einer herrlichen Anlage hinter dem Bahnhofs, erhebt, unterscheidet sich von allen andern ähnlichen Gebäuden; es ist nicht ein einheitlicher Stil, in dem es sein Schöpfer, der Züricher Stadtbaumeister Gull ausführte, sondern es umschließt in glücklicher Vereinigung und wohlthuender Harmonie den gotischen, romanischen und Renaissancestil des Mittelalters. Und dementsprechend ist auch das Innere gehalten. Es zeigt die Entwicklung der Architektur in der Schweiz. Was nun die Sammlungen betrifft, so wird es nicht nur alle jene höchst wertvollen Altertümer enthalten, die bisher in den verstreuten, oft sehr zerstreut liegenden Räumlichkeiten untergebracht werden mußten, an denen das heutige Zürich so reich ist, sondern auch vieles Kostbare, Sehenswerte und Lehrreiche, das in allen Teilen der Eidgenossenschaft aufgespeichert war, hat seinen Weg nach dem neuen Gebäude gefunden.

Die arktische Expedition der Korvette „Olga“.

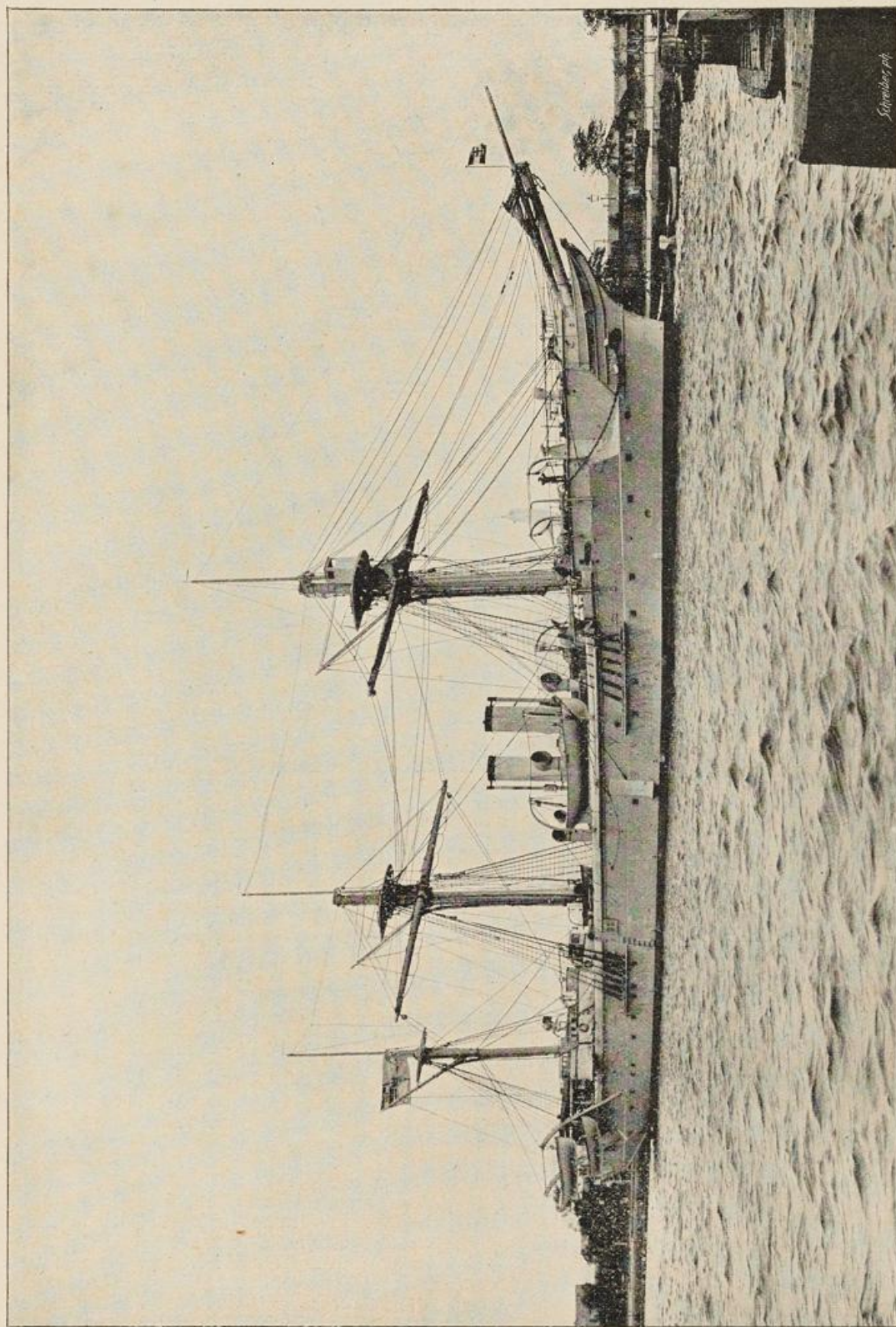
Das rege Interesse, das die deutsche Regierung der Hochseefischerei entgegenbringt, wird von neuem durch die vom Reichsmarineamt ausgerüstete Expedition der Korvette „Olga“ nach den arktischen Gebieten zur Erforschung der Fischgründe der nördlichen Gewässer befestigt. Schon 1871 und 1872 ließ die preussische Regierung die Ost- und Nordsee in hydrographischer und biologischer Beziehung untersuchen, woran sich eine Reihe von Gelehrten beteiligte. Jetzt hat sich wieder ein Stab von Gelehrten und Fachleuten an Bord der „Olga“ unter Leitung des Vorstandes des Seefischereivereins, Kapitän z. S. a. D. Dittmer, eingeschifft, um im hohen Norden Studien und Probefischzüge zu machen.

Die „Olga“ hat am 22. Juni unter dem Befehl des Kapitänleutnants von Dassel Wilhelmshaven verlassen und die Reise, deren Endziel die im Polarmeer zwischen

dem 76. und 80. Grad nördlicher Breite und 10. und 33. Grad östlicher Länge gelegene Insel Spitzbergen sein wird, angetreten. Obwohl in erster Linie wissenschaftlicher Natur, hat diese Expedition für unsere Hochseefischereiverhältnisse die größte Bedeutung. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß zurzeit etwa fünftausend Segler und sechshundert Dampfer neun Monate im Jahre tagen, tagaus die Nordsee mit dem Grundnetz durchwühlen, so muß es einleuchten, daß die Natur für einen so maßlosen Massenfang auf die Dauer keinen Ersatz zu schaffen vermag. Hier liegt ein großes Gebiet der internationalen Schutzgesetzgebung für die Fischerei vor uns. Es erscheint als dringend notwendig, für die Hochseefischerei eine gesetzliche Schonzeit einzuführen. Derartige Verhandlungen sind auch seit einigen Jahren im Gange, ohne jedoch zum Abschluß gekommen zu sein, da hier nur durch ein internationales Abkommen Hilfe geschaffen werden kann.

In Erkenntnis der Thatfache, daß das höchste Maß der Ergiebigkeit der Nordsee erreicht ist, haben die Reedereien der deutschen Fischdampfer seit einigen Jahren angefangen, eine Anzahl ihrer Fahrzeuge weiter nördlich als das eigentliche Fischereigebiet der Nordsee, das im Norden nach der internationalen Konvention mit dem 61. Grad nördlicher Breite abschließt, und bis Island hinauf zu senden. Die Fangergebnisse sind erfahrungsmäßig reicher und wiegen die größeren Kosten der längeren Reise auf. Der Zweck der „Olga“-Expedition ist nun, die Fischereiverhältnisse der nördlicheren Meeresteile zu erforschen, und die Kommission, unter der sich Gelehrte des Biologischen Instituts in Helgoland befinden, wird ihr Augenmerk besonders auf die Laich- und Zugzeit der Fische richten, während den Fachleuten, zu denen der Fischmeister von Helgoland und ein erfahrener Kapitän eines Geestemünder Fischdampfers gehören, die Aufspürung der besten Fischgründe obliegt. Eine Besatzung von 260 Köpfen seegewohnter Leute, deren Beruf das Hochseefischereigewerbe ist, und die in der von dem zum Schiffsstabe gehörenden Fischereileutnant Lieutenant zur See Jaeger geleiteten Fischereischule gut vorgebildet sind, steht der Kommission zur Seite, so daß man auf ein gutes Gelingen der Expedition und auf reiche wissenschaftliche und praktische Ergebnisse hoffen darf. Die Korvette „Olga“, die sonst die Dienste zum Schutze und zur Vernauffichtigung der Nordseefischerei versieht, ist auf der kaiserlichen Werft in Wilhelmshaven für die Expedition aufs sorgfältigste ausgerüstet. Für die Gelehrten ist in erster Linie im Zwischendeck ein geräumiges, luftiges und helles Laboratorium eingerichtet und mit den nötigen wissenschaftlichen Apparaten und Instrumenten, die zum großen Teil dem Biologischen Institut in Helgoland entnommen sind, versehen. Außerdem enthält es eine sehr reichhaltige Bibliothek der einschlägigen Fachliteratur. Für die praktische Seite der Expedition sind Fanggeräte aller Art, darunter ein großes Grundschleppnetz mit Dampfwinde, wie es die Hochseefischereidampfer führen, vorgezogen. Das Schiff hat Dampfheizung, und es sind Vorkehrungen zum besonders dichten Verschluss der Luken, Türen und Oberlichte getroffen, um auf alle Fälle gegen übermäßige Kälte geschützt zu sein.

Die „Olga“ wird die Reise lediglich unter Dampf machen und ist daher, wie unser Bild zeigt, von ihrer für den jetzigen Zweck des Schiffes nur hinderlichen Takelage befreit. Dagegen führt sie Sturmjegel, die namentlich beim Fang mit dem Grundschleppnetz und bei stürmischem Wetter gute Dienste leisten. Vorn auf dem Mars ist ein Ausguck errichtet, der nach allen Seiten eine Fernsicht gestattet. Dies ist namentlich mit Rücksicht auf das zu erwartende Treibeis geschehen, in dessen Zone Spitzbergen liegt. Die Verproviantierung der „Olga“ ist auf fünf Monate vorgezogen und in jeder Hinsicht zweckmäßig. Große Sorgfalt



Schiffbau, pp.

Nach einer Aufnahme von G. Pfeiffer, gest. Kieppmann in Wilhelmshaven.

Die Korvette „Olga“ im Kriegshafen von Wilhelmshaven, am 22. Juni zur Erforschung der arktischen Gewässer ausgesendet.

ist auch auf die Wahl der Bekleidung gelegt, da das Klima in Spitzbergen durchaus arktisch ist und selbst im Sommer, wo sich in den langen Tagen, an denen die Sonne nicht untergeht, eine sehr bedeutende Wärme entwickelt, im Schatten doch so rauh ist, daß weder Eis noch Schnee schmilzt.

Die „Olga“ ist ein aus Eisen gebautes Schiff von

2169 Tonnen Displacement, 2100 Pferdekraften und 12 Knoten Geschwindigkeit. Ihre frühere Armierung ist beseitigt und besteht jetzt nur aus einigen leichten Schnellladekanonen. Das nächste Reiseziel der Expedition ist die vom Eismeer umgebene Hafenstadt Tromsø in Norwegen, wo Schiffe, die nach Spitzbergen segeln, ihre Ausrüstung zu vervollständigen pflegen.

Bernhard Denninghoff.

Bilder aus Pretoria.

Die erste europäische Ansiedelung im Kaplande erfolgte im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts durch die holländisch-ostindische Compagnie und bestand meistens aus Holländern. Das Land blühte trotz vieler blutigen Kämpfe mit den Eingeborenen rasch auf, so daß England bereits 1620 seine Hände zur Besitzergreifung ausstreckte; die Umstände schienen jedoch zu erheischen, daß man es vorläufig bei einer Proclamation bewenden ließ. Englands Angriff 1782 endigte, dank der tapferen Verteidigung der Buren, mit einer Schlappe, und auch weitere Annexionsversuche wurden thatkräftig abgewehrt. Aber nach der Vernichtung der französischen

Flotte bei Trafalgar benutzte Albion 1806 die Gelegenheit und besetzte das Kap, nachdem der holländische Resident mit seinen Truppen vertrieben war. Die Buren wollten jedoch von englischer Herrschaft nichts wissen und verließen die Kolonie. In diese Zeit, um 1837, fällt die Besiedelung von Natal durch die Buren. Der Rest derselben, circa 10 000 Mann, siedelte sich am Vaalsfluß, den Draakenbergen und so weiter an. Die Verfolgten hatten aber nirgends Ruhe, und erst nach jahrzehntelangen Kämpfen um die Freiheit langte ein Teil der Buren in Transvaal an, wo sie eine Republik gründeten und im Jahre 1857 sich auch eine Verfassung gaben. Die Annexion Transvaals durch die Engländer, 1877, und das Abschütteln dieses Joches durch die Buren, 1881, ist genügend bekannt, ebenso der räuberische Einfall von Dr. Jamezon. Transvaal (Südafrikanische Republik) steht heute unabhängig da, und man darf überzeugt sein, daß bei weiteren Annexionsgelüsten ein Kampf bis aufs Messer geführt werden wird, da zum weiteren Suchen einer neuen freien Heimat kein Land mehr in Südafrika vorhanden ist. Präsident Krüger (geboren 10. Oktober 1825) steht bereits fünfzehn Jahre an der Spitze der Regierung und ist bei der im Mai erfolgten Neuwahl abermals auf fünf Jahre in seinem Amte bestätigt worden. Das Ergebnis wurde von der großen Mehrheit der Bevölkerung, namentlich gegenüber den Machenschaften der englischen Partei, mit Be-

geisterung aufgenommen, und in Pretoria gestaltete sich die feierliche Einseiwörung des wiedergewählten Präsidenten, am 12. Mai dieses Jahres, zu einer großartigen Kundgebung. Einige Szenen daraus geben wir im Bilde wieder.

Pretoria, die Hauptstadt der Südafrikanischen Republik und Sitz der Regierung, liegt in einem sehr hübschen Thale, rings von Bergen umringt. Die Umgebung ist fruchtbar, und es herrscht Ueberfluß an Wasser, doch läßt der Zustand der Wege noch viel zu wünschen. Die zu Weihnachten 1897 dem Verkehr übergebene Pretoria Tramway-Compagny Limited hat,

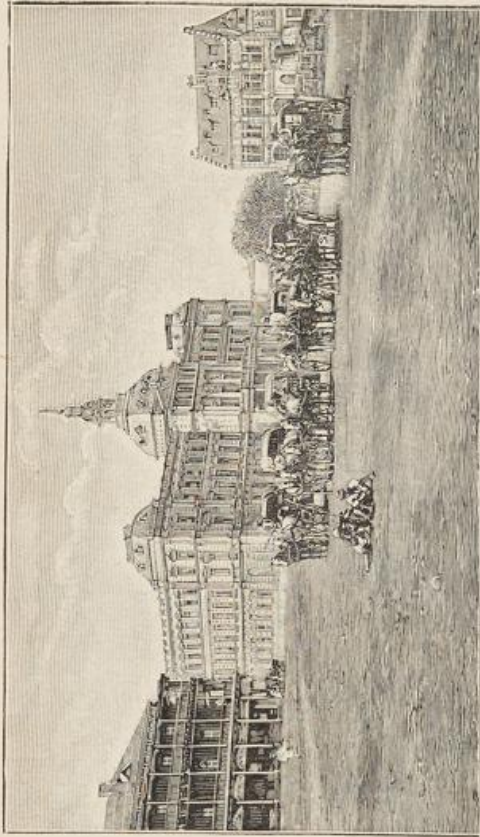


Haus des Präsidenten Krüger in Pretoria.

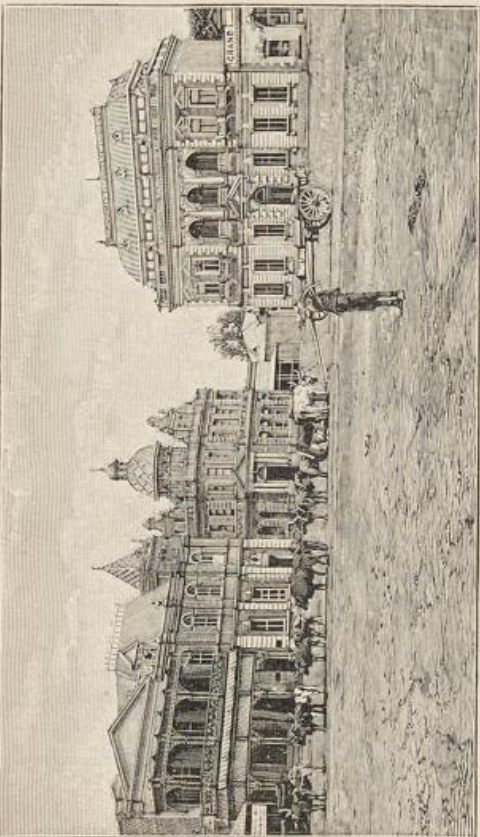
selbst nachdem ihre Tarife von der Regierung um etwa die Hälfte herabgesetzt worden sind, noch immer ziemlich hohe Preise.

Vom Bahnhof gelangen wir längs der Marktstraat auf den Kerkplein, wo das Gouvernementsgebäude steht. Der für südafrikanische Verhältnisse großartige Bau, dessen Herstellung 3 200 000 Mark erforderte, enthält verschiedene große Säle für die Beratungen der Regierung und des Volksraad wie Büreaus für den aus 250 Personen bestehenden Beamtenetat. Gegenüber dem Regierungsgebäude erhebt sich das diesem ebenbürtige Justizgebäude, das Ende 1898 vollendet sein wird. Am Gouvernementsgebäude biegt die Pferdebahn rechts ab und läuft in die Kerkstraat, in der die bedeutendsten Geschäfte liegen. Der größte Teil davon besteht aus englischen Firmen. Häuser wie T. W. Beckett & Co. Limited, die Umsätze von Millionen Pfund Sterling erzielen, sind nicht vereinzelt. Die Läden sind ganz nach europäischem Geschmack eingerichtet und elektrisch beleuchtet. Die Kerkstraat läuft aus in die Arcadiabrug, die das eigentliche Pretoria mit den Vorstädten Arcadia, Trevenna, Jumbofide verbindet. Hier stehen prachtvolle Villen von Geldmagnaten, ausgestattet mit allem nur irdischen Luxus, denn für schweres Geld ist auch in Transvaal alles zu haben. Recht bescheiden erscheint dagegen das Haus des Präsidenten Krüger, an der westlichen Seite der Stadt in der Kerkstraat gelegen.

c. u.

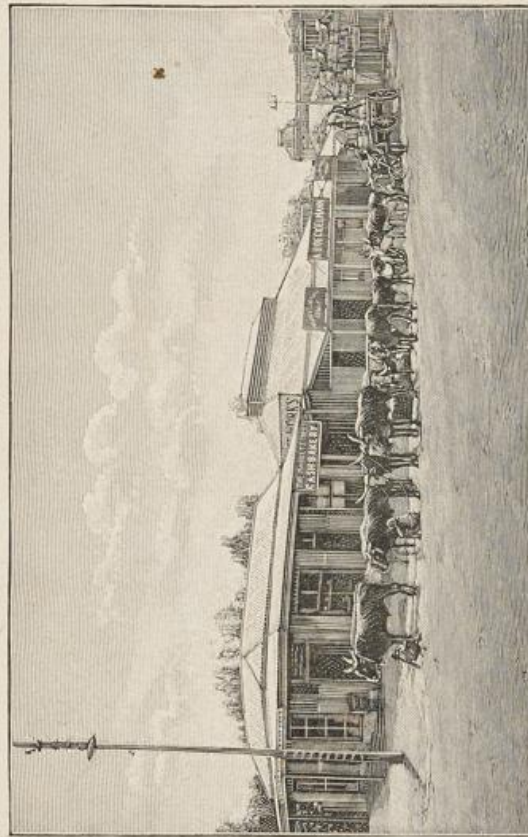


Gouvernementsgebäude.

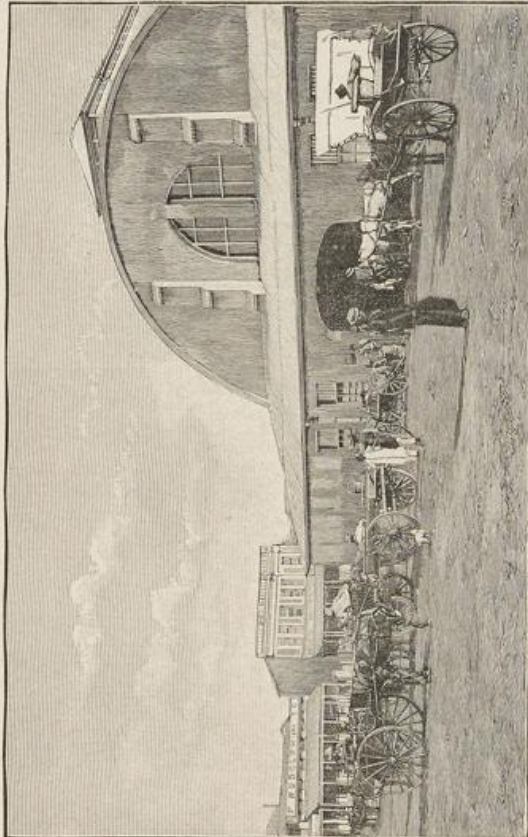


Ratsbank.

Standardsbank.

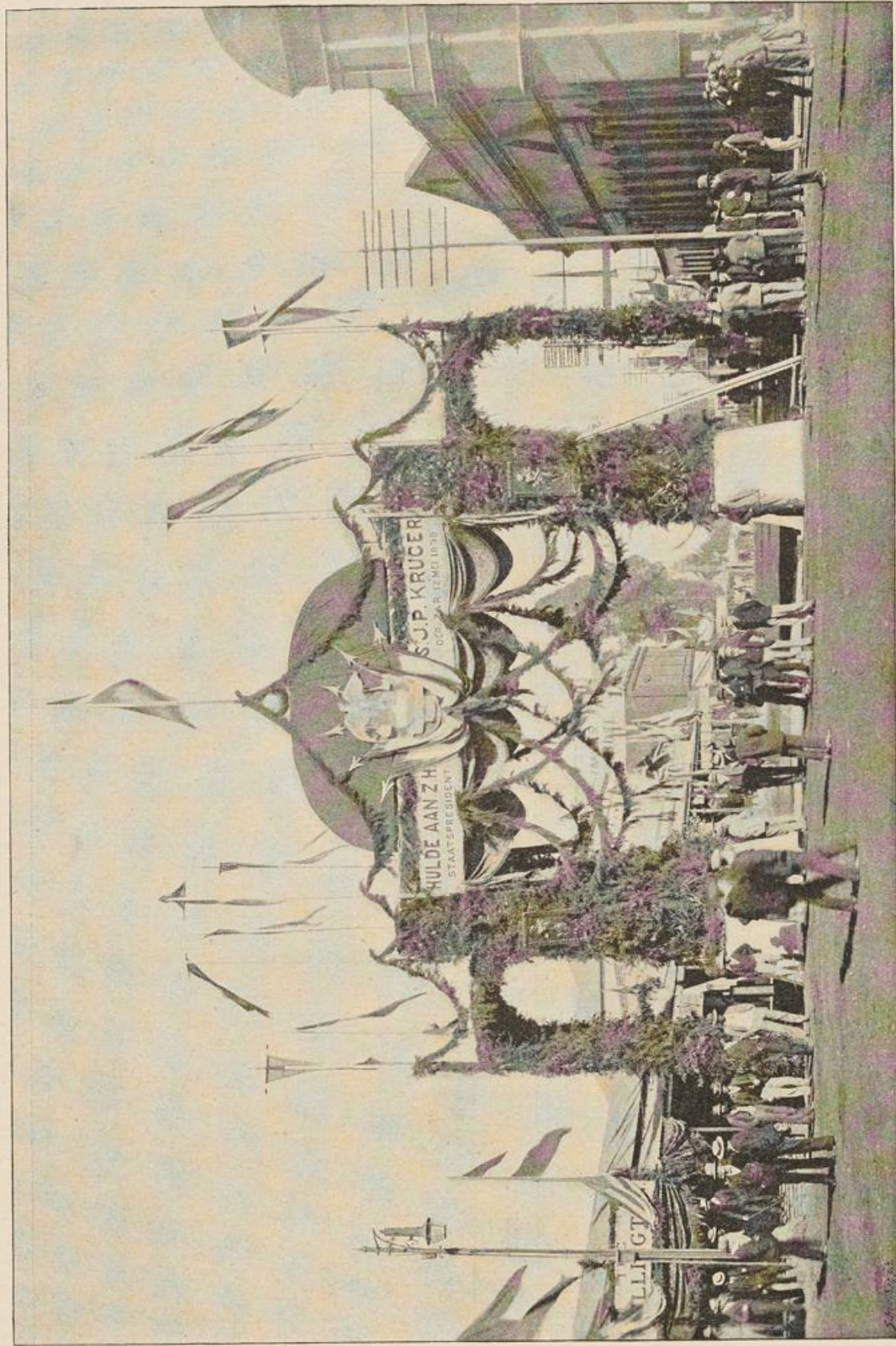


Wagonsbank.

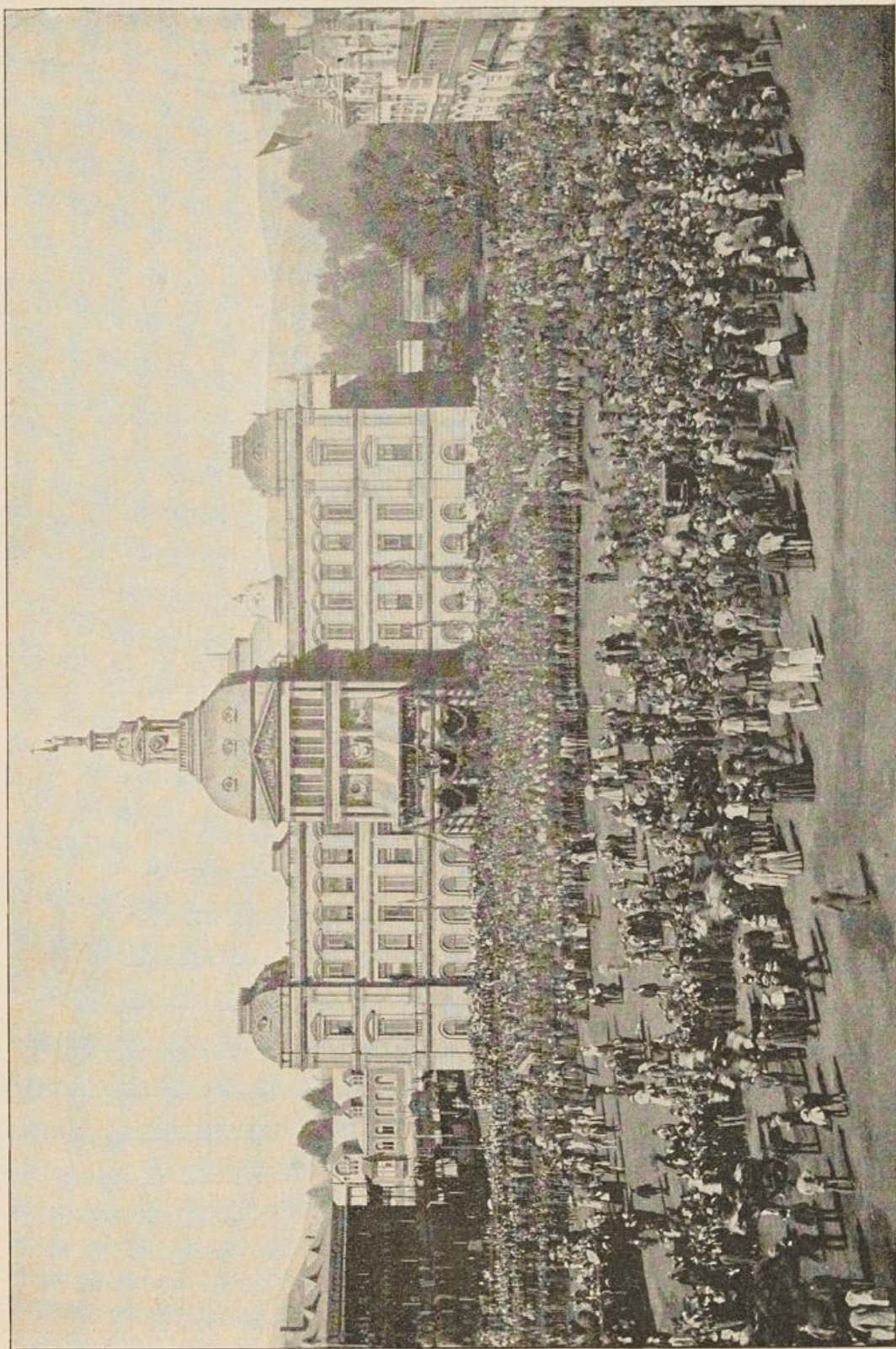


Reisbank.

Bilder aus Preforia.



Ehrenparade für den neugewählten Präsidenten Krüger.



Die feierliche Einsegnung des neugebauten Präsidentensträger, 12. Mai 1898.

Bilder aus Preforia.



Arcadibrug. Zu dem Artikel: Bilder aus Pretoria.

Für müßige Stunden.

Ausfüllrätzel.

a	b	i	g
o	b	u	g
o	d	a	u
e	w	e	s
o	t	c	e
u	s	u	z
e	s	r	e
t	r	h	n
E	s	S	l
i	n	G	e
n			

- Auslând. Universitât.
- Stadt in Frankreich.
- Römischer Kaiser.
- Deckfarbe.
- Verdienstvoller Kritiker.
- Krankheitserscheinung.
- Sahzeichen.
- Staatsangehöriger.
- Stadt in Württemberg.

Die leeren Felder vorstehenden Quadrats sind so mit Buchstaben auszufüllen, daß die wagrechten den nebenanstehenden Bezeichnungen entsprechen, während die beiden Diagonalen (von oben nach unten) einen männlichen und einen weiblichen Vornamen ergeben.

Worträtzel.

Sagt an, was ist das für ein Mann,
Den man jetzt jederzeit
Auf jeder Straße treffen kann
Voll Mut und Schneidigkeit?

Rehmt ihm den Kopf — es thut nicht weh! —
So schwingt er, wunderbar,
Sich schnellen Fluges in die Höh'
Mit stolzem Flügelpaar.

F. M. E.

Busennadel-Rässel sprung.



Wechsellrätzel.

Mit n in der Mitte pflegt man's wohl
Von Künbern und Gaunern zu fagen.
Mit r, von lockigem Haar umwallt,
Hat's einst die Harse geschlagen.
Mit u im Riesengebirg nach ist's
Zu sehen in unsern Tagen.

F. M. E.

Runenrätself.



Verwandlungsrätsel.

- Eisf
- Amur
- Kram
- Parf
- Glas
- Fuß

Durch Verwandlung je eines Buchstabens der vorgestellten Wörter sollen diese in vier andre Benennungen verwandelt werden, deren letzte mit ihren Anfangsbuchstaben (von oben nach unten gelesen) den Namen einer Stadt ergeben.

Worträtsel.

Rasch über mich	In wilder Schlacht
Trug oft schon dich	Ward ich voll Macht
Vom Dampf bewegt der Wagen;	Dem Ritter oft zer schlagen;
Zum Zeichenjaal	Wer's Bein zerbrach,
Reißt Vincal	Der trägt danach
Die Schüler hin mich tragen;	Mich lang mit Unbehagen.

F. W. S.

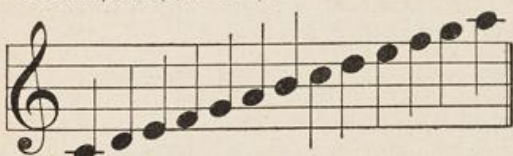
Silbenrätsel.

1, 2, die Silben: ein schlimmer Gefelle,
Vor deinem Anhang, da graut es mir fast,
Keiner noch weite an schlimmerer Stelle,
Und wer da weist, ist uneligster Gast!

2, 3, die Silben: ein lust'ger Gefelle,
Nimmt von dem Herzen die bängliche Last,
Wo du dich kündeist, licht wird es und helle,
Und wo du weist, bist willkommenster Gast!

Aber das Ganze: von beidem Gemische,
Fröhlich von weitem und trüb in der Näh';
Sicht so ein mancher an gastlichem Tische,
Andre mag's freuen, ihm selber ist weh!

Auflösungen der Rätselaufgaben in Hest 12, Seite 314:
Des musikalischen Rätsels:



GIUSEPPE VERDI

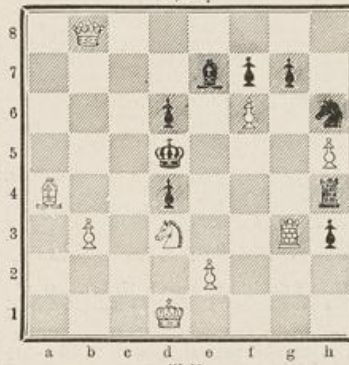
Des Wechselrätsels: Gardine, Sardine.
Des Trennungsrätsels: Einfluß — ein Fluß.
Des Groß- und Kleinrätsels: Reis — reif.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe XVI.

Von Georg Friedrich in Würth.
Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XIII S. 314:

- W. 1. Kd5-e4
- S. 1. h6-h5 (Da8x a6)
- W. 2. Ke4-d3 und
- W. 3. Lf7-e4, Se6-a7 matt.

- A.
- S. 1. Da8x e6 (-e8)†
 - W. 2. Td6x e6 (Lf7x e8) u. i. w.

Auf alle andern Züge nimmt Weiß entweder zunächst die Dame oder legt schon im zweiten Zuge durch Se6-a7 oder (auf Kb5x a6) Lf7-e4 matt.

Auflösung der Aufgabe XIV S. 314:

- W. 1. Da2-d2
- S. 1. e3x d2 (-e2)
- W. 2. Se2-h4 und
- W. 3. Sh4-g6 matt.

- A.
- S. 1. e4-e3
 - W. 2. Dd2-a2 und
 - W. 3. Sf4-g6 matt.

- B.
- S. 1. b5-b4
 - W. 2. Dd2xb4 und
 - W. 3. Db4-b8 matt.

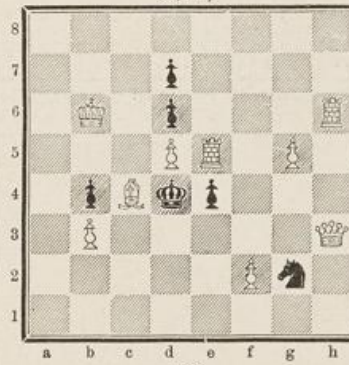
- C.
- S. 1. Ld4xc5
 - W. 2. Td3-d5†
 - S. 2. e6xd5
 - W. 3. Dd2xd5 matt.

- D.
- S. 1. Sd1-b2, f2, e3
 - W. 2. Td3xe3†
 - S. 2. Ld4xe3, Se3-e4
 - W. 3. Dd2-d6, Te3xe4 matt.

Sehr verführerisch ist 1. Da2-a1 (Ld4xa1 2. Td3-d6; Sd1-b2 2. Da1-h1; e4-c3 2. Da1-a2), was lebigh an 1. ... Sd1-c3 2. Td3xc3 Ld4xe5! oder 2. Da1-h1 S3-e4! scheitert. Andre Züge werden durch Sd1-f2 widerlegt.

Aufgabe XVII.

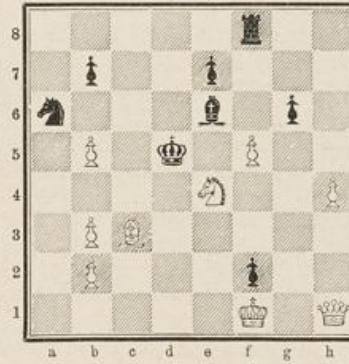
Von J. Jespersen in Svendborg.
(Aus dem Problemturnier der „Tidskrift for Skak“.)
Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe XVIII.

Von A. Erlin und O. Nemo in Wien.
(Zum Problemturnier des „Neuen Illust. Blatt“ preisgekrönt.)
Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XV S. 314:

- W. 1. Da2-b1
- S. 1. d6-d5, Ke4-f3
- W. 2. Db1-h1†
- S. 2. f4(Td3)-f3, Kf3xg4, e2(-f2)
- W. 3. Dh1-h7, h5, Th8-h2 matt.

- A.
- S. 1. f4-f3, Ke4-d5
 - W. 2. Db1-b7†
 - S. 2. d6(Td3)-d5, Kd5-e4, e6
 - W. 3. Db7-b7, b5, f7 matt.

Partie Nr. XII.

Spielt im akademischen Schachklub zu Berlin am 27. Mai 1898.

Spanische Partie.

Weiß: G. Schallopp. — Schwarz: W. Heinrichsen.

Table with 4 columns: Weiß, Schwarz, Weiß, Schwarz. Moves listed in algebraic notation such as 1. e2-e4, 2. Sg1-f3, etc.

- 1) Der üblichere Zug ist Lf8-e7; doch kann auch der Letztzug unbedenklich geschehen.
2) Weiß opfert einen Bauern für eine ganz gute Angriffstellung.
3) Nimmt der König, so kann 16. Ta1-d1 Le8-f5 17. Da4-b4+ Kd6-d7 18. Db4-b7 Th8-b8 19. Sc3xd5 e5xd5 (19. ... Tb8xb7 20. Sd5-b6 Doppelschach und Matt!) 20. Td1xd5+ Df6-d6 21. Td5xd6+ Kd7xd6 22. Te1-d1+ die Folge sein.

Briefmappe.

Redaktionelles:



In der Halbmonatschrift „Aus fremden Jungen“ schreibt die Veröffentlicherin des letzten Wertes des unvergesslichen Alphonse Daudet: „Die Stütze der Familie“ (Soutien de famille) fort und nimmt das Interesse der Leser immer mehr gefangen. Daneben finden wir in dem neuesten Hefte: „Um eines Mädchens willen“, eine Lustgeschichte von Stephan Bárfony (aus dem Ungarischen); „Ein Tropfen Rum“ von Eskor Fogazzaro (aus dem Italienischen); „Das Segeisen“ von Esfor Fogazzaro (aus dem Norwegischen). — In der „Deutschen Romanbibliothek“ entwickelt sich der Roman „Von Todes Gnaden“ von A. von Gersdorff zu immer höherer Spannung. Daneben erscheint eine Novelle von A. Hoffmann-Diederich: „Gloire de Dijon“. — Das erste Heft beider Zeitchriften (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) ist durch jede Buchhandlung und Journal-Expedition zur Ansicht zu erhalten.

Du fragtest mich einst Ob ich die Blumen liebe Hätte ich verneint So wäres eine Lüge! Hättest du gefragt Ob ich dich liebe Hätte ich ja gesagt Es wäre keine Lüge!

Du fragtest eine Andre Du schwor dir am Altar Daß sie dich ewig liebe Doch daß war eine Lüge! Raum sind Wochen vergangen Du hast es auch erkannt Daß selbst auch wechgeworfen Den falschen Liebesband!

Jetzt mußt du leben So ganz ohne Liebe Und wenn du fragst warum? Wegen der großen Lüge!

W. v. F. in U. Die Blüten zarter Poesie, die wir bisweilen an dieser Stelle veröffentlichen, sind stets „echt“, das heißt dem eignen Valen der Einsender entspringen. Zum Beweise können wir die Handschriften vorlegen.

Louise M. in Bremen. Ganz drollig, aber doch nicht im Tone unersr Blattes. Wir bitten um genaue Angabe der Adresse behufs Rücksendung.

J. A. K. in Hamburg. Besten Dank für Ihre Aufklärung. S. v. R. in M. Mögen Sie sich direkt an die Adververwaltung wenden, die Ihnen sofort alles Nötige mitteilen wird.

Paula in N. Wir haben keine Verwendung und bitten um Angabe genauer Adresse behufs Rücksendung.

W. L. in F. Einen dreibändigen Roman einzusenden, von dem Sie selbst meinen, daß er „wahrscheinlich“ für uns sich nicht eigne?! Haben Sie Erbarmen!

Alleinige Inseraten-Annahmestelle bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich und dessen Filialen. — Insertionspreis pro dreizehnpaltene Nonpareille-Zeile 1 Mk.

WILLIAMS'

Das beste, schnellste und sicherste



aller äusserlichen Mittel.

Poröses Pflaster.

Diese Pflaster werden seit vielen Jahren von Aerzten, sowie dem Publikum mit großem Erfolge angewandt bei Rheumatismus, Gicht, Husten, Verrenkungen, Stauchungen, Hals-, Brust- und Lungenschmerzen, Rückgratskrankheiten, Leber- und Magenschmerzen, Lahmheit, Steifheit oder Entzündung der Gelenke oder Muskeln, überhaupt bei allen Krankheitszuständen, für welche äußerliche Mittel, wie Linimente, medizinische Oele, Salben und Einreibungen, sowie Elektrizität und Massage nützlich sein sollen.

Unübertrefflicher Schmerzstiller.

Die Pflaster, bei rauher und kalter Witterung auf der Brust getragen, bieten Garantie gegen Erkältungen, Husten und Lungenkrankheiten.

Anerkennung von den höchsten medizinischen Fachmännern, Apothekern und Chemikern.

Diese Pflaster verursachen keine Blasen oder Wundsein, auch bei der zartesten Haut nicht.

Man verlange nur Williams's poröse Pflaster mit obiger Schutzmarke (3 Figuren). Alle andern sind wertlose Nachahmungen.

Preis M. 1. — Zu beziehen von den meisten Apotheken oder von den Hauptdepots: Engel-Apotheke, Frankfurt a. M., Deutschland; Emil Lozeais, pharmacien, 37, Avenue Marceau, Paris, Frankreich; C. Richter, Apotheker Kreuzlingen, Schweiz; Dr. Rud. Adler, Pressburg, Ungarn.

K. G. in R. „Enzio“ ist die italienische Bezeichnung für Heinz (Heinrich).

W. B. L. Wir können leider nicht dienen.
 W. B. in Coblenz. Als die gütigste Zeit zum Beginne eines Krieges scheint bisher allgemein das Frühjahr angesehen worden zu sein. Es sprechen allerdings natürliche Gründe dafür, so die langen Tage und guten Witterungsverhältnisse, die in Aussicht stehen und eine Beendigung der kriegerischen Operationen vor Eintritt der rauheren Jahreszeit erwarten lassen. Hauptächlich sind die meisten Feldzüge dieses Jahrhunderts im Frühjahr eröffnet worden, so die der Jahre 1800, 1809, 1813/14, 1815, 1828/29, 1848, 1849, 1850 und 1877/78. Von diesen haben bis in den Winter hinein gedauert: 1800, 1813/14 und 1877/78, diese drei haben sogar den Winter überdauert. Im Sommer begannen die Feldzüge der Jahre 1806/7, 1812, 1806 und 1870/71; der erste und der letzte haben den Winter überdauert, der von 1812 endete um Weihnachten. In den Herbst fällt der Beginn der Feldzüge von 1805, 1853 (auf dem Balkan), 1854 (in der Krain) und 1885. Im Winter begannen die Feldzüge 1831 und 1864. Sie finden Genaueres hierüber in dem interessanten Werkchen „Die Zahl im Kriege“ von dem österreichischen Generalstabshauptmann Otto Berndt (Kreitag & Berndt, Wien und Leipzig), das Ihnen jedenfalls noch eine Fülle für Ihren Zweck in Betracht kommenden Materials bieten wird.

Franz G. in R.—f. Wieder lassen wir dem Schatzkästlein Ihrer Nase eine holde Gabe entschlüpfen:

Abschied.

Die Hand reich noch und eh' wir scheiden,
 Und blide ich in deine Augen
 Sah mir dein Aug noch schön;
 In dessen Tief verjaht mein Leiden
 Als wie verjaht im See.
 Wie's nur der Himmel giebt.

Wie oft strich über meine Stirne
 Die Hand wie todend hin;
 Verschunden vor dann all mein Jähren,
 Wie Hauch verweht im Wind.
 Doch wer wird mich in weiter ferne
 Als gütig Geist umwehen?
 Wenn deine lieben Augensterne
 Als schützend Steiner sein.

K. K., Hamburg. Mit bestem Dank angenommen (wenn auch für dieses Jahr zu spät). Weiteres sehr erwünscht. Wir bitten um genaue Adresse behufs Ueberweisung des Honorars.
 Finnland. Leider nicht verwendbar. Das Manuscript steht zu Ihrer Verfügung.

A. D. in R. Farbige Wappenpostkarten hat der Verlag von Pareis, Wieland & Comp. in Zürich und Stuttgart herstellen lassen. Auf 27 Karten sind die Wappen der deutschen Bundesstaaten in heraldischer Treue wiedergegeben.

J. S. B. N., Paraguay. Gern bringen wir Ihre Zuschrift zur Kenntnis der Leser:

„Gehörter Herr Redakteur!“

Da Sie so viele Romane und Novellen in Ihren Blättern erscheinen lassen und in diesen Geschichten immer das Gute und Böse von Mann und Weib behandelt wird, so möchte ich doch auch meine Meinung äußern, wie dieses Vorkommen beschaffen sein soll. Der Mann sollte das Weib nicht haben, sondern sich unter den heiratsfähigen Mädchen diejenigen merken, die ihm an Geist, körperlichen Fähigkeiten und finanziellen Verhältnissen in etwas gleichkommen. Er sollte aber auch schon wissen, daß er sich nicht bloß in eine, sondern in alle ihm etwas gleichkommenden verlieben kann. Dann sollte er solchen Mädchen zu erkennen geben, daß er sie gerne sieht, und wenn solche Mädchen ihm eine Lebenswürdigkeit erweisen, so sollte er sich freundlich und anerkannt zeigen. Der Mann sollte bei diesem Entgegenkommen weiblicherseits seine wirklichen und wahren Ansichten und Lebensanschauungen austräumen. Und diejenige seiner Verehrerinnen, die ihm am meisten behagt, ihm am meisten konzentriert, mit ihm am besten harmoniert, der sollte er schließlich zu erkennen geben, daß es ihm recht wäre, wenn sie ihn heiraten wollte. Der Mann sollte aber die andern Mädchen noch nicht schroff zurückweisen, sondern sollte allen die Aussicht auf Heirat offenstehen lassen, bis sich eine, die er will, erklart, ihn heiraten zu wollen. Dann sollte der Mann auch mütterlich die Treue halten und den andern Mädchen zu erkennen geben, daß er schon gebunden sei. Er sollte dann alle Gedanken, sich noch eine bessere zu suchen, an den Nagel hängen, sich und seine Verhältnisse zu vervollkommen suchen. Der Mann sollte aber seiner Braut nicht den Hof machen, sondern sich eher von seiner Braut schmücken und verehren lassen. Und wenn seine Braut die Sache wirklich bis zum Heiraten treibt, dann glaube ich, daß der Bund wirklich im Paradiese geschlossen ist. Denn wenn wir das Gegenteil thun und untrer Auserwählten nachlaufen, ihr den Hof machen, ihr schmeicheln, so wird sie zwar in uns Herzensverliebt, aber auch talent vor Eifersucht. Sie glaubt nicht mehr an unsre Liebe, denn wir haben uns unmannlich benommen, und je mehr wir sie anbeten, je mehr wir sie verjähren, desto mehr wird sie uns unterjochen wollen. Und darin glaube ich die mosaische Schlange der Verführung zu finden, daß wir, anstatt unsre liebe Gefährtin nach den Gesetzen der Vernunft zu beherrschen, uns von ihren Leidenschaften beherrschen lassen. Wenn es dem Manne gelingen sollte, sein Weibchen nach seiner besseren Einsicht zu beherrschen, so glaube ich, daß nichts mehr im Wege steht, das Paradies misant der Unsterblichkeit wieder einzuführen.

L. G. in R. Am besten wenden Sie sich an die „Königliche Volkszeitung“, die sich auch zum Anfertigen für Ihre Zwecke empfiehlt.
 Theodora S. in Berlin. Mit Dank abgelehnt.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Neue illustr. Preisliste gratis



Musikinstrumente
 Jul. Heinr. Zimmermann.
 Fabrik und Export, Leipzig.
 Geschäftshäuser:
 St. Petersburg, Moskau, London.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

In unserm Verlage ist erschienen:
Deutsches Kochbuch.

Von
Margarete von Bennigsen.
 In originellem Einband mit farbiger Holzbrand-Imitation Preis M. 6.—

Die Verfasserin giebt in über 1300 Kochvorschriften eine vorzügliche, durchprobtte Anweisung zur Bereitung der Speisen von der einfachen, schlichten Hausmannskost bis hinauf zu den höchsten Anforderungen der feineren Gesellschaftliche.

Es beziehen durch alle Buchhandlungen.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse „Kronenquelle Salzbrunn“

Unter Berücksichtigung des reichen Inhalts und der geistigen Frische, die billigste deutsche Zeitung.

Im täglichen Feuilleton erscheinen die neuesten Romane u. Novellen hervorragender Autoren.

Berliner Zeitung Deutschlands.

13 mal wöchentlich erscheinend

und Handels-Zeitung m. Effecten-Berichtungsliste, „Berliner Tageblatt“, „Mittellungen über Landwirtschaft“, „Berliner Zeitung“, „Gartenbau und Hauswirthschaft“.

Man abonniert bei allen Postanstalten d. Deutschen Reichs vierteljährlich: 5 M. 25 Pf., für d. II. u. III. Monat eines jeden Quartals: 3 M. 50 Pf., für den III. Monat: 1 M. 75 Pf. Für das Ausland beträgt das Abonnement 4 M. 75 Pf. pro Monat, 14 M. pro Quartal inkl. Porto für postfreie Zustellung unter Kreuzband. Dasselbe kann jedersett begonnen werden durch Einsendung g des Abonnementbetrages direct an die Exped. d. „Berliner Tageblatt“, Berlin SW.

Probe-Nummern gratis und franco.

Subscriptions-Preis 50 Pf. pro Jahr

Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut

KALODERMA

KALODERMA-GELEE KALODERMA-SEIFE

Gesetzlich geschützt unter Nr. 12815.

F. WOLFF & SOHN KARLSRUHE

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.



Das beste Fahrrad!
„Höchste“
Auszeichnungen



Die feinste Marke!
„Grösste“
Verbreitung

Adler Fahrradwerke vorm. Heinrich Kleyer
Frankfurt a. M. Reich illustr. Katalog 1898
geg. 10 Fig. Porto-Marke.

Es schmeckt mir nicht!

Diesen Ausruf kann man natürlich nur auf essen und trinken beziehen. Nahrungsmittel aber, welche täglich genossen werden sollen, müssen stets bekömmlich sein und dürfen den Gaumen nicht ermüden. Besonders bei Cacao, welcher jetzt so viel an Stelle von Kaffee und Thee getrunken wird, weil er höchst nahrhaft ist und die Nerven nicht angreift, kann man finden, dass viele Marken nur ganz kurze Zeit Befriedigung geben.

Eine Marke aber giebt es, bei welcher durch einen besonderen Process der köstliche Geschmack voll erhalten und der hohe Nährwerth der Cacaobohne ganz erhalten ist: es ist das der bewährte Cacao van Houten. Man kann ihn früh, Mittag und Abend trinken und stets schmeckt er. Man mache einen Versuch mit diesem höchst nahrhaften und im Gebrauch billigen Getränk.

Volle Mahlzeit Magenleidenden Sofortige Hilfe

Nach Weidung aller Medicamente, Mineralwasser, Salze und Speiseverbote! Nur nach Genuss aller der Menschheit zustehender Speisen vermag, wie 10jährige unsehbare Erfolge beweisen, mein Verdauung anregend und erhaltendes Speisepreparat

„Magenheil“

alle Magenbeschwerden (da solche nicht einmal krankhaft), in jedem Alter und Stadium vom Säugling bis zum Greise zu beseitigen und dauernd beschwerdefreie Verdauung herzustellen! Broschüre gegen 3 Pfennig-Marke gratis und franco, 4 Doze M. 1.50 nur durch

Heinr. Senf, Köln, 23 Rheingasse 23.

Bei minim. 3 Dozen für Deutschland franco. Rücknahme extra.

Stottern

heilt Prof. Rudolf Denhardt's Anstalt
Honorarnach Heilung. **Eisenach** gratis
Garten. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzige**
Anst. Deutschl. i. herrl. Lage, diemehr.
staatl. ausgezeichnet, zuletzt d. S. M.
Kaiser Wilhelm II.

Fort mit den Söfentragern!

Zur Abhülfe jeder tro. sog. Söfentragerei, 1 Söfentragerei, 2 Söfentragerei, 3 Söfentragerei, 4 Söfentragerei, 5 Söfentragerei, 6 Söfentragerei, 7 Söfentragerei, 8 Söfentragerei, 9 Söfentragerei, 10 Söfentragerei, 11 Söfentragerei, 12 Söfentragerei, 13 Söfentragerei, 14 Söfentragerei, 15 Söfentragerei, 16 Söfentragerei, 17 Söfentragerei, 18 Söfentragerei, 19 Söfentragerei, 20 Söfentragerei, 21 Söfentragerei, 22 Söfentragerei, 23 Söfentragerei, 24 Söfentragerei, 25 Söfentragerei, 26 Söfentragerei, 27 Söfentragerei, 28 Söfentragerei, 29 Söfentragerei, 30 Söfentragerei, 31 Söfentragerei, 32 Söfentragerei, 33 Söfentragerei, 34 Söfentragerei, 35 Söfentragerei, 36 Söfentragerei, 37 Söfentragerei, 38 Söfentragerei, 39 Söfentragerei, 40 Söfentragerei, 41 Söfentragerei, 42 Söfentragerei, 43 Söfentragerei, 44 Söfentragerei, 45 Söfentragerei, 46 Söfentragerei, 47 Söfentragerei, 48 Söfentragerei, 49 Söfentragerei, 50 Söfentragerei, 51 Söfentragerei, 52 Söfentragerei, 53 Söfentragerei, 54 Söfentragerei, 55 Söfentragerei, 56 Söfentragerei, 57 Söfentragerei, 58 Söfentragerei, 59 Söfentragerei, 60 Söfentragerei, 61 Söfentragerei, 62 Söfentragerei, 63 Söfentragerei, 64 Söfentragerei, 65 Söfentragerei, 66 Söfentragerei, 67 Söfentragerei, 68 Söfentragerei, 69 Söfentragerei, 70 Söfentragerei, 71 Söfentragerei, 72 Söfentragerei, 73 Söfentragerei, 74 Söfentragerei, 75 Söfentragerei, 76 Söfentragerei, 77 Söfentragerei, 78 Söfentragerei, 79 Söfentragerei, 80 Söfentragerei, 81 Söfentragerei, 82 Söfentragerei, 83 Söfentragerei, 84 Söfentragerei, 85 Söfentragerei, 86 Söfentragerei, 87 Söfentragerei, 88 Söfentragerei, 89 Söfentragerei, 90 Söfentragerei, 91 Söfentragerei, 92 Söfentragerei, 93 Söfentragerei, 94 Söfentragerei, 95 Söfentragerei, 96 Söfentragerei, 97 Söfentragerei, 98 Söfentragerei, 99 Söfentragerei, 100 Söfentragerei.



Metall. Grösm. 72 cm hoch, kostet mit Blumen-
topf, Kiste, Verpackung u. Garantie tabellarisch
Antunft M. 17. 50 Nachnahme oder Ver-
einbarung.

Die Preisliste über Schmuck für
„Garten u. Park“,
Vereinfassungen, Gartenfische, Gnomen, Tier-
figuren, Basen u. s. w. senden wir kostenfrei an
jeden, welcher sich auf dies Anferat bezieht.
Etruria Kunstgewerbh.
Anstalt
Neuwedell N/M. (Preussen).

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Belletristische Neuigkeiten.

Erni Behaim.

Ein Schweizer Roman aus dem 15. Jahrhundert
von
Ernst Zahn

(Wächter des Bahnhof-Restaurants Göttersen).
In vielfarbigen Einband nach Zeichnung von
Peter Schorr. Preis M. 5.—

Der Verleger behandelt eine Frage, die auch
in der Gegenwart von Zeit zu Zeit immer wieder
diskutiert wird: kann es dem Art-Büchler werden,
einen unheilbar Kranken von seinen Leiden zu
erlösen, indem er das Ende beschleunigt, statt es
mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln hin-
anzuzurücken? Eine Frage, die zu bejahen aller-
dings selten jemand den Mut gefunden hat.

Der Gefangene von Zenda.

Romantische Erzählung von
Anthony Hope.

Aus d. Englischen übersezt v. Clarence Sherwood.
Preis gebefet M. 3.—; fein gebunden M. 4.—
Im Vaterlande des berühmten Autors hat
dieser Roman einen ungeheuren Erfolg erzielt.

Derby.

Spottroman von

Wilhelm Meyer-Förster.

In vielfarbigen Einband nach Zeichnung von
Karl Wald. Preis M. 4.—

Ins volle Leben der Gegenwart greift der
bekannte Erzähler. Die Interessententeile des Renn-
sports, die Welt der vorwegenen Zielreiter, der
engstehenden Pferdebesitzer und Stallbesitzer, die
englische internationale Kolonie von Hoppengarten,
das ist das meisterhaft erfahnte und dargestellte
Milieu des Romans.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.